

LÜNEBURGER BLÄTTER
Heft 34/2014

LÜNEBURGER BLÄTTER

Herausgegeben im Auftrage
des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg
von Klaus Alpers und Uwe Plath

Heft 34

Lüneburg 2014

Im Selbstverlag des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg

Die „Lüneburger Blätter“ werden vom Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg herausgegeben. Sie dienen der Veröffentlichung historischer und kulturgeschichtlicher Forschung in Stadt und Land Lüneburg.

Informationen zu früheren Ausgaben der „Lüneburger Blätter“ unter:
www.museum-lueneburg.de (Rubrik Museumsshop).

Beiträge für die Zeitschrift sind an den Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg, Wandrahmstraße 10, 21335 Lüneburg, zu richten. Über die Aufnahme entscheiden die Herausgeber.

Die Abbildung auf dem Umschlag zeigt das Museum Lüneburg, 1891

© 2014 Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg

Gestaltung, Satz: thielen VERLAGSBUERO, Hannover

Druck: Bookfactory - Der Verlagspartner GmbH & Co. KG, Bad Münder

Die Abbildungsvorlagen lieferten die Autoren

ISBN 978-3-922616-22-1

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhalt

Wolfgang Schellmann

Zum 400sten Firmenjubiläum der v. Stern'schen Buchdruckerei
– Ein kulturhistorischer Rückblick auf das 17. und 18. Jahrhundert – 7

Michael Epkenhans

Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts aus regionaler, deutscher
und europäischer Perspektive 25

Ulfert Tschirner

Aus dem Schatten des verlorenen Originals.
Zur Rolle des Lüneburger Museums in der Geschichte
der Ebstorfer Weltkarte 43

Uwe Plath

Die »Biblia Sacra« Sebastian Castellios in der Lüneburger Ratsbücherei.
Ein Dokument des europäischen Humanismus, des konfessionellen
Zeitalters und der Castellio-Rezeption in Deutschland 59

Harry Dörr

Hermann Calmsohn 1817–1888.
Lehrer der jüdischen Gemeinde in Lüneburg 75

Dirk Hansen

Lüneburger Ansichten im Frieden und im Krieg 1875 bis 1925.
Ferdinand und Paul Delbanco: Erinnerungen 93

Dirk Hansen

Bismarck und Lüneburg 141

Hans-Cord Sarnighausen

Zur Barnstedter Grabplatte v. Estorff und v. Ompteda von 1704 149

Hans-Cord Sarnighausen

Ein verborgenes Amtmanns-Epitaph von 1695 in Kloster Lüne 155

Otto Puffabrt

Erhalten oder beseitigen?

Historische Diskussion um die Bardowicker Mauer
in Lüneburg 1900–1909

163

Peter H. Stoldt

Die Gregorianische Kalenderreform von 1582 spaltete
das Heilige Römische Reich und Europa für mehr als 100 Jahre

181

Dietmar Gehrke

Aus der Vorgeschichte

185

Über die erstmalige Verleihung
des »Forschungspreises Lüneburger Geschichte«
im Fürstensaal des Rathauses am 13. 11. 2013

I. Rolf Johannes

Der Forschungspreis Lüneburger Geschichte

189

II. Thomas Vogtherr

Laudatio auf Dr. Niels Petersen als Preisträger
des Lüneburger Forschungspreises 2013

191

III. Niels Petersen

196

WOLFGANG SCHELLMANN

Zum 400sten Firmenjubiläum der v. Stern'schen Druckerei zu Lüneburg

Ein kulturhistorischer Rückblick auf das 17. und 18. Jahrhundert

Im Mai 2014 wurde die vierhundertste Wiederkehr der Gründung der noch heute aktiven v. Stern'schen Druckerei GmbH & Co KG zu Lüneburg festlich begangen.¹ Zunächst ist ein solches Ereignis natürlich per se etwas Herausragendes zumal wenn das Unternehmen wie in diesem Fall immer noch im Eigentum der Familie der Gründerväter steht und unverändert von einem Namensträger v. Stern geleitet wird. Hier kommt aber noch hinzu, dass vom Beginn des 17. bis ins 18. Jahrhundert hinein dieses Druck- und Verlagshaus zu den weitaus größten und innovativsten im gesamten deutschen Sprachraum gehörte und insoweit sind Firmenhistorie und die Druckerzeugnisse ganz allgemein von herausragender kulturhistorischer Bedeutung. Es muss überraschen, dass ein solches Unternehmen von der Buchwissenschaft und der Forschung bisher kaum wahrgenommen wurde.

1. Eckpunkte der Unternehmensgeschichte

Das Gründungsjahr 1614 ist ein willkürlich gesetztes. Der Senior Hans Stern (um 1555–1614) hatte sich schon 1580 von Bevensen nahe Uelzen kommend als Buchbindermeister² in Lüneburg niedergelassen. Wie damals unter geschäftstüchtigen Buchbindern üblich trat er bald auch als Sortimentsbuchhändler und gelegentlich sogar als Verleger auf. Spätestens seit 1596³ sind eigene Verlagserzeugnisse nachgewiesen, dem laut VD17 bis 1613 mindestens 15 weitere Titelherausgaben folgten.

- 1 Es handelt sich um die Wiedergabe von zwei leicht überarbeiteten Vorträgen, die der Verfasser im Rahmen der Feierlichkeiten zum Firmenjubiläum gehalten hat. Abschnitt 1 basiert auf dem Festvortrag vom 2. Mai 2014 zum Empfang im Fürstensaal des Lüneburger Rathauses. Abschnitt 2 liegt ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten am 13. Juni 2014 in der Ratsbibliothek Lüneburg zugrunde.
- 2 Die Lüneburger Ratsbibliothek besitzt zumindest zwei prachtvoll blindgeprägte Einbände um 1585 aus der Werkstatt von Hans Stern mit ziselierten Messingecken, Schließen und Wappensupralibros für die Bibliothek der Lüneburger Patrizierfamilie Witzendorff, Sign Th 1074 und Th 1077.
- 3 Friedrich Dedekind, *papista conversus*. Ein Neue Christlich Spiel von einem Papisten/ der sich zu der rechten Warheit bekeret [...], Lüneburg: Stern 1596 (Druck: Heinrich Binder, Hamburg), VD16 D 409.

Der Betrieb konnte somit bereits auf eine respektable 34-jährige Geschäftstätigkeit zurückblicken, als er im Jahre 1614 in niederdeutscher Sprache eine repräsentative, illustrierte Bibelausgabe im Folioformat⁴ herausbrachte. Dieses Ereignis wurde seinerzeit am Markt stark beachtet, da die bis dahin letzte niederdeutsche Bibel 1596 in Hamburg⁵ erschienen war und sich inzwischen offenbar eine beträchtliche Nachfrage aufgestaut hatte, wie dem Verlegervorwort zu entnehmen ist. Das war der eigentliche Beginn einer grandiosen Geschäftsentwicklung und so kam es, dass in der Firmentradition erst das Jahr 1614 als eigentliches Gründungsjahr angenommen wurde.

Der Senior starb noch im selben Jahr und den beiden Söhnen Johann II. (1582–1656) und Heinrich Stern (1592–1665) gelang es, das Geschäft sehr rasch zu entwickeln.⁶ Im Lauf von nur 7 Jahren brachten sie beispiellose sieben Mal die komplette Bibel heraus, abwechselnd auf hochdeutsch und auf niederdeutsch. Und jedes Mal hat sich die Auflage sehr gut verkauft, so gut, dass sie auf der Grundlage eines Lüneburger Ratsbeschlusses vom 16. September 1623 ihre eigene Druckerei in Lüneburg einrichten⁷ und schon im Folgejahr die ersten Drucke ausliefern konnten. Man kann sich heute kaum vorstellen, was das bedeutete. Der 30-jährige Krieg tobte schon 5 Jahre und sein Schwerpunkt lag zu der Zeit in Norddeutschland. Lüneburg war häufig belagert, mal von Tilly, mal von den Schweden, mal von den Dänen. Es erlitt zwar nicht das Schicksal von Magdeburg, aber die Stadt war total überfüllt mit Flüchtlingen, war vollgestopft mit Vieh und es wütete die Pest, die seine Bewohner zu Tausenden dahinraffte.⁸ Nur unerschütterliches Gottvertrauen und unbändiger Unternehmergeist konnten in einem solchen Umfeld eine Druckerei aufbauen, die auf Papierlieferungen aus dem Harz und auf Absatzmärkte weit über die Stadtgrenzen hinaus angewiesen war. Die Vorbereitungen müssen ganz vorzüglich gewesen sein, denn gleich als erstes druckten sie ein Werk, bei dem selbst erfahrenen Setzern und Druckern graue Haare wachsen: *Gustavi Seleni Cryptomenytices et cryptographiae*.⁹ Hinter dem unaussprechlichen Titel verbarg sich ein höchst kompliziert zu setzendes Werk über diplomatische Geheimschriften, das der Welfenherzog August d. J. persönlich unter Pseudonym verfasst hatte. Zu ihm, dem hochgebildeten, von Jugend auf begeisterten Büchersammler und zunächst nur Chef der kleinen Herrschaft Hitzacker hatten die Sterne zeitlebens engste Beziehungen, u.a. weil sie wichtige Helfer beim Aufbau seiner schon damals hochberühmten Bibliothek waren. Wer

4 *Biblia germanica inferiora*, Lüneburg: Hans Stern 1614 (Druck: Johann Vogt, Goßlar), VD17 23:673102B.

5 *Biblia germanica inferiora*, Hamburg: Jakob Lucius d. J. 1596, VD16 B 2862.

6 Zur Firmengeschichte im Einzelnen: Hans Dumrese/ Friedrich Carl Schilling, *Lüneburg und die Offizin der Sterne*, Lüneburg: v. Stern'sche Buchdruckerei KG 1956.

7 Wilhelm Reinecke, *Geschichte der Stadt Lüneburg*, Bd. 2, Lüneburg: Museumsverein 1933, S. 295–297.

8 Reinecke (wie Anm. 7), S. 237–240.

9 *Gustavi Seleni Cryptomenytices et Cryptographiae Libri IX* [...], Lüneburg: Sterne 1624; Ratsbücherei Lüneburg, Sign: Hwu 029,2a, VD17 23:285820R.

weiß schon, dass den Sternen zu verdanken ist, dass diese Bibliothek im 30-jährigen Krieg nicht untergegangen ist? Gleich 1636 hatte ihnen nämlich Herzog August als neuer Landesherr von Braunschweig-Wolfenbüttel den Auftrag erteilt, seine Bibliothek nach Braunschweig in Sicherheit zu bringen. Das erledigten sie zügig und perfekt.¹⁰ Nur wenige Monate später wurde Hitzacker das erste Mal und 1641 noch ein zweites Mal geplündert. Überlebt hätte die Bibliothek das ganz gewiss nicht und Niedersachsen wäre heute um eins seiner wichtigsten Kulturgüter, den Kernbestand der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel, ärmer.

Natürlich blieben die Sterne auch als Drucker dem Thema Bibel treu. Und wieder hatten sie eine Marktlücke entdeckt: Das Taschenbuchformat, das der jungen Firma einen geradezu phantastischen Aufstieg bescherte. Gleich die erste 1624 in Lüneburg gedruckte Bibel war konkurrenzlos klein und die Sterne schreiben dazu im Vorwort:

*Wir möchten ... vmb der Geschmeidigkeit willen/ auff Wegen und Strassen bey sich zu führen/ ein solch eingezogen Format zum Druck befördern/.../ weil in Teutschland ein solch Exemplar nicht zu bekommen.*¹¹

Der Verkaufserfolg war durchschlagend. Taschenbücher blieben fortan ein Markenzeichen Stern'scher Drucke. Die Technik wurde immer mehr verfeinert und die Drucke immer kleiner, bis man sich fragen muss, wie das überhaupt noch gesetzt, gedruckt und gelesen werden konnte.

Die überragende Bedeutung, die sich die Sterne als Druckherren weit über die Landesgrenzen hinaus erworben hatten, brachte ihnen 1645 die Erhebung in den erblichen Adelsstand. Die Familie hat allerdings im Geschäftsleben das Adelsprädikat etwa bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts nicht geführt. Ein Grund mag gewesen sein, dass das vom Kaiser verliehene Prädikat unter den Lüneburger Patriziern keine sonderliche Reputation brachte.¹²

Die Buchproduktion der Sterne erreichte im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Bis zu drei Bibelausgaben erschienen im Jahr. Immer wieder finden sich darunter innovative Neuschöpfungen mit neuem Bilderschmuck oder in neuen Formaten. Bis zu 7 verschiedene Druckvarianten desselben Buchtitels hatten die Sterne bei ihren Bestsellern gleichzeitig im Angebot. Es gab wohl keinen zweiten Drucker, der eine derartige Variantenvielfalt im Programm hatte. Bis jetzt können insgesamt erstaunliche 159 Bibelaufgaben der Sterne nachgewiesen werden. Neben den Taschenbuchausgaben sind ebenso wegweisende Ausgaben in den großen Formaten Imperial, Folio und Quart zu nennen, allen voran die ohne Frage schönste Bibel des Jahrhunderts, die mit Kupferstichen vorzüglicher Qualität und Größe aus-

¹⁰ U. a. Dumrese/ Schilling (wie Anm. 6), S. 36.

¹¹ Biblia germanica, Lüneburg: Stern 1624, 12°, [nn] Verlegervorwort, VD17 23:672312Q.

¹² Dumrese/ Schilling (wie Anm. 6), S. 59.

gestattete sogenannte Scheits-Bibel¹³. Sie traf so sehr den Publikumsgeschmack, dass sie gut 100 Jahre lang vor allem in holländischen, englischen auch französischen Bibeldrucken immer wieder auch in stark verkleinertem Format kopiert wurden. Die bibliophile Liselotte von der Pfalz, Herzogin von Orleans am Hofe Ludwigs XIV. in Versailles schreibt 1710, also fast 40 Jahre nach dem Druck der Scheits-Bibel, voll Begeisterung in einem ihrer berühmten Briefe:

*Ich habe eine gar schöne große Bibel zu Versailles, darin sind in folio schöne Kupfferstück; sie ist zu Lüneburg gedruckt, gar schön gedruckt und recht leslich; ich lese allezeit darin, wenn ich zu Versailles bin.*¹⁴

Dem ist nichts hinzuzufügen. Zum anderen ist die Ausgabe der sogenannten Osiander-Bibel von 1711¹⁵ zu nennen. Das ist in einem Band das absolut schwerste und größte, was der Bibeldruck jemals zustande gebracht hat: Eine kommentierte Bibel mit ganzseitigen Kupferstichen in der Vorzugsausgabe, knapp ½ m hoch, 20 cm dick und rund 16 kg schwer.

Dennoch geht es mit dem Bibeldruck in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bergab. Privatwirtschaftlich arbeitende Druckereien hatten keine Chance mehr gegen die mit gewaltigen Stiftungskapitalien ausgestatteten Bibelgesellschaften, allen voran der Waisenhausdruckerei der von Canstein'schen Stiftung in Halle. Bibeldrucke aus Lüneburg erschienen immer seltener und bedienten schließlich nur noch Marktnischen. 1819 erschien die letzte, ganz schlichte Ausgabe. Damit war dieser traditionelle Geschäftszweig in Lüneburg erloschen. Im Laufe der Jahre hatten die Sterne in Lüneburg mindestens eine halbe Million Bibeln produziert und in das lutherische Nordeuropa geliefert.

Es folgten sehr schwierige Jahre, die beinahe zur Schließung des Geschäfts geführt hätten. Hier zeigte eine unternehmerisch denkende Frau, Dorette v. Stern (1791–1863), ihren männlichen Anverwandten, wie man eine am Boden liegende Druckerei zu neuen Ufern führt. Sie vereinigte auf sich die Geschäftsanteile, investierte kräftig und stellte in den Mittelpunkt des Geschäftes zunehmend den Zeitungsdruck, der noch heute den Kern des Geschäftes bildet.¹⁶ So ist es nicht zuletzt einer Frau zu verdanken, dass dieses außergewöhnliche Jubiläum – sehr wahrscheinlich ein Weltrekord im Druckereigewerbe – gefeiert werden kann.

13 Biblia germanica, Lüneburg: Stern 1672, 2°, illustriert mit 150, ¾-seitigen Kupferstichen zum Text nach Matthias Scheits (um 1625/30–1700), VD17 1:076200S.

14 Zitiert nach Dirk Van der Cruysse, Madame sein ist ein ellendes Handwerck, Liselotte von der Pfalz – eine deutsche Prinzessin am Hof des Sonnenkönigs, München, Zürich: Piper 1991, S. 523.

15 Biblia/ Mit der Auflegung [...] D. Lucae Osiandri, Lüneburg, Stern 1711, Vorzugsausgabe mit den eingebundenen 259 Kupfertafeln von Christoph Weigel, Historiae Celebrioris Veteris et Novi Testamenti Ionibus Repraesentatae, Nürnberg: Weigel 1712.

16 Dumrese/ Schilling (wie Anm. 6), S. 144–157.

2. Kultur und Effizienz □ die beiden Pole des Geschäftsmodells der v. Stern'schen Druckerei im 17. Jahrhundert

Das Begriffspaar „Kultur und Effizienz“ klingt zunächst etwas befremdlich. Aber der Eindruck verliert sich rasch, wenn man sich vergegenwärtigt, dass ein solches Begriffspaar immer das Geschäftsmodell eines Unternehmens kennzeichnet, wenn es erfolgreich ist. Auf der einen Seite steht eine Geschäftsidee, ein Produkt, und auf der anderen die Effizienz, mit der die Idee umgesetzt wird. Nur wenn das Produkt effizient erzeugt und vermarktet wird, gibt es wahren Geschäftserfolg. Dieser Zusammenhang soll am Beispiel des nunmehr 400 Jahre alten Druck- und Verlagshauses der Lüneburger Sterne¹⁷ vorgestellt werden. Und damit das noch im überschaubaren Rahmen bleibt, wird exemplarisch ein zwar nur sehr kleines, dafür aber besonders interessantes Zeitfenster ausgewählt, die Zeit von 1666 bis 1675.

Warum gerade diese Dekade?

Erstens war Heinrich v. Stern, der letzte der beiden Gründerväter im November 1665 gestorben und das Unternehmen stand im absoluten Zenit seiner Leistungsfähigkeit. Es gehörte zu den weitaus bedeutendsten Großdruckereien im damaligen deutschen Reich und der Gewinn sprudelte kräftig.

Zweitens erwies sich Heinrichs Neffe, Johann III. v. Stern (1633–1712) als kongenialer Nachfolger im Direktorium, wie das damals genannt wurde. Er brachte genau in diesem Zeitfenster den schönsten deutschen Bibeldruck des Jahrhunderts, die sog. Scheits-Bibel, heraus und ihm gelang, das Unternehmen auf höchstem Niveau über weitere Jahrzehnte fortzuführen.

Drittens verfügen wir über eine historische Buchhaltungsunterlage¹⁸, die den Geschäftsverlauf genau für diesen Zeitraum 1666–1675, also zehn volle Jahre, in geradezu beispielloser Detaillierung beschreibt. Beispiellos ist sie insoweit, als aus diesen Daten Einzelheiten zur Abnehmerstruktur und deren regionaler Verteilung, Zahlungsbedingungen und -verhalten, Rabattgewährung, Kostenstrukturen ja sogar die Gewinn- und Verlustrechnung abgeleitet werden können. Da die Forschung bisher ganz generell nur sehr bruchstückhaft über Ökonomie und Usancen des Buchgeschäfts in der frühen Neuzeit unterrichtet ist, ist dieses Dokument von herausragendem wissenschaftlichem Wert. Wir haben also zu einem der interessantesten Abschnitte der Unternehmensgeschichte eine ganz außergewöhnliche Fülle von

17 Das Druck- und Verlagshaus führte im Impressum zunächst die Namen der beiden Gründerväter Johann und Heinrich Stern, vielfach ist auch nur von „den Sternen“ die Rede. Unter deren Nachfolger Johann III. Stern wird dann nur der Name des jeweiligen Eigentümers aus der v. Stern-Familie genannt, bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts stets ohne das adelige „von“.

18 Museum Lüneburg, Bibliothek, Sign. St f 18; das sog. „Kontobuch“, handschriftliches Buchhaltungsdokument in 2° mit 396 beschriebenen Seiten. Die Seitenzählung erfolgt in der Weise, dass zwei gegenüberliegende Seiten immer die gleiche Nummer haben, wobei der Zusatz li die linke und re die rechte Seite kennzeichnet.

Informationen vorliegen und man stellt überrascht fest, wie perfekt schon damals erfolgreiche Unternehmer ihr Geschäft organisieren konnten.

2.1 Das Erzeugnis „Kultur“

Zunächst zum Erzeugnis, dem Produkt, das im Titel mit dem übergeordneten Begriff „Kultur“ belegt wurde. Natürlich haben Druckerzeugnisse stets eine besondere Nähe zur Kultur eines Volkes. Aber bei den Sternen ging das deutlich darüber hinaus. Typischerweise zielten damals Druckereien zunächst auf den Druck von Akzidenzien ab, also öffentliche Bekanntmachungen, Leichenreden, Hochzeitslieder, Festprogramme und was sonst in einer Stadt zur Vervielfältigung anstand. Das war das Brot- und Buttergeschäft und brachte eine sichere Geschäftsgrundlage. Nicht so für die Sterne.

Der Lüneburger Rat hatte den beiden Brüdern Johann und Heinrich Stern von Anfang an untersagt, Akzidenzien zu drucken¹⁹, denn man hatte gerade erst einen Ratsdrucker eingesetzt und dem sollte nicht das Geschäft verdorben werden. So haben sich die Sterne nie nennenswert mit Akzidenzdruck beschäftigt sondern von Anfang an immer nur „Schrifttum eigenen Verlags“ gedruckt, was bedeutete, dass sie sich ganz auf Literatur von angeworbenen Autoren oder auf allgemein zugängliche Texte konzentrieren mussten. So ein Geschäft, vergleichbar heute mit der Belletristik von Verlagen wie Suhrkamp oder Rowohlt erfordert ein besonderes Gespür für marktgängige Texte und starken Gestaltungswillen. Es ist mit hohen unternehmerischen Risiken verbunden, weil man stets Gefahr läuft, am Markt vorbei produziert und den Publikumsgeschmack nicht getroffen zu haben. Das war damals nicht anders als heute. Es ist zu bedenken, dass Druckereien im Grunde zu den allerersten gehörten, die vorwiegend für einen anonymen Markt produzierten, also nicht auf Bestellung oder für feste Kundschaft, wie es zu diesen Zeiten für Handwerker und Lieferanten noch allgemein gegolten hat. Dass sich die Sterne darauf einließen, zeigt ihren unternehmerischen Weitblick und ihr sicheres Gespür für Texte und Autoren, die am Markt gefragt sein werden.

Als überzeugte Lutheraner lagen sie im Übrigen ganz auf der Linie protestantischer Ethik, indem sie auf den infolge der Reformation gewaltig gestiegenen Lese- und Bildungshunger im Lande setzten. Dem Zeitgeschmack folgend war das in erster Linie christlich-religiöses Schrifttum in allen seinen lutherischen Schattierungen, die die Barockzeit hervorgebracht hat. Allem voran war das natürlich der Luther-Bibeltext, der vorzugsweise attraktiv bebildert und in allen nur denkbaren Formaten geliefert

19 Originaltext der Urkunde von 1623 zit. nach Reinecke (wie Anm.7), S. 296, Punkt 2: „So sollen sie anders nicht zu drücken bemechtigt sein, als was sie selbsten vorlegen. [...] Nachdemmal ein Erbar Rath [...] Andreas Michelsen von Hamburg eine Druckerey vergünstiget, und er dobey, als seiner einigen nahrung, darauf er sich anhero begeben, billich zu erhalten, so sollen gedachte Sterne, als sie auch sonst ihr stark gewerb treiben, erwenten Michelsen an gedachter seiner nahrung keine hinderung thuen, zumal aber geringschezige Schriften, als Carmina, Leichpredigten, Zeitungen und dergleichen ihme nicht entziehen, domit einer bey dem andern seinen underhalt haben müege.“

werden konnte und natürlich gehörten dazu auch Gesangbücher als Besonderheit des protestantischen Gottesdienstes, wobei das Gesangbuch von 1686²⁰ auf seinem Titel stolz verkündet, dass es unglaubliche 2.000 Lieder enthält. Besonders aber hatten die Sterne Andachtsbücher im Programm. Hier brachte das 17. Jh. eine riesige, vollkommen unübersehbar große Titelvielfalt natürlich sehr unterschiedlicher Qualität hervor. Es fällt auf, dass die Sterne daraus eine überaus geschickte Auswahl getroffen haben. Liefern konnten sie 122 verschiedene Titel²¹. Deren Autoren kennt heute keiner mehr, aber damals gehörten sie zur absoluten Prominenz: Johann Rist z.B., nach Paul Gerhardt damals der bedeutendste norddeutsche Barockdichter, mit einem für die Zeit typischen Titel „*Sabbathische Seelenlust*“²² oder Johann Arndt, der Celler Superintendent mit seinerzeit ungemein populären Titeln, wie dem „*Paradiesgärtlein/ Voller christlicher Tugenden*“²³. Aber auch Martin Opitz ist mit einem Psalterium in Reime gebracht und mit Melodien versehen dabei.²⁴

Ganz oben auf der Bestsellerliste stand allerdings das Taschenbuch „*Lüneburgisch Geistreiches Handbuch für Reisende zu Land und zu Wasser*“, das die Sterne in zahllosen Auflagen²⁵, jedes Mal in Stückzahlen bis zu 10.000 Exemplaren, druckten. Es handelte sich um eine Anthologie von Passagen aus der Bibel, aus Gesang-, Bet- und Andachtsbüchern, kurz um den Lesestoff, zu dem der fromme Christ greift, wenn ihm fern der Heimat der Sinn nach einer kontemplativen Gedankenpause steht; ein kleines, handliches Buch, das besonders den Befindlichkeiten im 30-jährigen Krieg entsprach, als die Menschen ständig zu tausenden auf der Flucht waren und ihnen oft genug nur noch die Vertiefung in Andachtstexte als letzter Halt verblieb.

Vom lutherischen Bibeltext brachten die Sterne zu dieser Zeit jährlich mindestens eine komplette Neuauflage heraus, manchmal auch zwei, einmal 1672 sogar drei, eine gigantische Leistung, wenn man bedenkt, dass da jedes Mal rund 1.400 Seiten neu gesetzt und gedruckt werden mussten. 1672 waren das erstens eine Oktav-Bibel mit neuen Sammelkupfern, zweitens eine Folio-Bibel mit noch aus dem späten 16. Jahrhundert stammenden Holzschnitten von Jakob Mores, dem Nachdruck einer Bibelausgabe, von der die Sterne bis dahin bereits 7 Auflagen herausgebracht hatten und drittens die Prachtausgabe schlechthin, die Scheits-Bibel, die Folio-Bibel mit vorzüglichen, außergewöhnlich großen Kupferstichen, die der Hamburger

20 Lüneburgisches Gesangbuch: Darinn 2000.so wol alte als neue geistreiche Lieder [...], Lüneburg: Stern 1686, VD17 12:120227T.

21 Kontobuch (wie Anm.18), Inventuraufnahme vom 23. Februar 1666, Bll. 6–8.

22 Johann Rist, Sabbathische Seelen-Lust [...], Lüneburg: Stern 1659, 12°, VD17 1:039501R.

23 Johann Arndt, Paradyß-Gärtlein/ Voller Christlicher Tugenden [...], Lüneburg: Stern 1667, 16°, VD17 14:683167G.

24 Martin Opitz, Die Psalmen Davids/ Nach den Frantzösischen Weisen gesetzt, Lüneburg: Stern 1641, 12°, VD17 23:248471K.

25 Lüneburgisch-Geistreiches von newem wiederumb wolverbessertes Handbuch/ Für Reisende zu Land und zu Wasser [...], Lüneburg: Stern 1640, VD17 12:103190M. Zwischen 1640 und 1672 sind davon mindestens 12 Auflagen nachweisbar.

Maler Matthias Scheits im Auftrag der Sterne entworfen hatte, und die dann von damals sehr prominenten Kupferstechern in Augsburg und Amsterdam gestochen wurden.²⁶ Die Auflagenhöhe betrug bei den großen Folio-Ausgaben zwischen 1.800 und 3.000 Stück, bei Oktav und kleineren Formaten um die 5.000 Stück.

Im Verlagsprogramm der Sterne nahm die Bibel ganz klar eine Sonderstellung ein, denn sie bot wie kein anderer Titel die bei weitem umfassendste Themenvielfalt. Das war nämlich nicht nur die Heilige Schrift als solche, sondern sie thematisierte in überaus spannenden Darstellungen die gesamte Bandbreite menschlichen Tun und Handelns in jeder nur denkbaren Schattierung. Insoweit kam der Bibeltext auch ganz vordergründigen Lesebedürfnissen nach Zerstreung, gedanklicher Exkursion in fremde Länder, Sensationellem, Romanhaftem, Lyrischem ja sogar voyeuristisch Erotischem außerordentlich entgegen. Es klingt sicher prosaisch, aber im Grunde war die Bibel etwas wie der Fernsehapparat der frühen Neuzeit. Sie erfüllte zugleich mit der christlichen Botschaft auch ganz elementare Unterhaltungs-, Ablenkungs- und Informationsbedürfnisse, was durch entsprechende Illustrationen in jeder Hinsicht noch verstärkt und unterstrichen wurde.

Aber noch ein zweites Lieferprogramm der Sterne spielte eine überaus wichtige Rolle.

Luther hatte bekanntlich die Ratsherren aller Städte aufgefordert, für das breite Volk Schulen einzurichten²⁷, damit es Lesen und Schreiben lernt und die so entstandene große Nachfrage nach Schulbüchern war zu bedienen. Die Sterne waren wohl der wichtigste Produzent von Schulbüchern im Land. Wir wissen, dass sie diese jährlich zu tausenden gedruckt haben und wir kennen auch die Titel.²⁸ Der damaligen Didaktik entsprechend war natürlich auch hier der Dreh- und Angelpunkt christlicher Lehrstoff: Evangelien, Apostelbriefe, der Psalter, großer und kleiner Katechismus, Betbücher usw. Sie waren vielfach illustriert, wenn auch nur mit sehr groben Holzschnitten. Man war sich vollkommen darüber im Klaren, dass die Kombination von Bild und Text den Lernprozess außerordentlich unterstützt. Von herausragender Bedeutung unter den Schulbüchern der Sterne war übrigens ein Bibelteil, den heute kaum noch einer kennt: Das Buch Jesus Sirach in den Apokryphen des Alten Testaments. Das ist ein regelrechtes Lehrbuch über gesellschaftliche Verhaltensmaßregeln und Weisheiten fürs tägliche Leben. Es ist heute noch Bestandteil einer vollständigen Bibel, aber der Text wird im Religionsunterricht gänzlich ignoriert, was schade aber vielleicht verständlich ist, denn so manche darin vertretene Lehre würde

26 a) Biblia germ., Lüneburg: Stern 1672, 8° Oktav, VD17 3:316257Q; b) Biblia germ., Lüneburg: Stern 1672, 2° Folio, VD17 7:667229N, c) Scheitsbibel (wie Anm. 13).

27 Martin Luther, An die Radherrn aller Stedte deutsches lands/ Das sie Christliche schulen aufrichten vnd halten sollen, Wittenberg: L. Cranach, Chr. Döring 1524, EA, VD16 L 3800.

28 Wolfgang Schellmann, Das Kontobuch der Lüneburger Offizin der Sterne – Eine Quelle neuer Erkenntnisse über Ökonomie und Usancen im Buchgewerbe des 17. Jahrhunderts, in: Archiv für die Geschichte des Buchwesens (AGB), Bd. 68, München/ Boston: de Gruyter 2013, S. 47–103, Anlage 6.

Frauenrechtlerinnen heute die Zornesröte ins Gesicht treiben. Aber der Zeitgeist war damals in diesem Punkt eben anders.

Betrachten wir ein typisches Schulbuch²⁹ etwas näher Abb. 1.

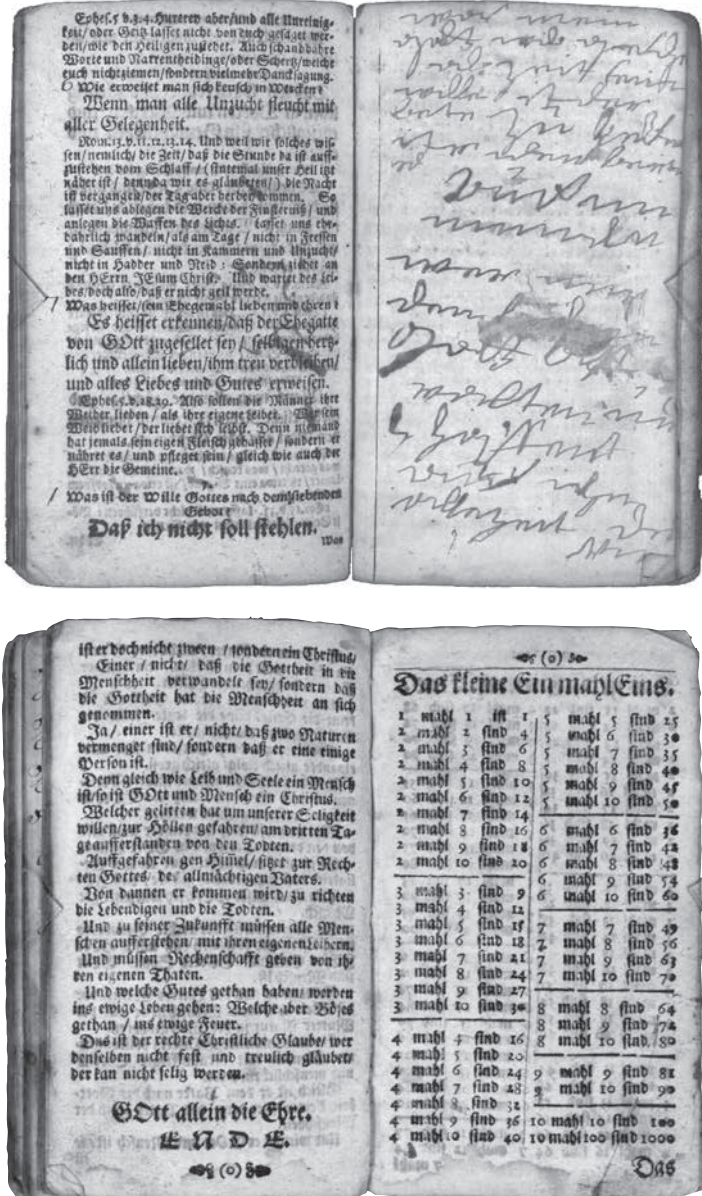


Abb. 1: Schulbuch, Katechismus mit anhängendem Einmaleins, Lüneburg: Stern 1747

29 Martin Luther, Catechismus/ für die Kirchen und Schulen [...], Lüneburg Stern 1747 (Nachdruck u. a. der Ausgaben von 1666, 1661, 1653, 1652).

Zunächst wurden Christliche Grundelemente vermittelt: Die Zehn Gebote und das Glaubensbekenntnis im Frage- und Antwortspiel, eben der Katechismus. Eingeschossen sind leere Blätter für Schreibübungen. Unbekümmert wurde an diese christlichen Lehrtexte dann ganz anderer Lernstoff angehängt, z. B. hier das kleine und das große Einmaleins. Allem Lernstoff an den Volksschulen hatte damals wohl immer religiöse Voreinstimmung vorauszugehen.

Schulbücher waren zu allen Zeiten typische Verbrauchsartikel. Sie wurden zerlesen, zerkrizelt, zerfleddert. Und weil das so war, waren das ausgesprochene Billigdrucke in kleinen Formaten und auf schlechtem Papier. Das war so schlecht, dass es von dem berühmten Abraham a Santa Clara die zeitgenössische Bemerkung gibt: „*Schlimmes Papier [...] aus dem man in den Würzläden die Düten mache.*“³⁰ Kein Wunder, dass heute Exemplare solcher Schulbücher außerordentlich selten zu finden sind, aber in unserem Museum³¹ haben sich tatsächlich ein paar erhalten.

Das Lieferprogramm der Sterne war in jeder Hinsicht das eines echten Volksverlages, der sich klar dem Lutherischen Auftrag verpflichtet fühlte, Bildung hinaus ins Land zu tragen. Wir kennen genau das Verlagsprogramm aus der Inventur von 1666³² mit allen auf Lager befindlichen Titeln, mit ihren Stückzahlen, mit ihren Preisen und – was besonders interessant ist – mit ihren Formaten. Deren Analyse führt zu dem überraschenden Ergebnis, dass das Buchformat ein Marketinginstrument ersten Ranges für die Sterne war. Alle sieben Grundformate: Folio, Quart, Oktav, Duodez, Sedez, Vigesimoquart und das in den Bibliotheken extrem seltene Tregesimosecundo waren vertreten. Bis weit ins 17. Jahrhundert hinein waren die üblichen Formate Folio, Quart und Oktav. Nicht so bei den Sternen. Sie gehörten zu den ersten, die die enormen Marktchancen von Taschenbüchern erkannten. Ihr fulminanter Aufstieg zu einer der größten Druckereien im gesamten deutschen Sprachraum beruhte darauf, dass sie die Formate Duodez und kleiner bevorzugten, wie die Auswertung der Inventur und der Druckaufträge zeigt.³³ Die Sterne hatten 1666 die unvorstellbare Zahl von 198.000 Büchern auf Lager liegen und davon hatten 142.000, d. h. rund 75%, Taschenbuchformat. Das kleinste Format Tregesimosecundo ist heute extrem selten. In der Lüneburger Ratsbücherei findet sich davon z. B. nur ein einziges Exemplar aus dem Hause Stern.³⁴ Wir wissen aber, dass 1666 genau 32.782 Exemplare davon auf Lager waren, was einen Begriff davon vermittelt, wie viel da verloren gegangen ist. Taschenbücher waren eben schon immer ein reiner Konsumartikel, der zerlesen, zerschissen und dann weggeworfen wurde.

30 Abraham a Santa Clara, Etwas für alle, Wien: Hueber 1711, Teil 3, S. 81.

31 Museum Lüneburg, Bibliothek, Sign St 87, St 112, St 114.

32 Schellmann, Kontobuch (wie Anm. 28), S. 102–103.

33 Schellmann, Kontobuch (wie Anm. 28), S. 57–59.

34 Johann Arndt, Paradiesgärtlein [...], Lüneburg: Stern 1667; Ratsbücherei Lüneburg, Sign. Th 1039.

Das Format war ein so wichtiges Verkaufsargument, dass die Sterne einzelne Bestseller gleich in bis zu 5 verschiedenen Formaten im Angebot hatten. Daneben gab es aber auch noch andere Varianten desselben Titels: z. B. mit und ohne Kupferstiche oder kommentiert und nicht kommentiert. Auch wurden Gesang- und Betbücher gern in dem überaus merkwürdigen, als „länglich“ bezeichneten Format³⁵ gedruckt, bei dem Breite zu Länge im Verhältnis von etwa 1:2,5 stand. Das galt damals offenbar als schick.

2.2. Effizienz

Auch zum 2. Pol des Geschäftsmodells der Sterne, der kaufmännischen Effizienz, können unglaublich viele Details für die Zeit 1666–1675 dem sogenannten Kontobuch³⁶ entnommen werden, Abb. 2.

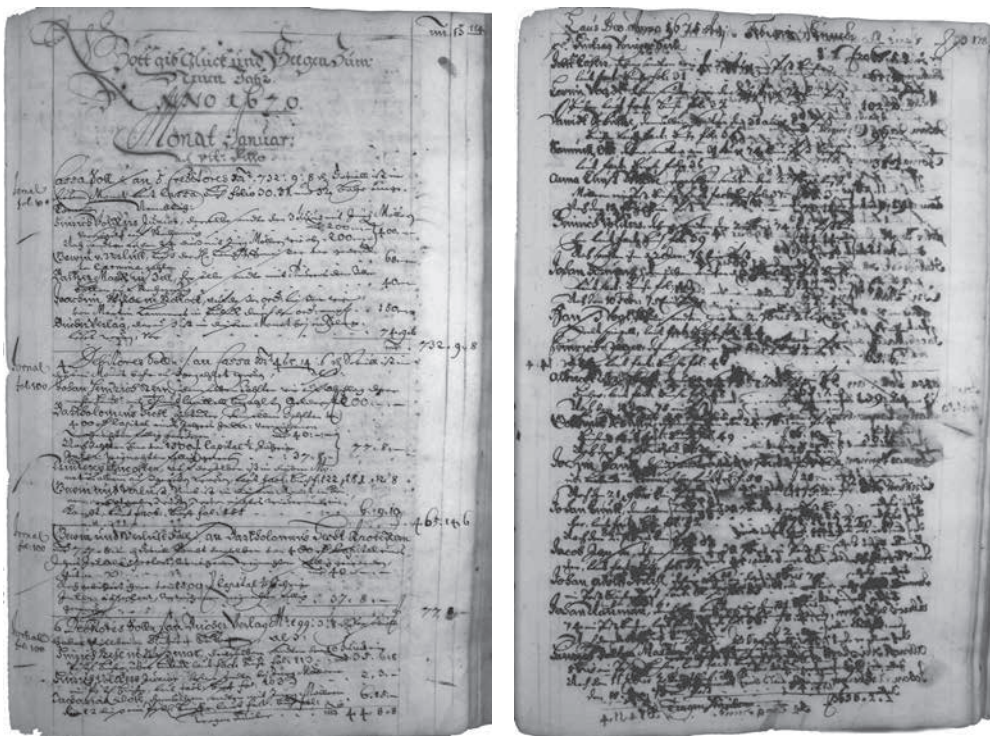


Abb. 2: links gut lesbare Seite (RB 114 r), rechts schlecht lesbare Seite (RB 178 r)

Die Bezeichnung „Kontobuch“ erscheint bei Dumrese und ist eigentlich irreführend, denn es handelt sich um keine normale Buchhaltungsunterlage³⁷. Das Doku-

35 Biblia germanica, Lüneburg: Stern 1689, 12° länglich, VD17 23:672751E.

36 (wie Anm.18); die nachstehenden Zahlenangaben zur wirtschaftlichen Lage der Stern'schen Offizin sind ausnahmslos dem Aufsatz von Schellmann (wie Anm.28) entnommen und dort mit genauen Quellenangaben hinterlegt.

37 In den Buchhaltungen wurden seinerzeit gleichzeitig mehrere Bücher für Uraufschreibungen geführt, bei den Sternen neben dem Hauptbuch mindestens 8, die nur zusammengenommen ein klares

ment wurde nach dem Tod des Seniors Heinrich v. Stern begonnen, weil die vier gleichberechtigten Erben in Streit gerieten und nur einer von ihnen Johann III. v. Stern (1633–1712) etwas vom Geschäft verstand. Ihm war die Leitung des Geschäfts allein übertragen worden, über dessen Verlauf die anderen allerdings informiert sein wollten. Genau diesem Zweck diente das Kontobuch. Im Grunde ist es ein frühneuzeitliches MIS (management information system) zur Kontrolle der Geschäftsführung durch die Gesellschafter, ein enormer Glücksfall für die Forschung.

Wie zu erwarten, schwankt die Lesbarkeit zwischen sehr gut und sehr schlecht, Abb. 2. Verzeichnet sind rund 8.000 Buchungssätze, die für sich genommen in ihrer verwirrenden Vielfalt zunächst kein halbwegs geordnetes Bild vermitteln, aber das hatte wohl System. Man wollte sich wohl nicht vorwerfen lassen, etwas verschwiegen zu haben, aber die Darstellung sollte auch keine lästigen Fragen provozieren. Man kennt die Methode auch heute noch von so manchem Gutachten. Heute gibt es allerdings Computersoftware, mit der man solche Zahlenfriedhöfe ordnen und auswerten kann. Und dann erschließt sich plötzlich ein überaus spannender Geschäftsbericht, der nachstehend in Auszügen kurz vorgestellt werden soll.

Zunächst ein paar Hinweise zur Kaufkraft der in Lüneburg seinerzeit gültigen lübischen Mark, wie sie sich aus dem Kontobuch ergibt.³⁸ Eine Magd verdiente etwa 12 Mark im Jahr, ein Knecht 24 Mark, die Verpflegung allerdings eingeschlossen. Drucker und Setzer bekamen etwa 160 Mark im Jahr, woran man erkennt, dass sie vergleichsweise hervorragend entlohnt wurden. Setzer mussten allerdings auch eine schon fast akademische Ausbildung mitbringen. Stolze 500 Mark erhielt der Lektor und Korrektor, der sich Andreas Tatian nannte, und Johann III. v. Stern bekam als Chef ein Salarium, wie es heißt, von 1.000 Mark im Jahr. Natürlich kamen da seine Einkünfte als Gesellschafter noch hinzu. Die berühmte Lüneburger Scheits-Bibel, kostete z.B. 16 Mark, wohlgemerkt nur der Buchblock ohne den Einband, weshalb sie für den Normalbürger schlechterdings unerschwinglich war. Im deutlichen Kontrast dazu standen die Preise für Schulbücher. Die kosteten nur um die 7 Pfennige pro Stück, ein Minipreis verglichen mit den 16 Mark = 3.072 Pfennigen für die Scheitsbibel. Der Buchpreis bezogen auf das Gesamtprogramm ohne Einrechnung der Schulbücher lag übrigens im Durchschnitt bei 165 Pfennigen pro Buch.

Die Sterne waren fortschrittlich. Sie buchten in doppelter Buchhaltung. Wir können die komplette Aktivseite der Handelsbilanz per Februar 1666 exakt beziffern.³⁹ Die

Bild der wirtschaftlichen Verhältnisse vermitteln können. Von diesen Büchern ist nur noch ein einziges Lagerbewegungsbuch aus der 1. H. 18. Jh. erhalten (Museum Lüneburg, Bibliothek St f 16). In den Glossenrändern des Kontobuchs wird bei jedem mitgeteilten Buchungssatz stets auf das jeweils angesprochene Buch der Buchhaltung Bezug genommen.

38 Schellmann, Kontobuch (wie Anm. 28), S. 52 und S. 80.

39 Schellmann, Kontobuch (wie Anm. 28), S. 59–61.

Bilanzsumme hatte mit 223.000 Mark ein enormes Volumen, Tabelle Abb. 3.

Neben den schon genannten Lagervorräten werden die Forderungen aus Buchlieferungen mitgeteilt und zwar sehr fortschrittlich unterteilt nach werthaltig und dubios, bzw. die Vorräte nach gängig und ungängig. Von

	Aktiva	Mark	Anteil
Sachanlagen	10 Stck. Druckpressen	1.000	0,4%
	Schriften und Lettern	3.802	1,7%
Finanzanlagen	Darlehen an die Herzogl. Familie	14.480	6,5%
Rohstoffe	Papiervorräte, 180 Ballen	1.980	0,9%
Vorräte	Buchbestand 198.286 Stck.	171.869	77,1%
Forderungen	Forderungen an Buchhändler	23.683	10,6%
	Forderungen Dubiose	5.417	2,4%
Kasse	Bargeld	695	0,3%
	Gesamt	222.926	100%

Abb. 3: Aktiva der Eröffnungsbilanz vom 23. Februar 1666

den Sachanlagen werden vor allem die Druckpressen angegeben. 10 Stück hatten die Sterne davon. Im laufenden Betrieb hat man sich dann vorzustellen, dass an jeder Presse 2 Mann gestanden haben, der Drucker, der Papier einlegte und den Pressbengel bediente und der Ballenmeister, der den Bleisatz vor jedem Druck neu einfärbte. Sodann gehörten zu jeder Presse 1 bis 2 Setzer und noch eine Hilfskraft, die die bedruckten Bogen abräumte und neues Papier herbeischaffte. Zusätzlich haben die Sterne, die für ihre besonders schönen Schriften berühmt waren, eine eigene Schriftgießerei betrieben. Insgesamt müssen zu Spitzenzeiten mindestens 50 Mitarbeiter in der Druckerei beschäftigt gewesen sein.

Die Einzelangaben zu den Forderungen an Buchhändler besagen, dass sie sich auf über 70 Städte in ganz Nordeuropa verteilt haben. So befanden sich z.B. allein 6 Buchhändler in Danzig und erstaunliche 18 Händler in Hamburg, die überwiegend für den Export gearbeitet haben müssen oder 4 Händler in Kopenhagen. Die Listen nennen namentlich insgesamt rund 200 Buchhändler verteilt über ein wahrhaft riesiges Vertriebsgebiet, das von einer Linie umfasst wird, die von Amsterdam über Kopenhagen, Stockholm, Riga, Wilna, Leipzig, Nürnberg, Ulm, Frankfurt zurück nach Amsterdam reichte.

Die rund 200.000 lagerhaltigen Bücher im Wert von rund 172.000 Mark wurden schon angesprochen. Geht man von einer mittleren Buchdicke von nur 3 cm aus, ergäben diese aneinandergereiht eine Schlange von etwa 6 km Länge. Kein Wunder, dass der Verlag extrem viel Lagerkapazität u.a. im Lüneburger Michaeliskloster anmieten musste.

Die 10 Druckpressen erscheinen in der Bilanz mit nur 1.000 Mark erstaunlich gering bewertet. Bleisatz und Rohmaterial bringen da mit 3.800 Mark schon einen deutlich höheren Betrag. Der Löwenanteil der Bilanzsumme, rund 77 %, entfällt jedoch auf das Umlaufvermögen, das Bücherlager: rund 172.000 Mark, gefolgt von den Forderungen an Buchhändler rund 29.000 Mark. An Bargeld befanden sich

dagegen nur 695 Mark in der Kasse. Kläglich wenig, wie die Erben einer Notiz⁴⁰ zufolge schon damals frustriert monierten.

Erstaunlich sind die 14.500 Mark Darlehen an die Familie des Landesherrn Herzog August. Davon entfielen übrigens 4.280 Mark auf seinen Sohn, den späteren Mitregenten Herzog Anton Ulrich⁴¹, die sich dieser ausgeliehen hatte und zwar als Student an der Pariser Sorbonne. Er wurde nämlich von seinem Vater Herzog August knapp gehalten und das Pariser Studentenleben war offenbar nicht nur lustig sondern auch teuer. Anton Ulrich steckte 1656 in Paris offenbar sehr in der Bredouille, wie seiner Korrespondenz zu entnehmen ist.⁴²

„Paris, den 4./14. Januar 1656

Geehrter insonders geliebter Herr Stern, Sein abermaliges angenehmes briefelein habe ich zu rechte empfangen, und wegen deßes höchlich erfreuet worden, daß ich von haus einen so hochnötigen wexel von 1000 Rtr empfangen, Gott gebe, daß bald mehr erfolge, sonst wird ein vermuthlicher schimpf unmöglich ausbleiben.[...] Schließe in eile, unverrenderlich bleibend

Des herren beständiger freund

Anthon Ulrich HzBuL mpp“

Und in einem weiteren Brief an Johann II. v. Stern vom Januar 1656 heißt es:

„[...] Es gehet mir jetz gar zu elend da ich etliche wochen ohne geld hie leben müßen, und noch von einen neuen wexel weder höre noch sehe. [...] Wollte Gott ich hette viel getreue Sterne bei mir, so dürfte es mir so elend nicht ergehen. [...] Ich mag den herrn Vatter mit dergleichen nicht betrüben, [...]. Ihme aber als meinen vertrauten freunde [...] bitte auch fast ümb Gottes willen, wan es müglich, mir mit etwas geld nach seinem belieben auszuhelfen [...]

Ersterbe des herren höchstverbundener freund

Anthon Ulrich“

Was kann deutlicher zeigen, wie überaus eng und vertrauensvoll das Verhältnis zwischen der herzoglichen Familie und den Sternen seinerzeit gewesen ist. Wie dem Kontobuch zu entnehmen ist, schleppte sich das Darlehen 1666 schon seit 10 Jahren durch alle Bilanzen der Sterne.

Den Umsatz zwischen 1666 und 1675 erfahren wir auf die Mark genau, Abb. 4.

Wir sehen vier Jahre hintereinander einen für jeden Unternehmer erfreulich kontinuierlichen Anstieg. Ab 1670 folgen diverse Umsatzeinbrüche, über deren Ursachen man nur spekulieren kann. Es werden aber keine beunruhigenden Hintergründe gewesen sein. Das Kontobuch sagt dazu jedenfalls nichts. So wurden im

⁴⁰ Kontobuch (wie Anm. 18). Beiliegend als loses Beiblatt.

⁴¹ Kontobuch (wie Anm. 18), S. 9 li.

⁴² Staatsarchiv Wolfenbüttel, Sign. 1 Alt 22 Nr. 424 (Blatt 4); 1 Alt 22 Nr. 424 (Blatt 7). Für diese wertvollen Hinweise ist der Verfasser Frau Dr. Maria Munding, Wolfenbüttel, sehr zu Dank verpflichtet.

Schnitt jährlich rund 16.000 Mark umgesetzt, was im Durchschnitt dem Verkauf von monatlich etwa 2.000 Büchern entsprechen hat.

Die Vertriebskanäle und Absatzwege lassen sich genau abgrenzen. Genau 50 % des Absatzes erfolgten über Versandhandel. Die Sterne druckten in regel-

mäßigen Abständen Kataloge, die sie ihren Buchhändlern schickten. So existieren noch die Kataloge aus den Jahren 1650 und 1677.⁴³ Die Bestellungen wurden dann über Fuhrleute ausgeliefert, die dem Kontobuch zufolge zur Vermeidung von Leerfahrten logistisch ganz ähnlich organisiert waren, wie das Speditionsgewerbe heute. Die Sendungen wurden verpackt in Päckchen, Pakete und Fässer, wobei letztere mitunter gewaltige Größen und Gewichte erreichten. So lässt sich aus den Angaben des Kontobuchs leicht errechnen, dass einzelne Fässer kaum vorstellbar das Gewicht von etwa 1 Tonne haben konnten.⁴⁴ Weitere 40% setzten die Sterne auf der Leipziger Messe um und 9% Umsatz brachte der verlagseigene Buchladen „Am Sande“, im Grunde ein Factory-outlet, in dem jedermann schon damals zum Ärger des örtlichen Buchhandels direkt vom Erzeuger kaufen konnte. Auch das findet heute seine Parallele. Akzidenzdrucke spielten hingegen mit nur 1 % vom Umsatz keine Rolle.

Zu den Kosten gibt es ebenso präzise Angaben.⁴⁵ Wir erfahren, dass die Personalkosten gut 45% der Gesamtkosten ausgemacht haben, gefolgt von 27% der Kosten für Papier, von dem uns immer, Einkaufspreise und auch Qualitäten mitgeteilt werden. Geliefert haben 5 verschiedene Papiermühlen, wovon das meiste Papier aus dem Harz kam. Daneben wird über die Kosten der Leipziger Messe berichtet. Die Standmiete lag dort mit 22½ Mark pro Messe extrem hoch. Das Abzocken von Ausstellern und Messebesuchern hat offensichtlich schon eine lange Tradition. 7% wurden

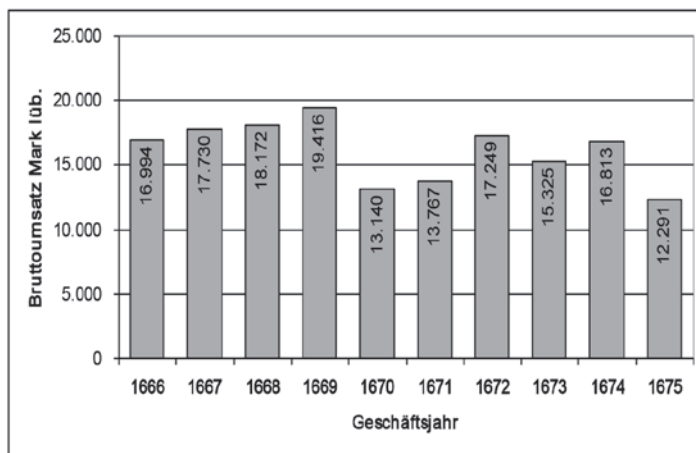


Abb. 4: Entwicklung des Bruttoumsatzes 1666–1675

43 Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, Sign. Gn: Kapsel 73(4) und Sign. Be 746.

44 Christof Weigel, Abbildung der Gemein-Nützlichen Haupt-Stände [...], Regensburg: Weigel 1698. Der Kupferstich Nr. 146 zeigt, dass die Bücherfässer ohne weiteres einen Durchmesser in Mannshöhe haben konnten.

45 Schellmann, Kontobuch (wie Anm. 28), S. 77–86.

demnach für Vertriebskosten einschließlich Werbung ausgegeben, wenn man den Wert der verschenkten Bücher als solche mit hinzurechnet.

Unter den sonstigen Kosten verbirgt sich dann alles Mögliche. So erfahren wir beispielsweise, dass Johann III. auf einer Rückreise von der Leipziger Messe mal „von den Raubers ganz außgezogen und seiner Kleid ist beraubet worden“⁴⁶ oder er hat den „abgebrandten Leuten, womit 2 Ratsherrn auf der Meeße umgegangen“⁴⁷ beachtliche 4 Mark einfach so als großzügige Spende „verehret“. Ganz geschäftstüchtig hat Johann dann aber beides, den räuberischen Akt wie auch den der christlichen Nächstenliebe über Geschäftskosten

abgerechnet.

	ml	Anteil
Bruttoumsatz	160.897	95%
Rabatte	-2.566	-2%
Remittenden	-358	0%
Nettoumsatz	157.973	93%
Erhöhung Lagerbestand	11.000	6%
Zuschüsse	800	0%
Gesamtleistung	169.773	100%
Personalkosten	34.317	20%
Papierverbrauch	26.402	16%
Frachtkosten / Porto	3.989	2%
Sonst. Materialeinkäufe	396	0%
Kupferstecher und Maler	5.549	3%
Messekosten Leipzig	5.700	3%
Werbematerial	454	0%
Pflichtexemplare	1.129	1%
Zahlungsausfälle	3.467	2%
Provisionen	298	0%
Filialbetrieb Wolfenbüttel	762	0%
Sonstige Kosten	749	0%
kleine Kosten	4.224	2%
Kosten Geschäftsführung	10.000	6%
Gesamtkosten	97.436	57%
Ertrag (Gewinn)	72.337	43%

Abb. 5: Gewinn- und Verlustrechnung für die Geschäftsjahre 1666–1675

Dass die komplette Gewinn- und Verlustrechnung für den Zeitraum 1666 bis 1675 aufgestellt werden kann, ist vermutlich ein Novum für ein Unternehmen der frühen Neuzeit, Abb. 5. Die Gesamtleistung in den 10 Jahren bestehend aus Nettoumsatz, Zuschüssen und Lageraufstockung lässt sich exakt beziffern: 169.773 Mark. Zieht man davon sämtliche Kosten ab, sind nur 57% der Gesamtleistung verbraucht und es verbleiben 43% als Gewinn. Ohne Frage eine äußerst komfortable Marge, von der unsere Wirtschaft heute meist nur noch träumen kann.

Höchst interessant ist nun, dass man aus der Gewinn- und Verlustrechnung ableiten kann, wie die Sterne ihr Buchgeschäft seinerzeit kalkuliert haben. Betrachtet man in dieser Aufstellung nur die Papierkosten 26.402 Mark im Verhältnis zu den Gesamtkosten 97.436 Mark, so zeigt sich erstens, dass man auf erstere 270% aufschlagen muss, um auf 100% der Gesamtkosten zu kommen und zweitens, dass man auf die Gesamtkosten weitere 75% als Gewinn schlagen muss, um den Wert der Gesamtleistung darzustellen.

Dies im Hinterkopf kann man nun folgende Probe aufs Exempel machen. Das Kontobuch gibt an, dass für die Scheits-Bibel sehr teures Papier eingekauft wurde, von dem der Ballen 32 Mark kostete. Werden auf diesen Betrag 270% für die Selbstkosten aufgeschlagen und weitere 75% für den Gewinn, ergibt das 210 Mark als Verkaufspreis für den fertig bedruckten Ballen Papier zur Scheitsbibel. Da die Anzahl der Blätter dieser Bibel nachgezählt werden können und ein Ballen Papier seinerzeit

46 Kontobuch (wie Anm. 18), Bl 44 li.

47 Kontobuch (wie Anm. 18), Bl 84 li.

5.000 Bogen hatte, ergibt sich, dass daraus genau 13,6 Scheitsbibeln hergestellt werden konnten. 210 Mark durch 13,6 ergibt kalkulierte 15½ Mark Verkaufspreis für eine Scheits-Bibel. Das Kontobuch gibt den tatsächlichen Verkaufspreis mit 16 Mark an. Man hat also nur noch etwas aufgerundet, was der Kaufmann ja auch heute tut, wenn's der Markt hergibt.

Die Verprobung dieses Rechengangs mit anderen Titeln zeigt übrigens, dass auf diese Weise mehr oder weniger immer der im Kontobuch mitgeteilte Verkaufspreis eines Titels nachvollzogen werden kann. Es ist davon auszugehen, dass mithin ein Verfahren der frühneuzeitlichen Buchkalkulation aufgedeckt worden ist.

Überraschenderweise gibt das Kontobuch bei Schulbüchern nicht die Stückpreise sondern nur den Verkaufspreis für den fertig bedruckten Ballen Papier zu 30 Mark an. Zugleich wird die billigste Papiersorte ausdrücklich als Scholastika-Papier bezeichnet, wovon der Ballen im Einkauf nur 8 Mark kostete. Werden auf diese 8 Mark nun 270% aufgeschlagen, erreicht man exakt 30 Mark und stellt erstaunt fest: 30 Mark Selbstkostenpreis, 30 Mark Verkaufspreis. Da ist gar kein Spielraum mehr für irgendwelche Gewinnaufschläge. Die Sterne haben also Schulbücher zu reinen Selbstkosten verkauft und hier offensichtlich ganz auf Gewinn verzichtet. Das Kontobuch sagt beispielsweise, dass für die Auflage von 5.000 Stück Jesus Sirach 6 Ballen und 5 Ries Papier verbraucht wurden⁴⁸, woraus sich ergibt, dass aus einem Ballen 769 Schulbücher dieses Titels produziert werden konnten. Das Exemplar wurde demnach zu 7 ½ Pfennig verkauft. Man fragt sich natürlich, wie kommt eine privatwirtschaftlich arbeitende Druckerei dazu, Schulliteratur zu Selbstkosten ohne Gewinnaufschläge zu verkaufen, womit sie ja sonst nicht zimperlich war? Man kann darüber nur spekulieren, aber es kann sich nur um eine besondere Fördermaßnahme zur Hebung der allgemeinen Volksbildung, um eine frühneuzeitliche Vorstufe zur Lernmittelfreiheit gehandelt haben, zu der sich die Sterne verpflichtet fühlten. Warum und wieso, das wäre herauszufinden und sicher ein lohnendes Forschungsprojekt z. B. für die Medien- und Bildungshistoriker an der hiesigen Universität.

Man hört immer wieder, dass der wirtschaftliche Erfolg der Sterne allein auf komfortable Fürstliche Privilegien zurückzuführen ist, die ihnen die Konkurrenz von Hals gehalten haben. Es gab zwar diese Privilegien seit 1625⁴⁹ und formal haben sie sogar bis 1868⁵⁰ gegolten, aber man darf sie nicht überbewerten. Die darin angedrohten Strafen klangen zwar drakonisch, „50 Mark lötigen Goldes“ musste zahlen, wer die Privilegien missachtete, aber solche Strafen überregional durchzusetzen, war enorm schwierig, so dass die Verfahren meist wie das Hornberger Schießen ausgingen. An keiner Stelle des Kontobuchs ist davon die Rede, dass jemals Strafe gezahlt worden ist. Verstöße hat es aber nachweislich genug gegeben, u.a. vom Hauptkonkurren-

48 Kontobuch (wie Anm. 18), S. 73 re.

49 Museum Lüneburg, Inv. Nr. R 1685 D; Reinecke (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 297.

50 Dumrese/ Schilling (wie Anm. 6), S. 154f.

ten Endter in Nürnberg, der z. B. den Bestseller der Sterne, das ab 1639 in zwölf Auflagen erschienene „Lüneburgisch-Geistreiches [...] von newem wolverbessertes Handbuch“⁵¹, nur notdürftig als „Nürnbergisches Geist- und Lehrreiches neu vermehrtes Handbuch“ kaschiert ab 1658 auf den Markt brachte.⁵² Wer als Drucker und Verleger dauerhaft Erfolg haben wollte, mehr noch, wer seine Erzeugnisse in ganz Nordeuropa vertreiben wollte, der musste Qualität liefern und vorteilhafte Konditionen bieten. Was konnte ein Privileg nützen, das schon in Hamburg oder in Lübeck nicht mehr galt, und in Städten wie Kopenhagen, Stockholm, Danzig oder Riga schon gänzlich gegenstandslos war?

Wie sehr den Sternen ein echtes Anliegen war, höchste Ansprüche an ihre Drucke zu erfüllen, zeigt ein Blick in einen der schönsten und zugleich unbekanntesten aller Stern'schen Bibeldrucke, die Vorzugsausgabe in Quart der dreibändigen Kurfürstenbibel von 1676/77, von der ein besonders schönes Exemplar in der Ratsbibliothek existiert. Sie ist ein Musterstück an perfekter Buchgestaltung, besonders schöner Schrift und hervorragender Illustration. Kurfürstenbibel hieß die Ausgabe deshalb, weil sie mit Kupferporträts von den sieben Sächsischen Kurfürsten als Schutzherren der protestantischen Kirche beginnt und erst dann folgt der Bibeltext gedruckt in besonders schönen, großen Schrifttypen. Man kann nur empfehlen, die Chance zu nutzen, einmal die Originalausgabe in der Lüneburger Ratsbibliothek einsehen zu können.⁵³

Wen kann es da noch wundern, dass das Geschäftsmodell der Sterne im 17. Jahrhundert eine einzige Erfolgsgeschichte gewesen ist.

51 Lüneburgisch-Geistreiches [...] Handbuch, Lüneburg: Stern 1656, VD17 23:643828P.

52 Nürnbergisches Geist- und Lehrreiches [...] Handbuch, Nürnberg: Endter 1658, VD17 23:649127U und mindestens weitere vier Auflagen von 1659, 1663, 1665, 1668, 1688.

53 Ratsbibliothek Lüneburg, Sign. Th 2° 911-3.

MICHAEL EPKENHANS

Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts aus regionaler, deutscher und europäischer Perspektive¹

I.

Nur die Älteren unter uns können sich noch an die Erzählungen unser Großväter und unser Großmütter erinnern, in denen diese über ihre Erlebnisse in der Zeit des Ersten Weltkrieges berichtet haben. Von unseren Großvätern wissen wir, was es bedeutete am „Toten Mann“ oder der „Höhe 304“ vor Verdun gekämpft zu haben. Und unsere Großmütter haben uns erzählt, wie sehr sie um den Vater oder Bruder, Ehemann oder Freund gebangt haben, aber auch wie groß der Hunger war, zumal im Zeichen des berühmt-berüchtigten Steckrübenwinters von 1916/17.

Heute lebt niemand von ihnen mehr. Der letzte deutsche Soldat des Ersten Weltkrieges ist vor einigen Jahren gestorben. Allenfalls die vielen Kriegerdenkmäler auf Friedhöfen und in öffentlichen Parks erinnern an das Geschehene. Ob diese aber überhaupt noch wahrgenommen werden, ist fraglich. Gleiches gilt für die Gedenktafeln in Kirchen, Rathäusern oder auch manchem Vereinshaus. Von letzteren sind die meisten jedoch verschwunden – sei es auf den Dachböden von Museen oder Archiven, manchmal aber auch auf dem Flohmarkt. Hinzu kommen schließlich noch die Straßennamen. Doch wem sagen heute die Namen noch etwas, die wie die Scheer- oder Weddigen-Straße bzw. der Skagerrakplatz – an „Helden“ oder Schlachten des Ersten Weltkrieges erinnern – von den Hindenburgstraßen will ich hier gar nicht reden?

Unser Wissen über den Ersten Weltkrieg beschränkt sich insofern auf das, was wir in der Schule darüber lernen. Hinzu kommt dessen mediale Aufbereitung. Jahrestage eignen sich dazu, historisch wichtige Ereignisse wie dieses für die Öffentlichkeit aufzubereiten. Zeitungen haben dann etwas zu schreiben, Filmemacher können sich neue Formen der Darstellung einfallen lassen. Hinzu kommen dann zahllose Bücher und Bildbände sowie unter Umständen Gedenkrede.

Mancher unter uns mag diese „Kultur“ des gelegentlich zweifellos krampfhaften Erinnerens belächeln: Gleichwohl, nur wenn wir uns stets von neuem klar machen, wie wir wurden, was wir sind, welche Umwege, Irrwege und Sonderwege unsere Geschichte durchlaufen hat, können wir Gegenwart und Zukunft vernünftig gestalten. Dies gilt für viele „runde“ Gedenktage, und es gilt erst recht für den 100. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges. Kaum etwas hat die Geschichte Deutschlands,

¹ Der Vortragscharakter wurde beibehalten. Die Fußnoten weisen daher, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur die Zitate nach. Die Rechtschreibung wurde den heutigen Regeln angepasst.

Europas und der Länder außerhalb Europas im 20. Jahrhundert so nachhaltig geprägt wie dieses Ereignis. Zu Recht hat ein amerikanischer Diplomat und Historiker die durch den Schuss eines serbischen Attentäters ausgelösten kriegerischen Ereignisse und deren Folgen als die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet. Ohne den Ersten Weltkrieg wären die deutsche, die europäische und auch die außereuropäische Geschichte anders verlaufen.² Dieser Aufsatz will zunächst – in gebotener Kürze – noch einmal Ursachen und Verlauf des Ersten Weltkrieges in Erinnerung rufen, um dann, in einem zweiten Teil, zu fragen, wie die Menschen hier vor Ort, d.h. in Lüneburg und Umgebung, diese Ereignisse erfahren haben.

II.

Der Erste Weltkrieg ist nicht vom Himmel gefallen. Er steht vielmehr am Ende einer Epoche, die wir seit unserer Schulzeit gemeinhin als die Ära des Hochimperialismus bezeichnen. Grob gesagt umfasst diese Zeit das europäische wie auch das globale Geschehen der Jahre zwischen 1880 und 1914. Kennzeichen dieser Zeit waren ein überschäumender Nationalismus, der Wille zur Expansion selbst um den Preis der Drohung mit Krieg sowie eine, wenngleich unterschiedlich ausgeprägte Militarisierung von Staat und Gesellschaft. Einer der Treibsätze dieser Entwicklung war die Übertragung der Forschungen des Biologen Charles Darwin in den politischen Bereich. Nur der Stärkere, so die Kurzformel, könne im allgemeinen Kampf ums Dasein überleben. Um überleben zu können, brauche er daher einen „Platz an der Sonne“, wie es in Deutschland hieß. Da es diesen nicht gebe, sei wiederum eine Flotte nötig, denn nur Seemacht, so lehrte es ein amerikanischer Admiral, schaffe erst das sichere Fundament für eine dauerhafte Weltmachtstellung. Weltmacht wiederum bedeute Macht und Prestige, Wohlstand und soziale Stabilität.

Heute mögen uns diese Gedankengänge befremdlich erscheinen, vor hundert Jahren haben viele in Deutschland, angefangen beim Kaiser über den Kanzler, Generale und Admirale, linksliberale Professoren und Publizisten, kleinbürgerliche Anhänger von Kolonial und Flottenverein bis hin in Teile der Arbeiterschaft ganz oder zumindest teilweise an derartige Ideen geglaubt. Gleiches gilt für andere Länder.

Die Dynamik, die diese Faktoren entwickelten, unterschied sich fundamental von der zumindest relativen Stabilität des 19. Jahrhunderts. Bismarck war sich darüber im Klaren gewesen, dass das Deutsche Reich bei Strafe des eigenen Untergangs auf jedwede weitere Expansion verzichten, Konflikte mit seinen Nachbarn vermeiden musste. Diese Einsicht fehlte seinen Nachfolgern. Zutiefst überzeugt, dass das 20. Jahrhundert ein deutsches Jahrhundert sein müsse, so wie das 18. und das 19. ein englisches Jahrhundert gewesen waren, forderte das Deutsche Reich seine Nachbarn, vor allem aber England heraus, dessen Erbe es antreten wollte. Am Ende

2 Aus der Fülle der inzwischen erschienen Literatur anlässlich des Gedenkjahres seien erwähnt: Jörn Leonhard, *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*, München 2014; Herfried Münkler, *Der Große Krieg. Die Welt 1914–1918*, Berlin 2013; Christopher Clark, *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*, München 2013.

stand es allein da, hatte nur noch einen treuen Partner zur Seite, Österreich-Ungarn. Dieser untergehende Vielvölkerstaat war unterm Strich betrachtet jedoch mehr eine Last als eine wirkliche Stütze.

Dennoch, als ein serbischer Terrorist am 28. Juni 1914 in Sarajevo den österreichisch-ungarischen Thronfolger erschoss, glaubte die Reichsleitung, den Partner uneingeschränkt unterstützen zu müssen. Während es Österreich in erster Linie um eine Abrechnung mit Serbien ging, dessen Bestrebungen aus Wiener Sicht eine tödliche Gefahr für die Donaumonarchie waren, verfolgte die Reichsleitung andere Ziele.

Der deutsche Reichskanzler, Bethmann Hollweg, war sich darüber im Klaren, dass ein lokaler Krieg einen „Weltkrieg“ auslösen könnte. Er hoffte aber, dass die russische Regierung Serbien angesichts des frevelhaften Königsmordes nicht unterstützen würde. Sollte diese aber dennoch als Beschützer aller Slawen der Regierung in Belgrad beistehen, war er bereit, diesen „Sprung ins Dunkle“ zu wagen. Nur so glaubte er, den „Ring“ um Deutschland sprengen und Österreich als Bündnispartner erhalten zu können. Er vertraute dabei auf die Zusagen der militärischen Führung, einen Krieg gewinnen zu können.

Am 23. Juli stellte die Regierung in Wien Serbien ein unannehmbares Ultimatum. Dieses war zwar zu großem Entgegenkommen bereit, lehnte aber Eingriffe in seine Souveränität bei der Untersuchung des Attentats ab. Am 28. Juni erklärte Österreich daher Serbien den Krieg. Als Russland daraufhin seine Armee zu dessen Unterstützung mobilisierte, machte Deutschland ebenfalls mobil. Englische Versuche, durch gemeinsame Vermittlung zwischen den Großmächten den Frieden zu erhalten, lehnte die Regierung in Berlin ab. Am 1. August erklärte sie vielmehr zunächst dem Zarenreich, dann auch Frankreich den Krieg. Als deutsche Truppen am 4. August in das neutrale Belgien einmarschierten, um Frankreich militärisch schneller zu besiegen, trat auch Großbritannien in den Krieg ein. Der „Weltbrand“ den Reichskanzler Bethmann Hollweg befürchtet hatte, war damit Wirklichkeit geworden.

Über die Frage, wie die Verantwortung für diesen Weltbrand zu gewichten ist, streiten wir Historiker seit 100 Jahren. Im Gegensatz zu manchen Kollegen, die diese in erstaunlicher Weise gleichmäßig auf alle Mächte verteilen wollen, glaube ich, dass es ohne die Entscheidungen in Wien und Berlin nicht zu der Katastrophe des Jahres 1914 gekommen wäre. Beide Mächte wussten, was sie taten, als sie den lokalen Krieg auf dem Balkan billigten, beide wussten, dass das Risiko eines russischen und damit auch französischen Eingreifens groß war. „Russland ist friedlich, aber nicht passiv“, hatte der russische Außenminister gewarnt, als er von der Vorbereitung des Ultimatums an Serbien hörte. Sicher, die anderen Mächte hätten den Krieg auf dem Balkan als gerechte Strafe für ein Regime von Mördern geschehen lassen können. Damit hätten sie aber die eigene Allianz unter Umständen geschwächt, Deutschland und seinen Partner hingegen in einer Weise gestärkt, die aus ihrer Sicht das bestehende Kräfteverhältnis unter den Mächten entscheidend verändert hätte. Umgekehrt war vor allem für Deutschland die Verlockung groß, genau dieses auszuprobieren.

Diese komplizierte Rechnung der politischen und militärischen Führung des Deutschen Reiches ging bekanntlich nicht auf. Der deutsche Vormarsch scheiterte vor Paris. Danach erstarrte die Front im Westen in einem Netz von Schützengräben und Stacheldraht. Neue Waffen wie Giftgas und Flammenwerfer, Panzer und Flugzeuge machten das Leben in diesen Gräben zur Hölle. Zugleich zeigten diese, dass Industrialisierung und Technik die Kriegführung grundlegend verändert hatten. In grausamen „Materialschlachten“ versuchten die Generäle bald, die Entscheidung zu erzwingen. In sinnlosen Angriffen opferten sie bei Verdun und an der Somme allein 1916 eine Million deutsche und alliierte Soldaten.

Im Osten errangen deutsche Truppen größere Erfolge. Aber auch dort kam die Front schließlich zum Stehen. Nach dem Zusammenbruch des Zarenreiches 1917 eroberten sie dann weite Teile Russlands. Zuvor hatte die englische Blockade in der Nordsee die Reichsleitung veranlasst, alles auf eine Karte zu setzen. Durch rücksichtslosen Unterseebootskrieg gegen feindliche und neutrale Handelsschiffe wollte sie diese brechen und den alliierten Nachschub an Waffen und Lebensmitteln unterbinden. Der erhoffte Erfolg blieb jedoch angesichts der ungebrochenen englischen Seeherrschaft aus. Stattdessen traten nun aber die Vereinigten Staaten in den Krieg ein und stärkten damit die Alliierten in entscheidender Weise.

Die anfängliche Kriegsbegeisterung, deren Ausmaß ohnehin fraglich ist, wich schnell der Enttäuschung und der Trauer. Verantwortlich dafür waren die großen Verluste. Fast jede Familie hatte den Tod eines oder mehrerer Söhne, des Bruders oder des Ehemanns zu beklagen. Viele Frauen mussten immer mehr anstrengende Tätigkeiten in Rüstungsbetrieben und anderen „Männer“-Berufen übernehmen. Kinder sammelten Obstkerne und Kaninchenfelle, Altmetalle und Frauenhaar. Diese ersetzten wichtige Rohstoffe, die wegen der englischen Blockade nicht mehr eingeführt werden konnten. Seife, Leder und andere Güter des täglichen Bedarfs waren dennoch bald Mangelwaren. Für den Mangel an Lebensmitteln gab es hingegen kaum „Ersatz“. Viele Menschen hungerten daher seit 1916/17, fast 700.000 starben an Unterernährung.

Dieser „totale Krieg“ zermürbte die Menschen zunehmend. Hinzu kam die Verbitterung über das bestehende System. Dieses schien unwillig und unfähig, die versprochenen Reformen zur Beteiligung aller Parteien an der politischen Willensbildung und zur gerechteren Verteilung der Lasten in Angriff zu nehmen. Seit dem „Steckrübenwinter“ 1916/17 kam es daher zu immer mehr Massenprotesten nicht nur für Frieden und Brot, sondern auch gegen die bestehende politische Ordnung.

Nach dem Sieg über Russland wollte die Oberste Heeresleitung auch im Frühjahr 1918 im Westen einen entscheidenden Sieg erringen. Die neue Offensive im Westen war jedoch erfolglos. Seit dem Sommer 1918 mussten sich die deutschen Truppen immer weiter aus Frankreich und Belgien zurückziehen. Sie waren kriegsmüde und wollten nicht mehr kämpfen. Die Verbündeten, Österreich-Ungarn, Bulgarien und das Osmanische Reich standen ebenfalls am Rande der Niederlage und baten um Frieden. Ende September forderte die militärische Führung daher die Reichsleitung zum baldigen Abschluss eines Waffenstillstands und zu politischen Reformen auf.

Anfang Oktober 1918 wurde die Regierung umgebildet. Selbst ehemalige „Reichsfeinde“ wurden nun Minister im Kabinett von Prinz Max von Baden. Dieses nahm Verhandlungen mit den Alliierten über einen Waffenstillstand auf. Auch die Verfassung wurde geändert. Der Versuch der Marineführung, die Flotte einzusetzen, um die Ehre der Offiziere zu retten, löste eine Meuterei aus. Diese entwickelte sich schnell zu einer Revolution. Die Menschen hatten kein Vertrauen mehr und fetten am 9. November die Kronen hinweg. Zwei Tage später unterzeichnete eine deutsche Delegation in einem Wald bei Paris den Waffenstillstandsvertrag. Der Erste Weltkrieg war zuende.

Und der Preis des hier mit wenigen Strichen skizzierten Weltenbrandes? Allein 10 Millionen Soldaten waren während des Krieges gefallen, Millionen verwundet, teilweise für den Rest des Lebens verstümmelt worden. Hinzu kommen ca. 7 Millionen tote Zivilisten, tausende zerstörte Städte und Dörfer. Riesige Gebiete Europas ähnelten Mondlandschaften, zerfurcht von Granattrichtern und verseucht von Giftgas. Alte Reiche, das russische, das österreichische und das osmanische, waren ganz zerfallen, andere wie das Deutsche innerlich zerrissen. Selbst für die Sieger war die Bilanz nicht rosig. Auch ihre Gesellschaften waren teilweise zerrissen, ihre Ökonomien lagen kaum weniger am Boden wie die der Verlierer. Nicht vergessen werden sollten auch die ethnischen Probleme. Millionen Menschen waren seit Jahren auf der Flucht: in Russland, auf dem Balkan oder in Vorderasien. Die Hypothek, die dieser Krieg hinterließ, lastete daher schwer auf Siegern wie Besiegten. Wann und wie sie getilgt werden würde, musste die Zukunft zeigen.

III.

Wie haben die Bewohner von Lüneburg und aus der Umgebung nun Vorgeschichte und Ausbruch des Ersten Weltkriegs erlebt? Was haben die Menschen vom Krieg erfahren? Was bedeutete der Krieg für ihr tägliches Leben? Wie reagierten sie auf das Ende des Krieges und wie haben sie später an diesen erinnert? Die Quellenlage dazu ist begrenzt. Gleichwohl, die in Lüneburg erscheinenden „Lüneburgschen Anzeigen“, die in Uelzen herausgegebene „Allgemeine Zeitung der Lüneburger Heide“, die Kriegsreden des Direktors des Johanneums, Hölk³, einzelne Bestände des Stadtarchivs und die von Wilhelm Reinecke⁴ herausgegebene Geschichte der Stadt erlauben einen durchaus zufriedenstellenden Einblick in diese Zeit. Eine außerordentlich reichhaltige, bisher weitgehend übersehene Quelle ist zudem die trotz aller Wirren erhalten gebliebene Wittorfer Schulchronik⁵. Vom jeweiligen dortigen Lehrer verfasst, vermittelt sie aus der Perspektive von unten, nicht von oben, einen teilweise sehr plastischen Eindruck des Geschehens in einem kleinen niedersächsischen Dorf.

3 C. Hölk, Kriegsreden 1914–1917, Lüneburg 1917.

4 Wilhelm Reinecke, Geschichte der Stadt Lüneburg, Bd. 2, Lüneburg 1933 (ND 1977), S. 567–581.

5 „Schulchronik für die Schule zu Wittorf, Parochie Bardowick, Inspektion Lüne“, Exemplar in: Gemeindearchiv Bardowick, ohne Signatur.

IV.

Wenden wir uns in einem ersten Schritt der Frage zu, was die Menschen damals von der „Welt“ wussten und wie sie auf große Ereignisse reagierten. Anders als heute, wo push-mails, Internetseiten lokaler, überregionaler und internationaler Zeitungen oder Dauernachrichtensendungen uns minütlich über das Geschehen vor Ort, in Deutschland und der Welt auf dem Laufenden halten und unseren Horizont entsprechend erweitern helfen, war die Welt für unsere Vorfahren viel kleinräumiger und kleinteiliger. Sie waren angewiesen auf das, was sie in der Schule lernten und was sie in der Zeitung lasen, auf das, was Redner in Vorträgen über diese oder jene Thematik berichteten sowie das, was jene berichteten, die aus der „kleinen“ in die „große“ Welt hatten reisen können. Es wäre aber vermessen zu glauben, dass sich die Menschen für das, was um sie herum geschah nicht interessiert, das größere Geschehen nicht wahrgenommen und sich darüber kein Urteil hätten bilden können. Ein Beleg dafür ist beispielsweise die große Beteiligung an den Reichstagswahlen vom Januar 1912 selbst in Dörfern, deren Bevölkerung man gemeinhin eher wenig Interesse an Politik bescheinigt. Einen regelrechten Wahlkampf gab es bei dieser politisch bedeutsamen Wahl zwar nicht, dennoch: Von 156 wahlberechtigten Männern in Wittorf – Frauen durften damals noch nicht wählen – nahmen 128, d.h. 82 Prozent, daran teil – ein Prozentsatz, von dem wir heute nur noch träumen können.⁶ Die Verteilung der Stimmen macht deutlich, dass sich die Menschen auch in kleinen Dörfern durchaus Gedanken darüber gemacht zu haben, wem sie ihre Stimme gaben. Neben Stimmen für die weit rechts stehende, die Interessen der Bauern vertretende, teilweise jedoch ausgeprägt antisemitische „Wirtschaftliche Vereinigung“ finden sich zahlreiche Stimmen für die Welfen, die Nationalliberalen und selbst die verfeimten Sozialdemokraten.

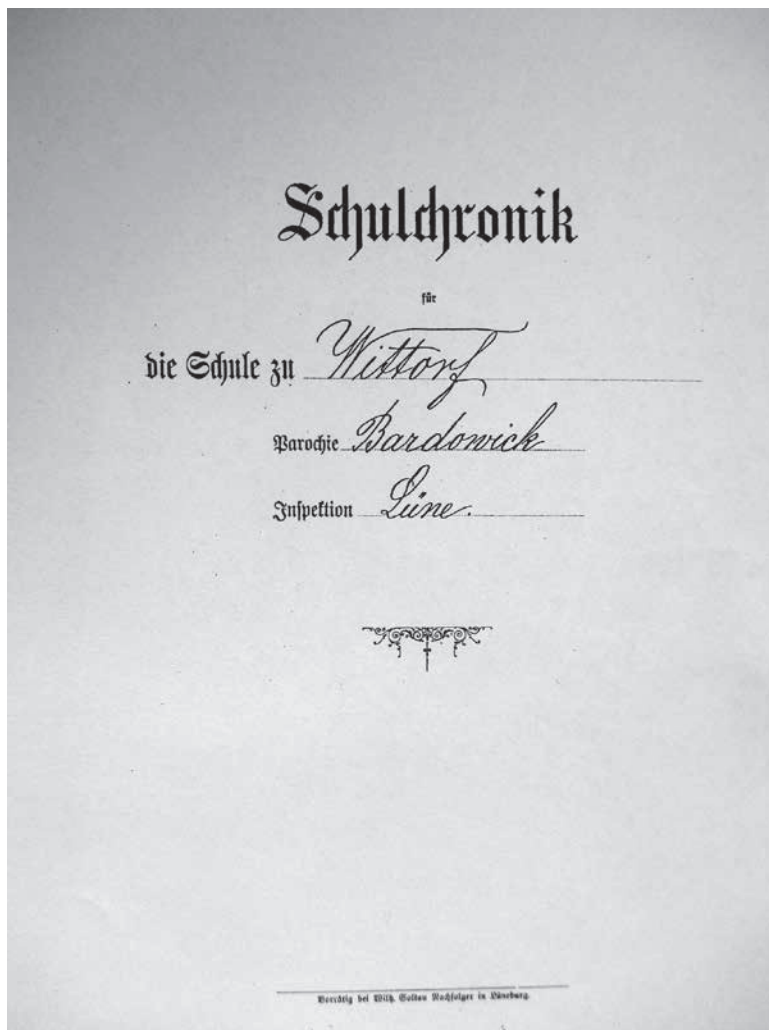
Wahlen und die für die einzelnen Parteien abgegebenen Stimmen sind ein Indikator für die Politisierung der Menschen, die Teilnahme an anderen Veranstaltungen ist ein weiteres Indiz für das wachsende Interesse an Politik. Es ist erstaunlich zu sehen, wie sehr die „großen“ Fragen in verschiedenen Formen thematisiert wurden. Die Berichte in den „Lüneburger Anzeigen“, der wichtigsten Zeitung vor Ort, über die alljährlichen Sedanfeiern im September, die Feiern aus Anlass des Geburtstages des Kaisers im Januar oder anlässlich von Bismarcks Geburtstag im April sind dafür ebenso Beispiele wie die zahlreichen Ankündigungen über teilweise hochpolitische Vorträge. So lud der Alldeutsche Verband im Februar 1914 zu einem Vortrag über „Weltpolitik und Kriegsgefahr“⁷ ein, der Hannoversche Missionsverein im gleichen Monat zu einer Veranstaltung über „Europa und Ostasien, ein Kampf zweier Weltkulturen“⁸ und der „Flottenverein“ zu einem Lichtbildervortrag über die Vereinigten Staaten.⁹ Sicher, wir wissen eigentlich gar nichts über die Teilnehmer an diesen

6 Schulchronik Wittorf, Eintragung Januar 1912 (undatiert).

7 Lüneburgsche Anzeigen, 6.2.1914. Ich danke Dirk Hansen für zahlreiche Hinweise.

8 Ebd., 12.2.1914.

9 Ebd., 17.2.1914.



Veranstaltungen und deren Reaktionen auf das, was dort gesagt wurde: unterschätzen sollte man den Stellenwert dieser Veranstaltungen bei der Herausbildung des „politischen Massenmarktes“ jedoch keineswegs. „Man wunderte sich“, notierte der Wittorfer Chronist nach Kriegsausbruch rückblickend über die Reaktionen im Dorf, „dass die Ereignisse auf dem Balkan die Großmächte nicht auch auf die Kriegsbühne rief. Man wähnte alle Gefahr für diese vorüber, und Europa atmete erleichtert auf. (...) Der Krieg der Mächte musste den Weltkrieg bringen, das war jedermann, ja jedem Kinde klar. Aber niemand dachte an Krieg als er kam, obwohl man seit Jahren von ihm geredet und geschrieben.“¹⁰

¹⁰ Schulchronik Wittorf, Eintragung vom Juni 1914, undatiert.

Beim Durchblättern der „Lüneburger Anzeigen“ oder auch die „Allgemeine Zeitung der Lüneburger Heide“ fällt auf, wie unaufgeregt darin über die Ereignisse seit dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger berichtet wird. „Die politische Lage in Europa ist andauernd ungewiss“, hieß es zwar in einem Leitartikel vom 20. Juli, aber, so die Überzeugung, „durch rechtzeitiges Einlenken der serbischen Regierung werde das Entstehen einer ernsten Krisis vermieden.“ Lokale Probleme wie die Entwässerung von Grundstücken, die Bewilligung von Haushaltsmitteln für einen neuen Schmutzwasserkanal oder der Bau eines Dienstwohnhauses für den Oberbürgermeister dominierten auch die Beratungen der städtischen Kollegien. Erstaunlich ist dies nicht, denn einen Einblick in das, was in Berlin und Wien, Paris oder St. Petersburg entschieden wurde, hatte man einfach nicht. Rasende Reporter, die in Echtzeit und wohl informiert aus den jeweiligen Regierungszentralen berichteten, gab es noch nicht. Zudem: anders als der verregnete Sommer 1913 war der Sommer 1914 ein wunderschöner Sommer. Vergnügungen wie Konzerte im Stadtpark oder die vielen Sommerfeste standen im Mittelpunkt des Interesses der Menschen. Im Gegensatz zum 19. Jahrhundert, dessen Kennzeichen der Wandel von der Agrar- zur Industriegesellschaft mit seinen Licht-, aber auch vielen Schattenseiten war, ging es vielen Menschen inzwischen besser als zuvor. Sie hatten zunehmend Zeit und Muße, sich auch zu vergnügen, ja auch in die Sommerfrische zu fahren. Und für die Landbevölkerung stand ohnehin das Einbringen der Ernte im Vordergrund, nicht das, was auf dem fernen und unbekanntem Balkan geschah.

Gleichwohl, je mehr sich die Krise in den letzten Julitagen zuspitzte, umso mehr scheint das Wenige, das die Menschen darüber in den Zeitungen lasen, auch ihr Verhalten beeinflusst zu haben. „Die politische Lage hat, das lässt sich nicht verkennen, die musikfreudige ‚Stimmung unseres Publikums arg herabgedrückt und den Besuch beeinflusst. Aber sie hat auch die Konzerteilnehmer begeistert und bei ihnen eine impulsive-patriotische Kundgebung zur Auslösung gebracht“, hieß es im Bericht der „Lüneburgschen Anzeigen“ vom 28. Juli über das mit 600 Personen gut besuchte Militärkonzert im Stadtpark.¹¹

Vergnügen, Sorge über das, was geschehen könnte, und patriotische Begeisterung lagen dicht beieinander. Sie bildeten eine Gemengelage, die wir auch später im Verlaufe des Krieges immer wieder finden werden, ohne dass es möglich ist zu unterscheiden, was für den Einzelnen überwog. So wenig man die Sorgen der Menschen um die Zukunft und die eigene Existenz unterschätzen sollte – der Sturm auf die Sparkassen Ende Juli ist dafür nur ein Beispiel –, so wenig sollte man auch deren Patriotismus belächeln.

Wir können uns das heute schwer vorstellen, aber als die Mobilmachung und damit der Krieg bevorstanden, war eine gewisse „fieberhafte Unruhe“ unverkennbar. „Ersprößliches Arbeiten (war) fast unmöglich“, alles hoffte auf „erlösende Nachrichten. Die Menschenbewegung“, „so der Bericht der „Lüneburgschen Anzeigen“

¹¹ Lüneburgsche Anzeigen, 28.7.1914.

vom 1. August, „in den Straßen ist außergewöhnlich. (...) Vor der Schlosskaserne sammelten sich wieder ungeheure Menschenmengen an. Einzelne stimmten Kriegslieder an, jedoch die große Menge blieb ruhig, der schweren Stunden eingedenk. (...) Mäuschenstille“ herrschte, als der Stabsoffizier Major v. Bettendorf, von einem Trompetensignal angekündigt, vom Treppenpodest des Schlosses die Erklärung des Kriegszustandes für das X. Armeekorps verlas. „Die Menge brach in Hoch- und Hurrah-Rufe aus und räumte langsam den Platz und die Straßen. In den Gasthäusern aber blieb es lebhaft bis tief in die Nacht hinein.“¹²

Will man die hier beschriebenen Ereignisse beurteilen, dann wird man berücksichtigen müssen, dass vieles sich damals fast zwangsläufig auf der Straße abspielte. Gerade in Krisenzeiten erhielt man nur dort durch Maueranschläge, öffentliche Amtsträger wie den genannten Major oder – auf dem Lande – die von Dorf zu Dorf wandernden sogenannten Ausrufer die neuesten Informationen. Zugleich sollten wir uns hüten, das Verhalten der Menschen damals zu belächeln oder nachträglich als politisch naiv zu kritisieren: warum sollten sie damals anders gefühlt und gehandelt haben als jene – dieser Vergleich sei hier erlaubt –, die sich 1954, 1990 oder 2006 nach großen Spielen der Nationalmannschaft bei der Fußballweltmeisterschaft spontan auf den Straßen versammelten, sich zu ihrer Nation bekannten und gemeinsam feierten?

Die Einwohner, die sich im Sommer 1914 hier auf dem Marktplatz, Am Sande oder vor der Lüneburger Dragoner-Kaserne versammelten, bekannten sich zu ihrer Nation. Sie waren so erzogen worden, und ihre Väter und Großväter hatten es Jahrzehnte zuvor bei Bedrohungen von außen genauso getan. Und dies galt umso mehr, als sie aufgrund der Nachrichten, die sie erhielten, das Gefühl haben mussten, diese Nation werde von ihren Nachbarn, allen voran den Russen, aber auch den Franzosen, an die es in Lüneburg keine guten Erinnerungen gab, in ihrer Existenz bedroht.

Die Bereitschaft, diese Nation wie auch die eigene Existenz zu verteidigen, darf allerdings nicht dazu führen, den Menschen geradezu eine Sehnsucht nach Krieg, Kampf von Mann zu Mann und Tod zu unterstellen. Die Forschung hat dieses in der Propaganda später dominierende Bild von allgemeiner „Kriegsbegeisterung“ in den vergangenen Jahren zu Recht infrage gestellt. Sicher, „fiebrhafte Unruhe“ konnte auch „Kriegsbegeisterung“ sein, aber wer die Zwischentöne im Bericht der „Lüneburgischen Anzeigen“ wahrnimmt, sieht, dass eher wenige Kriegslieder anstimmten. „Ernst“, so hieß es damals, war vielmehr vorherrschend, wie auch ein Blick in die Wittorfer Dorfchronik bestätigt: „Der Briefbote“, notierte der Dorflehrer unter dem 1. August, „brachte die Zeitung. Sie enthielt die Verordnung des Kaisers über die allgemeine Mobilmachung des Heeres und der Flotte. Alles atmete auf. Man hatte Gewissheit. Eine laute Begeisterung war nirgends zu finden, wohl aber ernste Entschlossenheit. Alle waren eines Sinnes: Der Feind oder die Feinde werden geschlagen werden, sie müssen geschlagen werden.“¹³ Und am 3. August, als immer

¹² Lüneburgische Anzeigen, 1.8.1914.

¹³ Ebd.

mehr Männer ihren Gestellungsbefehlen folgten, notierte er: „Manchen wurde der Abschied recht schwer und manche Träne ist in diesen Tagen geflossen. Die Arbeit wollte in diesen aufgeregten Tagen nicht recht schmecken, sie kam einem so müßig vor.“¹⁴

Militärisch verliefen die Ereignisse dann so ab, wie es das Räderwerk der Mobilisierungsplanungen vorsah und in der Form, wie es die Menschen damals gewohnt waren. Alle Reservisten wurden durch Maueranschläge und Aufrufe in den Zeitungen öffentlich einberufen und eilten zu den Fahnen. Manchmal nahmen sie sich, wie ein Angehöriger der Matrosenartillerie in Wittorf, nicht einmal die Zeit, das begonnene Frühstück zu beenden und sich von den auf dem Felde arbeitenden Eltern zu verabschieden. „Pflichtgefühl!“¹⁵ hieß es kurz und bündig in der Dorfchronik. In der Regel zogen sie jedoch, vor allem auf den Dörfern, nach einem Gottesdienst, der dem Krieg zugleich einen sakralen Charakter verlieh, gemeinsam aus. „Wohl nie zuvor sah man den alten Dom in Bardowick gefüllter als in diesen Tagen. Viele in den nächsten Tagen ausrückende Soldaten nahmen an der Abendmahlfeier teil“, hielt der Wittorfer Dorflehrer am 5. August in seiner Chronik fest.¹⁶

Viele, vor allem Angehörige bildungsbürgerlicher Schichten, meldeten sich zugleich freiwillig: 13 Lehrer und 5 „Kandidaten“ des Johanneums schieden sofort aus und „eilten zu den Fahnen“, und auch 65 Primaner zogen nach einem Notabitur als Kriegsfreiwillige ebenfalls an die Front. Beide Primen dieses ehrwürdigen Lüneburger Gymnasiums lösten sich damit auf. „Die Dinge haben sich so gestaltet, dass die mächtigsten Völker der Erde aufeinanderstoßen, ohne dass Einsicht und guter Wille noch zu friedlichem Ausgleich führen können, so dass nun physische Kraft und Überlegenheit entscheiden müssen, auf wessen Seite das Recht ist bei seinem Anspruch auf seine Stellung im politischen Leben unserer Erde,“ erklärte der Direktor des Johanneums in seiner ersten Kriegsansprache vor den Schülern. „Unterliegen wir, so zerfällt das große, mächtige Reich, das unsere Väter vor 44 Jahren in diesen Augusttagen zu gründen begannen. Siegen wir, so wird auf Jahrhunderte hinaus, solange wir selbst ein kräftiges Volk bleiben, deutschem Wesen, deutscher Sprache, deutscher Gesittung, das Fortleben gesichert sein.“¹⁷ Angesichts dieser vermeintlichen Alternativen, dieses Kampfes ums „Ganze“, wie Direktor Hölk am ersten Schultag nach den zeitgleich endenden Sommerferien in seiner Ansprache meinte, waren die vielen Freiwilligenmeldungen erklärlich. „Drauf auf den Feind! Ohne nach rechts oder links zu blicken, ohne einen anderen Gedanken, als dass wir siegen müssen, und zwar durch unsere eigene Kraft siegen müssen, denn es handelt sich um unsere ganze Zukunft, unsere ganze nationale Existenz“, war – so die „Allgemeine Zeitung für die Lüneburger Heide“ am 5. August, jetzt das Motto der Zeit.

14 Schulchronik Wittorf, Eintrag vom 1.8.1914.

15 Ebd., Eintrag v. 31.7.1914.

16 Ebd., Eintrag v. 5.8.1914.

17 Hölk, Kriegsreden, S. 7f.

Doch nicht nur Lehrer und Schüler, mobilisierte Bürger, Handwerker und Bauern zogen nun in Scharen ins Feld. Bereits am 2. August waren auch die Angehörigen des Dragonerregiments nach einem feierlichen Gottesdienst in der Michaeliskirche unter dem Beifall der Bevölkerung nahezu „formvollendet“ in den Krieg abmarschiert: „Da standen sie in zwei Gliedern gerichtet, unsere Lanzenreiter, auf scharrenden, wiehernden Rossen. Ernst, unbeweglich, den Blick auf ihren Kommandeur gerichtet, der markige Abschiedsworte an sie richtete, ihnen Gottvertrauen und Mut und Tapferkeit einflößte, saßen die Reiter im Sattel. Heilige Stille lag über dem von abertausend Menschen übersäten Platze, aber wie Donnerhall rollte es dahin, als der Regimentsführer seine Ansprache in Hurra auf den obersten Kriegsherrn, den Kaiser, ausklingen ließ. Die Regimentskapelle setzte sich um 7 Uhr an die Spitze und mit dem Liede ‚Muß’ i denn zum Städele ’naus‘ gings durch die Straßen der Stadt zum Bahnhof. Ein ehrenvolles Geleit für die scheidenden Dragoner, die mit tausend Segenswünschen ins Feld zogen, um als die ersten des Regiments die Feuertaufe zu empfangen,“¹⁸ berichteten die „Lüneburgschen Anzeigen“ von dem Geschehen an der Lüneur Kaserne am Tag danach. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass die Lüneburger Dragoner als erstes gegen jenen König, König Albert von Belgien, ins Feld zogen, der ihr Ehrenoberst war. Im Jahr zuvor hatte er „seinen“ Dragoner noch einen umjubelten Besuch in Lüne gemacht. Die von allen Mächten seit 1839 verbrieftete Neutralität seines Landes war angesichts der Zwänge der militärischen Aufmarschplanungen jedoch nur noch ein „Fetzen Papier“, wie Reichskanzler Bethmann Hollweg am 4. August dem darüber erstaunten englischen Botschafter erklärte.

Was haben die Menschen, nachdem der Krieg nun einmal da war, von diesem erfahren und wie haben sie, soweit wir dies verlässlich wissen, darauf reagiert? Nach dem Beginn eines Krieges, dies ist eine alte Binsenweisheit, ist das erste Opfer die Wahrheit. Das war damals nicht anders als in anderen Kriegen, die wir selbst miterlebt haben. Die Zensur, ausgeübt von den stellvertretenden Generalkommandos, filterte die Nachrichten, die von der Front verbreitet wurden. Gleiches galt für das Geschehen in der Heimat. Anfänglich war diese Zensur freilich lax, schien doch alles nach Plan zu laufen. Innerhalb weniger Tage standen deutsche Truppen – darunter auch die Lüneburger Dragoner – in Lüttich, bald darauf auch auf französischem Gebiet. Siegesmeldungen prangten daher fast täglich auf den Titelseiten. Extrablätter verbreiteten diese noch am gleichen Tage, um die Bevölkerung zu informieren, aber auch um sie davon zu überzeugen, dass der Krieg richtig, vor allem aber gerecht sei. Zugleich veröffentlichten die Zeitungen von der Zensur freigegebene Kriegsbriefe von Soldaten aus der Heimat. Am 23. 8. schrieb ein Angehöriger der Lüneburger Dragoner beispielsweise von einem Gefecht in einem Wald, bei dem am Ende 70 Tote und 30 Verwundete zu beklagen waren: „Es war entsetzlich. (...) Es ist nicht zu beschreiben, wie es in dem Waldweg aussah. (...) Zu essen habe ich heute wieder fast nichts bekommen. Aber mir machts nichts aus. Heute abend beziehen

18 Lüneburgsche Anzeigen, 3.8.1914.

wir irgendwo ein Biwak. Unsere Bagage haben wir seit 8 Tagen nicht gesehen.“¹⁹ Tod und Verwundung von Kameraden waren jedoch nur die eine Seite des Krieges; die andere Seite bestand aus dem Töten jener, gegen die man glaubte sich wehren zu müssen. „Gestern“, schrieb ein junger Leutnant bereits am 19. August, „haben wir unser 2. Biwak auf belgischem Gebiet begangen. Heute scheint Ruhetag zu sein. Stimmung gut, ebenso Befinden. Die Nächte sind kalt und feucht. Gestern abend haben wir einen Pfarrer standrechtlich erschossen, der in der Nacht vorher aus seinem Hause auf uns geschossen hatte.“²⁰ Auf die fatale Wirkung der offenen Schilderung von Kriegsgräueln wie diesem auf die Stimmung im neutralen Ausland, allen voran den USA, kann ich an dieser Stelle nur hinweisen.

Diese Briefe sollten Mut machen, so befremdlich uns dies heute erscheinen mag. Auch die Verlustlisten, die von Kriegsbeginn an veröffentlicht wurden, waren Ausdruck der Heldentaten der eigenen Soldaten, keineswegs Ausdruck von Kritik an dem Massensterben. Erst als sie immer länger wurden, verschwanden sie aus naheliegenden Gründen aus den Zeitungen, ebenso die Kriegsbriefe.

Die veröffentlichten Briefe sind jedoch nur ein Bruchteil dessen, was an Briefen im Verlaufe des Krieges geschrieben wurde – von den Soldaten an den Fronten an die Angehörigen und von diesen an die Ehemänner, Brüder und Söhne, die in den Gräben lagen. 6,8 Millionen Briefe schrieben die Soldaten täglich nach Hause und berichteten von ihrem Alltag, dessen Kennzeichen das Sterben war. 9,9 Millionen erhielten die Soldaten von ihren Angehörigen jeden Tag, und je länger der Krieg dauerte, umso mehr Platz nahmen Schilderungen von wachsender Not, Trauer und Verbitterung ein. Wie groß das Bedürfnis war, den Angehörigen zu schreiben, zeigt ein Eintrag in der Wittorfer Dorfchronik: „Die Post hat hier wie überall bedeutende Mehrarbeit gegen früher. (...) Oftmals werden hier täglich allein bis 80 kleine (10 und 20 Pfennig Porto) Postsachen abgeliefert. Für über 3000 M Postfreimarken sind im letzten Jahr nötig gewesen“, hieß es unter dem 25. Februar 1916.²¹ Für ein Dorf von ca. 500 Einwohnern war dies eine gewaltige Zahl von ca. 20.000 – 30.000 abgehenden Briefen pro Jahr. Es wäre interessant zu wissen, ob von diesen noch kleinere oder größere Bestände die vielen Wechselfälle der Geschichte überdauert haben.

Angehörige schrieben den im Felde stehenden Soldaten jedoch nicht nur; sie sandten ihnen vielmehr auch sogenannte Liebesgaben. Dabei handelte es sich um alle möglichen Dinge, die den Soldaten das Leben im Felde erleichtern sollten: Beispiele dafür sind Leibbinden, Kopfschützer, Kniewärmer und Pulswärmer. Besonders liebevoll gepackt waren die Weihnachtspakete. Jeder Soldat aus Wittorf erhielt vom Kriegerverein Weihnachten 1914, als man eigentlich schon zuhause sein wollte, „eine Tabakspfeife nebst 2 Paketen Tabak und 2 Paar Strümpfe. Letztere wurden wieder von den Schulmädchen und jungen Mädchen gestrickt,“²² wie der Dorfschullehrer

19 Lüneburgsche Anzeigen, 23.8.1914.

20 Ebd., 19.8.1914.

21 Schulchronik Wittorf, Eintrag vom 25.2.1916.

22 ebd., undatiertes Eintrag.

nicht ohne Stolz notierte. Wie die Krieger- und Schützenvereine unterstützten die Feuerwehren, die Ortsverbände des Roten Kreuzes oder Vaterländische Frauenvereine die Soldaten an der Front, bald auch in den Lazaretten. Dazu sammelten sie gespendete Sachen. Mit Stolz, zweifellos aber auch als Aufforderung zur Nachahmung wurden diese Spenden veröffentlicht. So spendeten August Mummert gleich nach Kriegsbeginn 200 Stück Zigaretten, Frau Lehrer Meyer 6 Fl Saft, Frl. Heinemann 1 Luftkissen und Lehrer Stellmann aus Vögelsen 2 Körbe große Bohnen, wie die „Lüneburger Anzeigen“ berichteten. Hinzu kamen die Geldspenden, die zur Unterstützung der Familien bedürftiger Soldaten notwendig waren. Auch diesbezüglich war die Spendenbereitschaft groß: „6,05 M gingen aus einer Kränzchenkasse, 4 M aus einer Spielkasse und 40,50 M infolge einer Sammlung in der Gemeinde Ochtmissen auf dem Spendenkonto des Roten Kreuzes ein.“²³ Am Rührendsten war freilich die Spende eines Schülers aus Wittorf: „Ein Knabe,“ notierte der Dorfschullehrer am 5. August, „brachte sein gesamtes ‚Vermögen‘ von 13,50 M. Der Lehrer konnte es nicht erreichen, ihm 10 M zurückzuerstatten, ein schönes Beispiel auch für manchen Erwachsenen.“²⁴ Diese Liebesgabentätigkeit riss bis Kriegsende nicht ab, auch wenn die Erträge angesichts wachsender eigener Not unterschiedlich waren.

Die freiwilligen Liebesgaben für den Einzelnen oder für Heer und Flotte allgemein waren eine, das Sammeln von Geld zur Finanzierung des Krieges eine andere Form der Unterstützung und „Teilhabe“ am Krieg. Bereits im Herbst 1914 wurden alle Goldmünzen eingesammelt, bald auch alle Silbermünzen und durch Papier bzw. Blech ersetzt. Hinzu kamen Zwangsabgaben von Vieh und Lebensmitteln, aber auch anderen Gegenständen. So mussten 1917 alle Kirchenglocken, bald darauf auch die Orgelpfeifen abgegeben werden, um sie zu Munition umschmelzen zu können. Zugleich finden wir bis in den Schulalltag hineinreichende Aufrufe, Kriegsanleihen zu zeichnen. Insgesamt 300 M zeichneten beispielsweise die Schüler der Dorfschule in Wittorf im März 1917.²⁵ Öffentliche sogenannte „Nagelungen“ sollten ebenfalls die Finanzierung des Krieges erleichtern: Entsprechend dem Nennwert wurden eiserne, bronzene, silberne oder goldene Nägel in Figuren geschlagen und das dadurch gesammelte Geld an die Reichskasse abgeführt. In vielen Orten war es ein hölzerner Hindenburg, das personifizierte Symbol des Sieges, an den alle glaubten; in Lüneburg handelte es sich jedoch um den eisernen, angeblich in der Michaeliskirche begrabenen Sachsenherzog Hermann Billung. Stolz auf die eigene Geschichte und Bereitschaft, wie dieser für das Reich zu streiten, schlugen Tausende Lüneburger im November 1915 feierlich und unter dem Schmuck wehender Fahnen ihre Nägel in die von einem lokalen Industriellen gestiftete Figur. Damit unterstützten sie einerseits die Kriegsanstrengungen, andererseits demonstrieren sie damit auch die Einheit der städtischen Gesellschaft, so brüchig diese allmählich zu werden begonnen hatte.

23 Lüneburgsche Anzeigen, 5.8.1914.

24 Schulchronik Wittorf, Eintrag vom 3.8.1914.

25 Schulchronik Wittorf, Eintrag vom 28.3.1914.

„Wir nageln dem Sachsenherzog
aus alter eiserner Zeit,
im eisenklirrenden Jahre
ein neues Panzerkleid.
Ein Sinnbild unseres Willens,
wir wollen wie Eisenstark
der Slaven und Welschen schützen
die heimatliche Mark.“²⁶

25000 Mark kamen am Ende dabei zusammen.

So sehr die Stadt und viele Menschen den Krieg unterstützen, so sehr begannen sie jedoch bald auch unter diesem zu leiden. Da halfen auch Durchhaltereden wie die des Direktors des Johanneums wenig. Darin beschwor er nicht nur immer wieder von neuem den Sieg, sondern mahnte auch, die immer brüchiger werdende innere Einheit nicht infrage zu stellen. „Auch wenn die mächtige Hand der Zensur das Aufblammen des brennenden Streites in den Zeitungen daniederhält,“ hieß es sorgenvoll anlässlich der Sedanfeier 1916, „so leuchten doch ab und zu, wie Blitze durch das Dunkel der Nacht, Zeichen auf, die von einer Leidenschaft der Kampfeslust des Einen gegen den Anderen zeugen, die zu ernstem Nachdenken reizen und vom willig geübten inneren Frieden weit entfernt sind.“²⁷ Ob er mit seinen weit in die deutsche Nationalgeschichte reichenden Ausführungen die Menschen über den Tag hinaus wirklich überzeugt hat, ist fraglich.

Was war der Anlass für diese Sorgen um den inneren Frieden? Bereits in den ersten Kriegstagen wurde der Krieg für jeden auch jenseits des Abschieds von Angehörigen, der Siegesmeldungen in den Zeitungen und patriotischer Aufrufe und Veranstaltungen spürbar: Die Preise stiegen langsam, manchmal aber auch sehr drastisch. Der Anstieg war so drastisch, dass renommierte Lüneburger Geschäftsleute wie August Mummert sich bereits zu Beginn des Krieges gezwungen sahen, ihre Preise öffentlich zu rechtfertigen. Einerseits habe er mit den „kleinen Abweichungen“ – wie es in seiner Anzeige in der Lokalzeitung hieß – Hamsterkäufen entgegenwirken wollen, andererseits habe er selbst beispielsweise für Weizenmehl beim Großhändler 50 Prozent mehr zahlen müssen. „Ich bitte meine Kundschaft“, so sein Appell, „überzeugt zu sein, dass ich in dieser schweren Zeit meine Preise stets in durchaus reeller Weise stellen werde, um mir das seit meiner Etablierung vor 15 Jahren in so reichem Maße bewiesene Vertrauen auch ferner zu bewahren.“²⁸ Das mag ehrlich gemeint gewesen sein; aufhalten konnten den Preisauftrieb weder er noch die staatlichen Behörden.

²⁶ Stadtarchiv Lüneburg, Bericht über die Nagelungsfeier vom 24.10.195, KRA 333.

²⁷ Hölk, Kriegsreden, S. 45.

²⁸ Lüneburgsche Anzeigen, 4.8.1914.

Lebensmittel wie Milch, Butter und sonstige Fette, Fleisch und Brot wurden zunehmend knapp. Manches wie Sahne oder das Backen von Kuchen war seit 1915 ganz verboten. Viele Waren gab es nur noch gegen Marken oder zu horrenden Preisen auf dem trotz aller behördlicher Maßnahmen blühenden Schwarzmarkt. Das, was es gab, war zudem häufig von immer minderer Qualität. Alle möglichen Formen von „Ersatz“ streckten das, was auf den Tisch kam: Sägemehl das Brot und Brennesseln die Suppe; Weißdorn ersetzte den Kaffee, gepresste Obstkerne das Öl. „Kriegskochbücher“ versuchten diese Mahlzeiten halbwegs schmackhaft zu machen. Die zunehmende Rationierung von Brot und Fleisch, Milch und anderen Fetten machte dies jedoch zu einer kaum lösbaren Aufgabe, so sehr man auch wie die Schulkinder alles sammelte, was irgendwie essbar war. Alle Ähren, die früher nach der Ernte achtlos auf dem Acker liegen geblieben waren, wurden nun bei gemeinsamen Nachlesen aufgesammelt. Gleiches gilt für die Küchenreste, die das fehlende Kraftfutter für das Vieh ersetzen mussten. Vor allem die Stadtbevölkerung, die wenig oder gar keine Möglichkeit zur Selbstversorgung hatte, litt darunter zunehmend. Aber auch auf dem Lande wurde die Lage immer schwieriger. „Kein Kind isst mehr wie eine Schnitte zum Frühstück. Mit der Vielesserei ist es vorbei“, hieß es bereits im Herbst 1914 in der Wittorfer Chronik.²⁹

Holz und Torf ersetzten zudem die immer knapper werdende Kohle. Vor allem im Winter 1916/17 blieben die Wohnungen daher kalt – nicht zuletzt aufgrund rasant steigender Preise selbst für den „Ersatz“. „Heute am 5. (Februar) und gestern am 4. Februar war es ganz außerordentlich kalt. Morgens um 7 Uhr hatten wir 20 Grad Kälte, um 9 Uhr noch 16 ½. Obwohl im Schulzimmer 2 Stunden vorher geheizt wurde, betrug die Temperatur um 8 Uhr 0 Grad; um 9 Uhr 5 Grad Wärme, weshalb der Unterricht ausgesetzt werden musste, weil ein längeres Stillsitzen bei diesem Thermometerstand ausgeschlossen ist.“³⁰

Mit der wachsenden Not bei gleichzeitig immer stärkerer Belastung durch die harte Arbeit auf dem Lande, wo zunehmend Kriegsgefangene aushalfen, oder in Rüstungsfabriken wie in Krümmel, Munster und an anderen Orten, zu der alle verfügbaren Männer und Frauen herangezogen wurden oder zur Erhöhung des eignen Einkommens auf sich nahmen, stiegen auch die sozialen Spannungen. „Die Bauern sind fast durchgehend große Egoisten und für das Allgemeinwohl ist kein Verständnis (bei) ihnen da,“ notierte der Dorfschullehrer im August 1916 in Wittorf, nachdem er zuvor empört für die Nachwelt festgestellt hatte: „Es gibt nur noch 4 Eier für 1 M; ja, es ist sogar vorgekommen, dass den Aufkäufern nur 3 Eier für 1 M angeboten worden sind mit dem Hinweis, dass man in Lüneburg schon für ein Ei 50 Pf gegeben habe. Und tatsächlich behält die Frau die Eier; sie gibt nicht 4 Eier ab für eine Mark. Müsste da nicht eingegriffen werden!! Das sind aber die Leute, die des Sonntags zur Kirche laufen; in der Woche aber schneiden sie den Leuten den Hals

²⁹ Schulchronik Wittorf, Herbst 1914, undatiert.

³⁰ Ebd., Eintrag vom 1.2.1917.

ab!“³¹ Bis Kriegsende sollte sich diese Kritik allein in einem kleinen Dorf stetig wiederholen und im Ton verschärfen.

Mit der wachsenden Not nahm selbst in überschaubaren Dörfern die Zahl der Diebstähle zu. Auch die Bindekraft bisher geltender „sittlicher“ Normen nahm stetig ab, wie unser Chronist aus Wittorf im Frühjahr 1917 in einer eigenen Rubrik seiner Aufzeichnungen beklagte: „Von 15 Geburten im vorigen Jahre 4 uneheliche! Das lässt tief blicken! Es werden, wie auch die Kirchenbücher ausweisen, hier kaum noch Ehen geschlossen, bevor nicht ein Kind zu erwarten ist. Man tröstet sich hier mit dem Gedanken, dass es im nahen Bardowick noch schlimmer um diese heikle Sache stände. Ein schlechter Trost! – Einen Lehrer kann das missmutig machen und die Schaffensfreude vergällen, wenn er solche Früchte seiner Arbeit gezeitigt sieht!“³²

Alle Versuche, das Leben doch noch irgendwie normal zu gestalten, waren wenig erfolgreich. Kino- und Theaterveranstaltungen oder die Suggestion, man könne trotz Krieg Weihnachten (fast) wie immer feiern, wie die Werbeanzeigen für Weihnachtsgeschenke belegen, überdeckten die sich zuspitzende Krise nur notdürftig.

Ursächlich dafür war neben der sozialen Not die Trauer über den Verlust von Angehörigen, die Nachrichten über das Grauen des Krieges und die Hoffnung, dieser möge irgendwann einfach zuende gehen.

Wir wissen wenig, darüber, wie Menschen auf Briefe wie diesen reagierten, in dem in einem persönlichen, gleichwohl bürokratischen Ton der Tod eines Angehörigen mitgeteilt wurde: „An seine Eltern“, hieß es im Brief des Kompaniechefs an die Eltern von August Isenberg, der im Mai 1916 an der Westfront gefallen war: „leider muss sich die Kompanie der traurigen Pflicht unterziehen, Sie von dem Ableben Ihres Sohnes August in Kenntnis zu setzen. Am 21.5. gegen 5 Uhr nachm(mittags) ereilte ihn die feindliche Kugel Das Inf(antrie)geschoss traf ihn in den Hinterkopf, so dass er sofort bewusstlos war. Ärztliche Hilfe war sofort zur Stelle. Er wurde in einen San(itäts)wagen nach der nächsten Ortskrankenstube geschafft, wo er in der folgenden Nacht vom 27. auf den 28. Mai ohne Todeskampf verschieden ist. Heute nachm(ittag) werden wir ihn zur letzten Ruhe bestatten auf dem hiesigen Militärfriedhof. Sanft ruhe er in fremder Erde! Wir haben in dem Entschlafenen einen braven Soldaten verloren, der stets freudig und willig bis zum letzten Augenblick treu seine Pflicht erfüllte. Bei seinen Vorgesetzten war er beliebt und als Kamerad geachtet. Er war einer der Besten der Kompanie. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren. Gott schütze Sie und milde(re) Ihre Schmerzen.“ Ob dieser Wunsch in Erfüllung ging, sei dahingestellt, wahrscheinlich ist es nicht. „Er hinterlässt ein Kind, welches nach dem Tode der Mutter im Wochenbett für ehelich erklärt wurde. Ein betrübender Fall, zumal die Mutter des Gefallenen schwermütig ist,“³³ hieß es in der Chronik des Wittorfer Kriegervereins.

31 Ebd., Eintrag vom 9.8.1914.

32 Ebd., Eintrag vom 24.1.1917.

33 „Chronik Kriegerverein Wittorf“, Gemeindearchiv Bardowick, ohne Signatur.

Auch wenn die Soldaten fern der Heimat fielen und dort begraben wurden, war der Tod öffentlich. Je mehr Todesanzeigen daher in den „Lüneburgschen Anzeigen“ erschienen und je öfter die Flagge im Wittorfer Kriegergarten auf Halbmast gesenkt wurde, umso mehr mussten diese Mitteilungen die Stimmung drücken. „Die Zahl der z. Zt. aus der Gemeinde Eingezogenen beträgt jetzt nach meinen Ermittlungen 115, das sind, 630 Einwohner gerechnet, $18\frac{1}{4}$ der Seelenzahl, 15 von den Kriegern sind gefallen, das ist rund jeder achte Eingezogene“, hieß es Ende 1916 in der Wittorfer Chronik.³⁴ Bis Kriegsende sollte diese Zahl dort wie auch anderswo weiter steigen.

Kaum weniger bedrückend waren die Berichte jener Soldaten, die auf Heimaturlaub weilten. „Den kürzlich (besonders aus der Gegend von Verdun) hier auf Urlaub weilenden Soldaten kann man anmerken, dass die Nerven ungemein angespannt werden. ‚Bäckermeister Harms erzählte mir, dass er kleine Kinder kaum noch um sich haben könne; er habe Ruhe nötig. Von der ungemein starken Artillerie erzählte er mancherlei; 200.000 Geschütze sollen sich vor Verdun in Summe befinden. Wenn alle schossen wurde man fast sinnlos. In demselben Sinne sprach mein Nachbar Cordes. Sie sagten aber alle: Wir müssen ja wieder hin, damit der Franzose und Engländer nicht ins Land kommen. Aber mehr oder minder krank werden wir alle. Es würde nach dem Kriege noch viele Nervenranke geben. Ich ermutigte alle, soweit es ging, sie daran erinnernd, dass wir hier Zurückgebliebenen auch ungeheure Lasten zu tragen und nicht minder wichtige Aufgaben zu erfüllen hätten. Wir wären uns alle der Pflicht bewusst; wir müssten durchhalten.‘³⁵ Und ein anderer erzählte wenig später: ‚Mit der Kameradschaftlichkeit ist es (leider) vorbei. Im Winter gab man noch ab; jetzt behält jeder, was er hat. Es kommen dort, infolge losen Bodens, viele Verschüttungen vor. Viele werden so lebendig begraben, ohne dass man rechtzeitig oder überhaupt Hilfe bringen kann.‘³⁶

Nimmt zu diesen Schilderungen noch die Allgegenwärtigkeit der schwer Verwundeten hinzu, die täglich auf Krücken, mit amputierten Beinen und Armen auf den Straßen zu sehen waren, dann wird deutlich, warum Parolen wie diese „Aber durchhalten müssen wir alle! Was wäre sonst die Folge!“³⁷ – so der Wittorfer Dorflehrer – immer mehr auf taube Ohren stießen.

Als die Niederlage unvermeidlich war, brach das Kaiserreich daher wie ein Kartenhaus zusammen. Auch innerlich erodiert, war niemand mehr bereit, es zu verteidigen. In Lüneburg bauten revolutionäre Soldaten zwar vor dem Rathaus ein MG auf, zu Kämpfen kam es aber nicht, da sich niemand mehr für das alte System interessierte. „Die größte Menge der Wittorfer Einwohner steht der Kaiserabdankung völlig gleichgültig gegenüber, und wenn sich einige ob der schweren Waffenstillstandsbedingungen auch Kopfzerbrechen machen, so herrscht doch bei fast allen das Sehnen

34 Ebd., undatierter Eintrag Ende 1916.

35 Ebd., Eintrag vom 26.5.1914.

36 Ebd., Eintrag vom 27.6.1916.

37 Ebd.

nach dem Frieden vor“, so der nüchterne Eintrag in der Wittorfer Chronik nach dem Ende des Krieges.³⁸

Was blieb, war – von den Alltagsorgen abgesehen – die Erinnerung, die freilich nicht einfach war. „Von den zurückgekehrten Kriegern erzählt kaum einer unaufgefordert etwas. Keiner mag an seine grausigen Erlebnisse erinnert sein. Vielleicht ist das aber eine nur vorübergehende Erscheinung.“ Dennoch: wenigstens ein Denkmal wollten sie ihren toten Kameraden setzen. Viele waren schließlich Nachbarn, Freunde Verwandte gewesen, wie ein Blick auf die bald errichteten Gedenktafel und Gedenksteine zeigt. Oft hat man beim Lesen der Namen den Eindruck, ganze Familien wie die Bardowicks, Meyers und Isenbergs in Bardowick und Wittorf seien, soweit es die Männer betrifft, ausgelöscht worden. In diesem Zusammenhang erlauben Sie mir bitte auch eine Anmerkung zu dem Reiterdenkmal im Clamart-Park. Es ist keine Frage, das NS-Regime hat die Erinnerung an die Toten missbraucht, um eigene, verbrecherische Ziele zu legitimieren. Es deswegen aber abzureißen, erscheint mir nicht klug. Geschichtsbewusstsein lässt sich zum einen nur durch die aktive Auseinandersetzung mit Quellen – und auch das Denkmal ist eine Quelle – schaffen. Eine *damnatio memoriae* wie bei den alten Römern ist da wenig hilfreich. Stattdessen empfehle ich – wie andere auch – eine ausführliche Tafel, die zur Auseinandersetzung mit der Geschichte anregt.

Zum anderen gebe ich aber das zu bedenken, was mein österreichischer Kollege Manfred Rauchensteiner in seinem großartigen Buch über „Österreich-Ungarns letzten Krieg“ in ähnlichem Zusammenhang geschrieben hat: Kriegerdenkmäler sind Gedächtnisorte, die „jener unabsehbaren Mehrheit eine Stimme (verleihen), die schon längst nicht mehr am Leben und daher stimmlos geworden ist“.³⁹ Und jene Soldaten, an die mit diesen Denkmälern erinnert wird, sind, wie unsere Wittorfer Soldaten, in den Krieg gezogen, weil sie ehrlich glaubten, ihr Land, ihren Hof und ihre Familien verteidigen, nicht andere Länder erobern zu müssen. Dass der Krieg vielleicht von Anfang an einen anderen Charakter hatte, dass andere Regime sie später missbraucht haben, dafür können sie nicht. An sie erinnern und aus dem, was damals geschehen ist, zugleich die richtigen Lehren zu ziehen, ist dann unsere Aufgabe.

³⁸ Ebd., undatierte Eintragung November 1918.

³⁹ Manfred Rauchensteiner, *Erste Weltkrieg: und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918*, Wien 2013, S. 1197.

ULFERT TSCHIRNER

Aus dem Schatten des verlorenen Originals Zur Rolle des Lüneburger Museums in der Geschichte der Ebstorfer Weltkarte

Dank der langjährigen Sammeltätigkeit des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg verfügt das Museum Lüneburg über zahlreiche seltene und kulturhistorisch wertvolle Originale. Und doch ist eines der herausragenden Exponate der Sammlung kein Original, sondern eine Kopie – genauer gesagt: ein Faksimile.

Ein überzeugendes Faksimile zielt darauf, von dem zugrunde gelegten Original in seiner gesamten visuellen Erscheinung nicht mehr unterscheidbar zu sein. Für lange Zeit war dieses Ziel nicht oder nur in glücklichen Konstellationen von geeigneten Vorlagen, passenden Reproduktionstechniken und künstlerischem Geschick zu erreichen. Vielfach war aber eine visuelle Ununterscheidbarkeit auch gar nicht das primäre Ziel des Reproduktionsvorgangs. Beim Reproduktionsstich etwa (der Umsetzung eines Gemäldes in das graphische Medium des Kupferstichs), wurde gerade die Übersetzungsleistung des Kupferstechers besonders gewürdigt; dieser schuf eben nicht nur eine bloße Wiedergabe, sondern gab dem Kunstwerk gewissermaßen eine zweite Erscheinungsform, die im 18. und 19. Jahrhundert in ihrem Eigenwert durchaus ernstgenommen wurde.¹ Die Lithographie bereitete dann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert das Feld für einen veränderten Stellenwert des Faksimiles vor – und für eine Neubewertung von Reproduktionen. Stärker als alle anderen Bilddrucke machten Lithographien nach Handzeichnungen „die Tatsache ihrer druckgraphischen Vermitteltheit im Bildresultat vergessen“² – sie erschienen als unmittelbare Vervielfältigungen der originalen Bildgestalt, als vollkommene Faksimiles.³

War dieser Effekt aber bei der Lithographie auf die Wiedergabe von Handzeichnungen beschränkt und blieb er doch immer das Produkt einer geschickten künstlerischen Vermittlung, so wurde mit dem Aufkommen der Photographie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in den Augen vieler Zeitgenossen ein (scheinbar) rein technisch und ohne jede künstlerische Vermittlung hergestelltes Faksimile möglich. Dass auch in einem photographischen Reproduktionsprozess komplexe Vermittlungsschritte

1 Stephen Bann: Der Reproduktionsstich als Übersetzung. In: Der Pantheos auf magischen Gemmen. Hrsg. von Simone Michel. Berlin 2002, S. 43–76.

2 Helmut H. Krause: Geschichte der Lithographie. Spiegelwelt, gespiegelte Welt. Mannheim 2007, S. 24 u. 28.

3 Allgemein zum Faksimile: Ernst Rebel: Faksimile und Mimesis. Studien zur deutschen Reproduktionsgrafik des 18. Jahrhunderts. Mittenwald 1981.

involviert sind, wurde durch die Suggestionskraft der scheinbar unmittelbaren photographischen Reproduktion im Laufe der Zeit immer stärker ausgeblendet.⁴

Beispielhaft soll die Komplexität von Reproduktionsvorgängen im Zeitalter der Photographie im folgenden anhand der Faksimilierung der Ebstorfer Weltkarte beleuchtet werden (Abb. 1). Anfang der 1950er Jahre wurden großformatige Ausstellungskopien im Maßstab 1:1 angefertigt, um Ersatz für das im Zweiten Weltkrieg vernichtete Original zu liefern. Gibt es einen besseren Ort, um etwas über das Original, seine Bedeutung und Geschichte zu erfahren als vor dem Faksimile? Ist die monumentale Karte im Museum Lüneburg nicht auch ein Objekt, anhand dessen es sich über das Verhältnis von Original und Kopie, von Originalität und Reproduzierbarkeit, über Authentizität und Aura nachdenken lässt? Ein Faksimile, das nicht mehr mit dem Original, sondern nur noch mit anderen Reproduktionen verglichen werden kann – ein solches Exponat bietet nicht nur einen Ersatz für ein verlorenes Original, sondern auch einen Ansatzpunkt, um den Status als Kopie und Reproduktion bewusst auszustellen und zu reflektieren.

I Original und Reproduktion

Die Ebstorfer Weltkarte, eine der größten *mappae mundi* des Mittelalters, ist in der Nacht zum 9. Oktober 1943 bei einem Luftangriff auf Hannover im dortigen Staatsarchiv vollständig verbrannt. Die mehr als 12 Quadratmeter bedeckende Radkarte entstand vermutlich um das Jahr 1300 im niedersächsischen Kloster Ebstorf in der Nähe der Stadt Lüneburg. Die Karte ist eines der wichtigsten und zugleich anschaulichsten Zeugnisse des mittelalterlichen Weltbilds, denn sie vermittelt nicht nur geographisches Wissen, sondern vor allem auch eine charakteristische Weltsicht. Die Karte bietet als Kompilation verschiedener Schriften eine Summe mittelalterlichen Wissens. Sie fasst geographische, naturkundliche, mythologische und historische Kenntnisse zusammen und fügt diese in die christozentrische Sicht des Mittelalters ein, dem es vornehmlich um den Zusammenhang von irdischem und himmlischem Dasein gelegen war. Besonders deutlich wird dies etwa durch die Darstellung von Christus, der das Weltenrund umfasst und durch die für mittelalterliche Kartenwerke kanonische Zentrierung um das Himmlische Jerusalem als Mittelpunkt, in dem Diesseits und Jenseits verschmelzen.⁵

Um 1830 war die Karte bei Aufräumarbeiten in einer feuchten Kammer des Klosters Ebstorf entdeckt worden, in der sie – gemeinsam mit anderen Gerätschaften aus katholischer Zeit – wahrscheinlich seit der Reformationszeit aufgerollt und für lange Zeit unbeachtet gelegen hatte.⁶ Die bereits am unteren linken Rand sichtbar

4 Ausführlicher: Ulfert Tschirner: Museum, Photographie und Reproduktion. Mediale Konstellationen im Untergrund des Germanischen Nationalmuseums. Bielefeld 2011, S. 92–113.

5 Überblick über die mittlerweile umfangreiche Forschungsliteratur: Die Ebstorfer Weltkarte. Kommentierte Neuausgabe in zwei Bänden. Hrsg. von Hartmut Kugler. Berlin 2007, Band II, S. 342–347.

6 Zur Geschichte der Entdeckung der Karte: Eckhard Michael: Das wiederentdeckte Monument – Erforschung der Ebstorfer Weltkarte, Entstehungsgeschichte und Gestalt ihrer Nachbildungen.



Abb. 1 Rudolf Wieneke, Faksimile der Ebstorfer Weltkarte, 1953.

beschädigte Karte wurde gereinigt, auf der Empore der Klosterkirche ausgestellt und interessierten Besuchern gezeigt. In dieser ersten Phase muss einer der Betrachter ein etwa 66×50 cm großes Stück aus dem rechten oberen Kartenrund herausgeschnitten haben. Möglicherweise hat diese Zerstörung der originalen Substanz dazu beigetragen, dass die Karte bereits 1833 vom Kloster Ebstorf aus nach Hannover

In: Ein Weltbild vor Columbus. Die Ebstorfer Weltkarte. Interdisziplinäres Colloquium 1988. Hrsg. von Hartmut Kugler in Zusammenarbeit mit Eckhard Michael. Weinheim 1989, S. 11–12.

überführt wurde. Für die Wahrnehmung der Karte als Objekt der Wissenschaft war dies zweifellos ein Segen: bereits 1834 erschien ein erster profunder Bericht über die Karte im *Vaterländischen Archiv*.⁷ Für die Erhaltung des Objekts sollte sich der neue Standort allerdings – gewiss entgegen der damaligen Annahme – als ausgesprochen problematisch erweisen. Die weitere Geschichte des Originals ist treffend als eine Geschichte „zerstörenden Bewahrens“⁸ beschrieben worden ist. Bald nachdem der Historische Verein für Niedersachsen die Karte mit Zustimmung des Klosters in seine Sammlungen übernommen hatte, wurden daran erste Restaurierungsmaßnahmen durchgeführt, die sich aber im Nachhinein als unsachgemäß herausstellten und zum Bröckeln von Pergament und zum Abplatzen von Farbe führten. Hatten sich also schon diese frühen, materiellen Sicherungsmaßnahmen als zweiseitiges Schwert erwiesen, ist es eine erste mediale Sicherungsmaßnahme, die zu besonders massiven Eingriffen in die originale Substanz führte.

Der technische Fortschritt der Photographie hatte dem bereits frühzeitig erwogenen Plan einer Reproduktion der Karte neuen Schwung gegeben.⁹ 1888 wurde die Ebstorfer Weltkarte in das Königliche Kupferstichkabinett nach Berlin gebracht, wo sie restauriert und in Vorbereitung der durch die Reichsdruckerei zu fertigenden Lichtdrucke in ihre 30 einzelnen Pergamentstücke zerlegt und in Rahmen aufgespannt wurde. Nach Abschluss der photographischen Arbeiten, die 1891 in einem großformatigen Lichtdruck-Atlas durch Ernst Sommerbrodt publiziert wurden (Abb. 2),¹⁰ kehrte die Karte nach Hannover zurück, blieb dort aber im demontierten Zustand in einem eigens angefertigten Schrank aufbewahrt. Als Gegenstand der Forschung wurde die Ebstorfer Weltkarte fortan zwar verstärkt wahrgenommen; das Original führte dabei jedoch eher ein Schattendasein im Schrank des Staatsarchivs. Zu speziellen Forschungszwecken konnten die einzelnen Blätter dem Schrank entnommen und studiert werden, in der Regel genügte den Wissenschaftlern jedoch der Griff zum Sommerbrodt-Atlas, der ja auch gleich Übersetzungen der einzelnen Textstellen bot. Man kann also von einer durch die Photographie vermittelten Transformation von einem ausgestellten Gegenstand zu einem Studienobjekt sprechen, nach dessen Abschluss das Original zunehmend im Schatten der vielfältigten Kopie verschwindet. Das, was das Original in seiner ursprünglichen Erscheinung nicht zuletzt ausgemacht hatte, nämlich die Monumentalität der mehr als 12 Quadratmeter umfassenden Kartenfläche, war dabei auf der Strecke geblieben – und offenbar in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von nachrangiger Bedeutung. Dem etwa ab 1930 wieder erwachenden Interesse am Original, das sich etwa in Plänen für ein erneutes Zusammenfügen der einzelnen Teile und Ausstellung der Karte in Göttingen oder Ebstorf äußerte,

7 Johann Friedrich Blumenbach: Beschreibung der ältesten bisher bekannten Landkarte aus dem Mittelalter im Besitz des Klosters Ebstorf. In: *Vaterländisches Archiv für hannoverisch-braunschweigische Geschichte*, 1834, S. 2–20.

8 Ebstorfer Weltkarte 2007 (Anm. 5), Bd. I, S. 3.

9 Zur Überlieferungsgeschichte der Karte: Ebstorfer Weltkarte 2007 (Anm. 5), Bd. II, S. 3–12.

10 Die Ebstorfer Weltkarte. Hrsg. von Ernst Sommerbrodt. Hannover 1891.



Abb. 2



Abb. 3



Abb. 4



Abb. 5

Abb. 2 Ernst Sommerbrodt, *Ebstorfer Weltkarte* (Tafel 10), 1891, Lichtdruck (Detailansicht).

Abb. 3 Konrad Miller, *Ebstorfer Weltkarte*, 1896, Lithografie (Detailansicht).

Abb. 4 Rudolf Wieneke, *Faksimile der Ebstorfer Weltkarte*, 1953 (Detailansicht).

Abb. 5 Hartmut Kugler u. Thomas Zapf, *Digitalisat der Ebstorfer Weltkarte* (Tafel 50), 2007 (Detailansicht).

setzten die Brandbomben vom 9. Oktober 1943 ein jähes Ende. Der Mediävist Hartmut Kugler hat diese Verlustgeschichte (nur ganz leicht überspitzt) so resümiert: „Es liegt eine bittere Ironie darin, daß die naive Sorglosigkeit, mit der die Ebstorfer Stiftsdamen vorzeiten das Kartenbild in einen Winkel legten und dort vergaßen, die Karte besser hat bewahren können als es nachher die versammelten Anstrengungen von Wissenschaft, Verwaltung und konservatorischer Tätigkeit vermocht haben.“¹¹

¹¹ Ebstorfer Weltkarte 2007 (Anm. 5), Bd. I, S. 3.

II Die Originalität des Faksimiles

Der Plan zur Herstellung originalgetreuer Faksimiles der Ebstorfer Weltkarte ging – wenige Jahre nach Kriegsende – vom Museum für das Fürstentum Lüneburg aus.¹² Ideengeber und treibende Kraft des Projekts war der bald darauf zum Direktor berufene Gerhard Körner. Deutlich wird anhand des im Museum vorliegenden Archivmaterials, dass bei der Reproduktion der Ebstorfer Weltkarte auf die Exklusivität (und gewissermaßen: Originalität) des Faksimiles besonderer Wert gelegt wurde. Bereits im ältesten Schriftstück der Akte spricht Körner Ende des Jahres 1950 in einem Schreiben an den Kunstmaler Rudolf Wieneke von der geplanten Neuschaffung der Karte, es gehe „gleichsam [um] die Wiederherstellung des Originals“¹³. In anderen Schriftstücken ist von einer „Nachschöpfung“ oder „Neuschöpfung“ die Rede, davon das Original „neu erstehen zu lassen“.¹⁴ Der Begriff der Kopie oder Replik wird weitgehend vermieden. Die begriffliche Ebene spiegelt somit das Bedürfnis nach einer Legitimierung dieser besonderen Ausstellungskopie, des Faksimiles, so dass „ein Museum, dessen Stärke die Darbietung originaler Kunst- und Kulturwerke des Altertums ist, es auszustellen wagen darf.“¹⁵

Angeregt worden war Körner unter anderem durch eine laufende wissenschaftliche Forschungsarbeit, in der erstmals das Lüneburger Michaeliskloster als möglicher Entstehungsort der Ebstorfer Weltkarte ins Spiel gebracht wurde.¹⁶ Gleichzeitig war er auf einen in der Nähe Lüneburgs tätigen Kunstmaler aufmerksam geworden, eben jenen Rudolf Wieneke, der sich durch täuschende Faksimiles von Zeichnungen und Drucken hervorgetan und gemeinsam mit seinem Bruder, einem Forstmeister aus Hannover, ein spezielles Gerbdruckverfahren entwickelt hatte, mit dem Zeichnungen über Druckplatten auf Pergament vervielfältigt werden konnten. Wie er selbst schreibt, „ganz berauscht“ von dieser Konstellation, sah Körner durch ein originalgetreues Faksimile der zerstörten Ebstorfer Weltkarte die Möglichkeit gegeben, dem durch Kriegsschäden schwer in Mitleidenschaft gezogenen Lüneburger Museum neue Aufmerksamkeit und Bedeutung zu sichern. Dazu bedurfte es aber einer strikten Begrenzung der zu erstellenden Exemplare, „damit der Karte“, wie Körner schreibt „eine gewisse Originalität gewahrt wird“.¹⁷ Deshalb plante er die Herstellung von drei oder vier Exemplaren, die er – durchaus programmatisch – als Originale beschreibt: „Ich beabsichtige diese drei oder vier Originale dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, dem Britischen Museum in London, und einem amerikanischen Museum anzubieten.“¹⁸

12 Museum Lüneburg, MFL-Akten, Konvolut 37. Dieses Material ist von Michael 1989 (Anm. 6) erstmals ausgewertet worden. Dabei kamen medientechnische Fragen jedoch noch kaum in den Blick.

13 MFL-Akten 37 (Anm. 12), Schreiben Gerhard Körner, 11.11.1950.

14 MFL-Akten 37 (Anm. 12).

15 Hans Dumrese: Einführung in die Betrachtung der Ebstorfer Weltkarte. Lüneburg 1954, S. 11.

16 Walter Rosien: Die Ebstorfer Weltkarte. Hannover 1952.

17 MFL-Akten 37 (Anm. 12), Schreiben an Dr. J. Anton de Haas vom November 1952.

18 MFL-Akten 37 (Anm. 12), Schreiben Gerhard Körner an Rudolf Wieneke, 11.11.1950.

Eine solche Verteilung sollte jedem einzelnen Faksimile zumindest eine regionale Exklusivität sichern – und natürlich auch das Lüneburger Museum in einen erlebten Kreis international renommierter Museen katapultieren. Aber auf der Suche nach Geldgebern mussten Zugeständnisse gemacht werden. Die Klosterkammer Hannover beteiligte sich zwar maßgeblich an den Kosten, bestand jedoch darauf, ein Exemplar im Kloster Ebstorf zu präsentieren – nur 25 km von Lüneburg entfernt. Und auch die Verhandlungen über Verkäufe nach England und Amerika stellten sich schwieriger dar als erhofft. Trotz signalisierten Interesses brachte keines der angefragten Museen für die Anschaffung einer Reproduktion die erforderliche Kaufsumme auf.

Wieneke hatte die Karten bis Herbst 1953 vertragsgemäß fertiggestellt. Er starb im Jahr 1955. Zu seinen Lebzeiten kam sein Werk nicht über den näheren Wirkungskreis von Lüneburg und Ebstorf hinaus. Die beiden letzten Exemplare wurden erst Jahre später verkauft: das eine erwarb die Stadt Kulmbach für das Museum auf der Plassenburg, das andere wurde durch einen Hamburger Industriellen dem griechischen König anlässlich eines Besuchs in Lüneburg verehrt. Sie ist heute verschollen. So erwiesen sich die leisen Befürchtungen, die Wieneke in seiner ersten Reaktion auf den Vorschlag Körners geäußert hatte, als berechtigt. Er schrieb: „Glauben Sie sicher, dass Sie für die [...] Karten Interesse bei den Auslandsmuseen finden? Es bleibt doch immer eine Kopie, wenn sie auch noch so originalgetreu ausfällt u. wirkt.“¹⁹

Andererseits befürwortete aber natürlich auch der Reproduktionskünstler Wieneke den Ansatz, der Kopie durch Begrenzung der Exemplare einen originalitätsähnlichen Status zu verleihen: „Damit die Arbeit ihren Wert behält, werde ich die vier Platten nach der Fertigstellung der 4 Karten vernichten. Das ist ja klar.“²⁰ Und er besteht (bis zur endgültigen Bezahlung aller vier Kopien) auf seinem Urheberrecht, dies sei „ja eigentlich ganz selbstverständlich, da es sich ja um eine Neuerstellung und nicht um eine einfache Kopie handelt“.²¹

Tatsächlich umfasste der Prozess der Reproduktion verschiedene Arbeitsschritte, die teils eher als technisch-mediale, teils eher künstlerisch-materielle Praktiken angesehen werden können. Für das Verfahren als Ganzes ist eine größtmögliche Nähe zum verlorenen Original maßgebend. Das Faksimile sollte ein authentisches Abbild des „Urstücks“²² liefern. Die wesentliche Grundlage dafür waren die Lichtdrucktafeln des Jahres 1891, in denen die einzelnen Pergamentblätter in jeweils hal-

19 MFL-Akten 37 (Anm. 12), Schreiben Rudolf Wienecke an Gerhard Körner, 16.11.1950.

20 MFL-Akten 37 (Anm. 12), Schreiben Rudolf Wienecke an Gerhard Körner, 16.11.1950. Gemeint sind die Platten für den Umdruck auf Pergament. Später wurde dies umgeändert: „Die Druckplatten sind verschlossen und versiegelt worden. Ihre nochmalige Benutzung ist nur für den Fall gestattet, daß einem der 4 Besitzer eine Beschädigung an seinem Exemplar erfolgt, dem dann diese Beschädigung leicht ersetzt werden kann. Ein anderweitiger Gebrauch wird eine strafrechtliche Verfolgung erfahren.“ (Schreiben an Bürgermeister Kansas City, Dezember 1953). Diese Argumentation dient hier freilich auch als Verkaufsargument.

21 MFL-Akten 37 (Anm. 12), Rudolf Wieneke an Gerhard Körner, 3. Mai 1953.

22 MFL-Akten 37 (Anm. 12), Anhang zum Entwurf eines Schreibens an die Deutsche Forschungsgemeinschaft, 6.7.1952.

ber natürlicher Größe abgebildet waren. Um die Karte im ursprünglichen Format wiederherzustellen, mussten die Lichtdrucke also zunächst in doppelter Vergrößerung reproduziert werden – eine Aufgabe, die durch das Niedersächsische Landesvermessungsamt in Hannover auf photographischem Wege durchgeführt wurde. Auf der Basis dieser Vorlage radierte Wieneke in Kaltnadelmanier die Schrift und Zeichnungskonturen auf durchsichtige Zellonplatten. Das darauf entstandene Positiv wurde durch das patentierte und geheim gehaltene Umdruckverfahren der Gebrüder Wieneke offenbar unter dem Einsatz von Gerbpulver immer gleich auf vier Pergamente übertragen, als „strichgetreue Kopien der Urzeichnung“.²³ Die vielfach vermittelte Übertragung der Zeichnung wurde hinsichtlich einer möglichen Differenz zum Original (oder zumindest: zum Lichtdruck Sommerbrodts) offenbar als relativ unproblematisch angesehen. Dabei hat es sich aber Wieneke nicht nehmen lassen, stellenweise die schon auf dem Lichtdruck schadhafte Stellen zu bereinigen und zu kaschieren.

Grundsätzlichere Schwierigkeiten sah man aber offenbar bei Fragen der Materialität und der Farbigkeit. So erwies sich schon der Ankauf von 4 × 30 Blättern Pergament als schwierig, zumal die Größen der einzelnen Blätter im Faksimile exakt mit den Größen des Originals übereinstimmen sollten. Auch hier wurde auf eine authentische Anmutung, auf den Charakter des Faksimiles als weitest mögliche Annäherung an das Original, bis hin zu den Nahtkanten, erkennbarer Wert gelegt. So bemühte man sich, herauszufinden, von welchem Tier das Pergament der Originalkarte stammte – eine Frage, mit der sich frühere Forscher offenbar nie befasst hatten. Man entschied sich schließlich für Ziegenpergament, das anschließend durch Wieneke noch einem künstlichen Vergilbungsprozess unterzogen wurde.²⁴ Als die Ehefrau des Künstlers einmal angesichts der Probleme bei der Beschaffung dieses Materials dem Museumsdirektor vorschlug, statt des teuren Ziegenpergaments ein dickes Pergamentpapier zu verwenden, denn „die Wirkung der aufgehängten großen Karte ist doch wohl fast dieselbe“²⁵, fand sie offenbar kein Gehör. Ein solcher Kunstgriff der reinen Augentäuschung hätte den angestrebten Charakter des durch Reproduktion wiederhergestellten Originals anscheinend getrübt.

Auch bei der Farbgebung, für die ja die Lichtdrucktafeln Sommerbrodts nur wenig Hilfestellung boten, bemühte man sich um Authentizität. Zunächst war geplant, dass sich Wieneke dabei an Beispielen gleichzeitiger mittelalterlicher Buchmalerei orientieren sollte, da der einzigen bekannten Farbwiedergabe des Originals, einem lithographischen Vielfarbendruck von 1896, offenbar wenig getraut wurde – auch weil sich schon bei der Zeichnung und der Schrift im Vergleich mit Sommerbrodt deutliche Abweichungen bemerkbar machten (Abb. 3).

23 Exemplar *Mappae mundi quae olim in monasterio Ebstorf ...* (= Broschüre zur Ausstellung der Ebstorfer Weltkarte auf dem VIII. Geometer-Kongress in Paris) 1953, S. 4.

24 Ebstorfer Weltkarte 2007 (Anm. 5), Bd. II, S. 11 spricht von Schafpergament.

25 MFL-Akten 37 (Anm. 12), Schreiben Frau Wieneke an Gerhard Körner, [Mai] 1951.

Auf diese weitere Filiation der Ebstorfer Weltkarte muss kurz eingegangen werden. Konrad Miller, ein ausgewiesener Experte für mittelalterliche Weltkarten, hatte die Ebstorfer Weltkarte wenige Jahre nach der Veröffentlichung der Lichtdrucktafeln Sommerbrodts in sein mehrbändiges Kartenwerk *Mappaemundi* aufgenommen.²⁶ Neben wichtigen Korrekturen des von Sommerbrodt zum Teil falsch oder unsicher gelesenen Textes wollte er durch eine großformatige Lithographie eine übersichtliche und farbige Gesamtansicht der Karte bieten.²⁷ Auf der Grundlage der Lichtdrucke entstand dafür eine neue, stellenweise ergänzte Zeichnung, bei der sich die beteiligten Künstler bei insgesamt sorgfältiger Arbeit doch einige Freiheiten nahmen, um das photographisch bisweilen unscharf Gebliebene zu verdeutlichen. Auch wenn sich diese Arbeit auf den Vergleich mit dem Original berief, so ist das Urteil, dass Millers Nachzeichnung ein eigenes Kunstwerk darstellt, „daß sich zum Original in etwa derselben Distanz befindet wie eine neogotische Kirche zu einer mittelalterlichen“ sicher nicht ganz unberechtigt.²⁸ Die Lithographie blendet etwa die Texte auf den Randleisten um das Weltenrund vollständig aus. Insgesamt aber zeigt das Erstaunen über die Abweichungen zwischen der Lithographie Millers und den Lichtdrucken Sommerbrodts bzw. dem Faksimile wohl doch vor allem, wie stark sich die exakte photographische Kopie heute als Modell jeglicher Reproduktion festgesetzt hat.

Für das Faksimile Wienekes stellte sich um 1950 jedoch die Frage nach dem Quellenwert der Farbfassung Millers. Erst im Zuge der Bearbeitung dieser Frage stieß das Museum auf eine zweite Farbfassung, eine kolorierte Version der zusammengeführten Sommerbrodt-Tafeln. Nachforschungen ergaben, dass diese im Auftrag der Ebstorfer Landbauschule (Georgsanstalt) 1930 durch einen Mitarbeiter des Landeskonservators in Hannover, den Landesoberinspektor August Kropp, in sorgfältiger Arbeit anhand der Originalblätter ausgeführt worden war. Die teilweise deutlichen Unterschiede zwischen den beiden Farbfassungen, die beide den Anspruch hatten, im Angesicht des Originals entstanden zu sein, führten in Lüneburg zu dem Schluss, das sich Wieneke bei der Kolorierung vorrangig an Kropp zu orientieren habe, da man nun durch den Vergleich vermuten konnte, dass Miller bei seiner Wiedergabe eigene ästhetische Vorstellungen hat einfließen lassen.²⁹

Die öffentliche Übergabe der zunächst zwei fertiggestellten Karten in Ebstorf und Lüneburg wurde im Herbst 1953 jeweils von einem Festakt begleitet. Stets wurde bei diesen Präsentationsakten der authentische Charakter der Kopie, ihre besondere Nähe zum verlorenen Original betont. Teilweise wurde dabei auf die drucktechnische Übertragung der erhaltenen Photographien verwiesen, teilweise erfolgte die

26 Die Ebstorfkarte (= *Mappaemundi*, V). Hrsg. von Konrad Miller. Stuttgart 1896. Dazu auch Ebstorfer Weltkarte 2007 (Anm. 5), Bd. II, S. 7–8.

27 Ebstorfer Weltkarte 2007 (Anm. 5), Bd. II, S. 7.

28 Ebstorfer Weltkarte 2007 (Anm. 5), Bd. II, S. 7.

29 Ebstorfer Weltkarte 2007 (Anm. 5), Bd. II, S. 7. So ist beispielsweise der Heiligenschein Christi bei Kropp blau, bei Miller gold.

Authentifizierung aber mit Verweis auf Augenzeugen des Originals. „Die besten Kenner des Originals sehen in dieser Nachbildung eine vollständige Wiederherstellung des Originals.“³⁰ Fast pathetisch klingt es, wenn berichtet wird, dass der letzte Betreuer der Originalkarte, Professor Schnath aus Hannover, das Faksimile Wienekes „mit Tränen in den Augen als ‚seine Karte‘ und völlig der verlorenen gleichend“ beschreibt und damit durch die Autorität des Augenzeugen legitimiert.³¹

Dabei muss man allerdings bedenken, dass keiner derjenigen, die das Original noch als Augenzeugen kannten, sie jemals in der Form gesehen haben kann, in der sie nun als „Neuschöpfung“ erschien – nämlich als vollständig zusammengesetztes Werk. Denn die Karte war ja um 1890 zerlegt und danach nie wieder zusammengefügt worden. Die ursprüngliche Monumentalität dieses mittelalterlichen Wandbildes indes hatte erst das Faksimile nach mehr als 60 Jahren wieder augenscheinlich herausgestellt.

III Photographische Reproduktion

Der Wert der Faksimiles der Ebstorfer Weltkarte liegt somit eher im musealen Bereich, in ihrer Bedeutung als Ausstellungskopien, mit denen sich die Monumentalität der mittelalterlichen Weltkarte von Ebstorf vermittelt – und nicht so sehr im Bereich der wissenschaftlichen Forschung. Denn hier wird der Quellenwert der Darstellung durch die Eingriffe Wienekes getrübt. So ist aus den Akten des Museums ersichtlich, dass Wieneke Schwierigkeiten bei der Entzifferung mancher Texte habe und bestimmte Buchstaben (n, m, u oder i) schwer unterscheiden könne. Es sei doch schöner, schrieb er (mit der Bitte um eine Transkription der Texte in Lüneburg), „wenn man es nicht so ungenau läßt.“³² Wieneke arbeitete nicht überall gleichermaßen nach dem Vorbild eines optisch registrierenden Apparats, sondern versuchte sich gelegentlich dort, wo Stellen des Lichtdrucks undeutlich und unklar blieben, an glättenden und verdeutlichenden Retuschen. Ein Restbestand des noch dem 19. Jahrhundert verhafteten Ansatzes von Konrad Millers Lithographie ist also auch der Arbeit Wieneke zu eigen. Aus wissenschaftlicher Sicht zog man daher weiterhin den Schluss: „Im Zweifel also bietet Sommerbrodt die bessere Lesung.“³³

Aber ist die Arbeitsweise Sommerbrodts, die photographische Wiedergabe der Karte, davon tatsächlich so radikal unterschieden? Im Verständnis, das über weite Teile des 20. Jahrhunderts vorherrschte, scheint dies der Fall. Es gibt in den Akten des Museums keine Hinweise darauf, dass in der Diskussion um das Faksimile die photographische Vorlage in ihrem Verhältnis zum Original einmal ähnlich quellenkritisch reflektiert worden wäre wie die Lithographie von Miller, die handkolorierte Karte von Kropp oder später auch das Faksimile von Wieneke. Als Bürge der

30 So auch schon bei der erstem öffentlichen Präsentation auf dem Geometer-Kongress in Paris. Exemplar 1953 (Anm. 22), S. 4.

31 Max Hundt: Die Ebstorfer Weltkarte mit Bamberg und der Plassenburg. Bamberg 1962.

32 MFL-Akten 37 (Anm. 12), Brief Rudolf Wieneke an Hans Dumrese, 4. Dezember 1951.

33 Michael 1989 (Anm. 6), S. 16.

Authentizität wurde die Photographie kaum hinterfragt. Mehr noch: das Medium wurde als eine Art Modell für die Arbeitsweise Wienekes herausgestellt. So schrieb Körner 1952 an einen möglichen Interessenten am British Museum: „Die Matrize wird nach einer Pause von den Sommerbrodtschen Lichtdrucken angefertigt, so dass die 4 Karten in der Zeichnung und in der Schrift ganz genau dem Original entsprechen.“³⁴ Von Medienreflektion keine Spur. Sowohl der photographische Lichtdruck als auch der nach diesem Vorbild kopierende Künstler erscheinen diesem Verständnis nach als transparente Medien, die einen annähernd unmittelbaren Zugang zum Original ermöglichen.

Dabei werden die technischen Schwierigkeiten der photographischen Wiedergabe im Vorwort der Herausgabe von 1891 keineswegs verheimlicht. So erwies sich nämlich die erste von der Reichsdruckerei im Lichtdruckverfahren angefertigte Kopie der Einzelblätter als unscharf, verschwommen und teilweise völlig unleserlich. Das Projekt zeigte die Grenzen der damaligen photographischen Reproduktionstechnik auf, die noch vielfach auf umfangreiche Retuschen angewiesen blieb. „Es galt also jetzt“, so heißt es im Vorwort des Lichtdruck-Atlas, „behufs Herstellung gleichmässiger Töne und scharfer Ausprägung aller deutlich erkennbaren Schriftzüge und bildlichen Darstellungen, durch Ueberzeichnung der ersten Aufnahme unter stets sorgfältiger Vergleichung des Originals ein der zweiten Aufnahme zu Grund zu legendes neues Original zu gewinnen.“³⁵ Die Blätter wurden dazu „mit schwarzer Tusche so bearbeitet, dass zuerst der Untergrund einen gleichmässigen Ton erhielt, dann sämtliche Konturen und gemalten Flächen des figürlichen Kartenschmucks unter steter Berücksichtigung der Originalfarbentöne mit verschiedenen Abstufungen von Schwarz übermalt und endlich die Schriftzüge, soweit sie überhaupt noch erkennbar waren, tiefschwarz nachgezogen wurden.“³⁶ Am Ende dieses langwierigen Arbeitsgangs (von einem dreiviertel Jahr) stand also das „neue Original“ (man könnte allerdings auch sagen eine Art Zwischen-Kopie) in Form retuschierter Lichtdrucktafeln. Diese wurden im nächsten Schritt in der Reichsdruckerei abermals photographiert und dann erneut durch Lichtdruck vervielfältigt, so dass im Bildresultat die Spuren der vorherigen Eingriffe möglichst nicht mehr erkennbar sein sollten. Am Ende der Vorworts wurde eingedenk all dieser Schwierigkeiten das „höchst vollkommene“ Ergebnis eines „solcherart gewonnenen neuen Original[s]“³⁷ gelobt – und damit hatte das medienkritische Bedenken für lange Zeit sein Bewenden.

In dem gesamten Prozess der Reproduktion ist aber entgegen der Suggestion einer authentischen Wiedergabe eben doch mit erheblichen Transformationen und Verlusten der Bild- und Textwiedergabe zu rechnen. So hat Sommerbrodt, wie er offen zugibt, den Text nur dort nachgezogen und lesbar gemacht, wo er auf der ersten photographischen Wiedergabe noch erkennbar war. Das, was er nur im Original und

34 MFL-Akten 37 (Anm. 12), Korrespondenz mit England.

35 Ebstorfer Weltkarte 1891 (Anm. 11), S. VIII.

36 Ebstorfer Weltkarte 1891 (Anm. 11), S. VIII f.

37 Ebstorfer Weltkarte 1891 (Anm. 11), S. IX.

nicht mehr auf dem Lichtdruck erkennen konnte, ist nur im gedruckten Textbuch wiedergegeben (und der Eintrag dort mit einem Stern* gekennzeichnet). Auf den retuschierten, publizierten Lichtdrucken findet sich davon kaum noch eine Spur.³⁸ Das bedeutet: „Was nicht erkennbar war, wurde um der gefälligeren Kontrastwirkung willen wegretuschiert, glücklicherweise nicht überall und nicht in letzter Konsequenz.“³⁹

Aufschlussreich für die Effekte, die sich aus solchen Bildspuren im Prozess des Kopierens nach Kopien ergeben können, ist folgendes Beispiel: Oberhalb der Darstellung Lüneburgs und unterhalb von Halberstadt findet sich auf dem Lichtdruck zwischen zwei Flussläufen die schwache Spur eines Schriftzugs, der von anderer, deutlich jüngerer Hand stammt als die übrigen Einträge der Karte. Diese Textstelle hat Sommerbrodt offenbar nicht nachgezogen und lesbar gemacht – andererseits aber bei seinen Retuschen ausgelassen. Im Textheft kommt sie ebenfalls nicht vor. Miller glaubte, an dieser Stelle des Lichtdrucks einen Hinweis auf den Verfasser und die Datierung der Karte gefunden zu haben, indem er „Belm[ot] pinxit 1284“ entziffern zu können glaubte. Doch teilte ihm Sommerbrodt später auf Anfrage mit, dass er die Stelle zwar bei der Textfeststellung für den Druck übersehen habe, sie sich aber in seinen Aufzeichnungen mit der Lesung „Helmsted“ findet. Da eine weitere von Miller beauftragte Person am damals noch vorhandenen Original in Hannover „Helmstadt 12?4“ lesen zu können glaubte, ließ Miller seine Theorie fallen.⁴⁰ Bei Wieneke schließlich wird diese Stelle, die im Lichtdruck sehr undeutlich bleibt, in genau diesem Sinne verdeutlicht (Abb. 4, links oben im Bild).

IV Kopienkritik

Diese Form der Überarbeitung durch Sommerbrodt erschwert die paläographische Analyse und die unter anderem darauf fußende Datierung der Ebstorfer Weltkarte nicht unwesentlich. Vielleicht ist dies ein Grund dafür, dass die Datierung trotz deutlicher Tendenz der jüngeren Forschung zu einer Entstehungszeit um 1300 noch nicht endgültig geklärt ist. Der lange Zeit dominante frühere Datierungsansatz in die erste Hälfte des 13. Jahrhundert wirkt in vielen Texten und Bildunterschriften zur Ebstorfer Weltkarte noch immer fort. Zeitweise ist auch eine Verbindung der beiden Positionen diskutiert worden, wonach es sich bei dem 1943 vernichteten Original der Ebstorfer Weltkarte bereits um eine um 1300 hergestellte Kopie einer um 1230 entworfenen Vorgängerkarte handeln könnte. Das Original wäre demnach immer schon eine Kopie gewesen. Und noch weiter gehend glaubte etwa Ernst Sommerbrodt – nach gängiger geographiegeschichtlicher Überzeugung des späten 19. Jahrhunderts – daran, dass die große Mehrzahl der bekannten mittelalterlichen *mappae mundi* „mehr oder minder verderbte und variierte Derivate der höher entwickelten antiken Kartographie gewesen seien, als deren Hauptwerk die sagenumwobene

³⁸ Ebstorfer Weltkarte 1891 (Anm. 11), S. 12.

³⁹ Ebstorfer Weltkarte 2007 (Anm. 5), Bd. II, S. 32.

⁴⁰ Ebstorfer Weltkarte 2007 (Anm. 5), Bd. II, S. 6; Miller 1896 (Anm. 26), S. 5 mit Anm.

Agrippa- oder Augustus-Karte galt, deren Rekonstruktion eines der obersten Forschungsziele war.“⁴¹ Auch wenn diese Überlegungen längst obsolet sind, zeigt sich, dass der scheinbar festgefügte Kontrast von Original und Kopie sich bei näherer Betrachtung leicht in Übergänge und Grauzonen auflöst, weil sich Original und Reproduktion immer wieder gegenseitig neu bestimmen.

Kann man sich eine andere Art von Kopienkritik vorstellen? Eine Methode vergleichenden Sehens, die den Verlust des Originals zum Ansatzpunkt eines Perspektivwechsels macht und die Eigengesetzlichkeit von Reproduktionen in ihrer spezifischen Medialität und Materialität in den Blick rückt? Damit träten nicht die Differenzen zwischen photographierten Objekten, sondern die Unterschiede zwischen den verschiedenen Photographien und Abzügen *eines* Objekts in den Mittelpunkt des Interesses. Vielleicht bietet gerade der Verlust des Originals die Chance, den Spuren der medialen Übertragungs- und Vermittlungsprozesse nachzugehen, die ein Bild als Reproduktion erscheinen lassen. Dabei ginge es um subtile Differenzen, die wir im pragmatischen Umgang mit Reproduktionen und Abbildungen meist übersehen, weil wir durch sie hindurch sehen (wollen) auf das reproduzierte Original – wie durch die Überlagerungen transparenter Oberflächen in mehrfach verglasten Fensterscheiben. Erst wenn mehrere Reproduktionen eines einzigen Kunstwerks in den Blick kommen (und sei es durch Zufall), offenbart die vergleichende Betrachtung Differenzen, welche die Durchsicht trüben und das implizite Verständnis von Reproduktion irritieren können.

Ansätze eines solchen Perspektivwechsels sind im 21. Jahrhundert erkennbar. Die umfangreiche Digitalisierung unserer Bilderwelt kann zu einem neuen Interesse an den Zwischenschritten der Reproduktion führen, die anschaulich und materiell sind, wo die Rohdaten des digitalen Bildes als Kodierung unsichtbar und fremd bleiben.

Das erste große Digitalisierungsprojekt der Ebstorfer Weltkarte (Ebskart), das um 1990 durch die Informatiker der Universität Lüneburg durchgeführt wurde, blendete die spezifische Überlieferungssituation der Ebstorfer Weltkarte in der Konzentration auf die Inhalte allerdings noch weitgehend aus.⁴² Als Grundlage der digitalen Repräsentation wurde ganz pragmatisch ein Kunstdruck eingescannt, der auf der Grundlage des Faksimiles hergestellt worden war.

Eine kritischere Herangehensweise ergibt sich aus der mediävistischen Editionspraxis. Hier zeigt sich, dass die Edition mittelalterlicher Textquellen durchaus ein Vorbild für den Umgang mit visuell-reproduktiven Überlieferungsketten sein kann: eine Art visuelle Philologie. Dies erweist sich gerade im Fall eines verlorenen Originals – ist doch in der Mediävistik der Verlust der Originalfassung eines Textes eher Regel- als Sonderfall. So überzeugt die 2007 durch Hartmut Kugler herausgegebene digitale Neuedition nicht nur durch ein neues Digitalisat der Karte, sondern auch

41 Ebstorfer Weltkarte 2007 (Anm. 5), Bd. II, S. 43.

42 Martin Warnke: Ebskart. Die Ebstorfer Weltkarte, URL: <http://www.uni-lueneburg.de/hyperimage/hyperimage/ebsKart.htm> [24.01.2014].

durch den quellenkritischen Umgang mit den vorherigen Reproduktionen der Ebstorfer Weltkarte.

Auch bei der digitalen Rekonstruktion stand Sommerbrodts Lichtdruckatlas, trotz aller reproduktionstechnischen Mängel, an erster Stelle.⁴³ Die Tafeln wurden hochauflösend gescannt und anschließend elektronisch „zusammengenäht“⁴⁴. Dieser Vorgang brachte viele verborgene Inkonsistenzen der Lichtdrucktafeln zutage: Kontrast- und Helligkeitsunterschiede durch unterschiedlich intensive Retuschen, ein geringfügig von Tafel zu Tafel differierender Wiedergabemaßstab, technisch bedingte Randverzerrungen, spezifische Dehnungen und Schrumpfungen des seinerzeit für die Photographie in einen Rahmen gespannten Pergaments. Soweit als möglich wurden diese Transformationen aus dem Digitalisat elektronisch herausgerechnet. Aber es wurden auch „Anschlussfehler“ im Bereich der ursprünglichen Bildüberlappungen sichtbar. Sommerbrodt hatte bei den Retuschen in den Randbereichen der schon einzeln vorliegenden Blätter nicht immer Rücksicht auf das jeweilige Anschlussblatt genommen. Dadurch ergaben sich beispielsweise Flusslinien, die sich nicht schlüssig fortsetzen und Verwerfungen bei Gebäudeübergängen (wie auch im Falle Lüneburgs). Anders als das Faksimile Wienekes verzichtet die digitale Rekonstruktion darauf, diese Bildbrüche der Reproduktion zu vertuschen.

Noch aufwendiger gestaltete sich die elektronische Umrechnung der Graustufen in Farbwerte auf der Grundlage der quellenkritisch geprüften Kolorierungen von Kropp und Miller. Im Vergleich erwiesen sich bei deutlichen Abweichungen zwischen den beiden Farbfassungen die Farbtöne Kropps als besser zu den Grauwerten der Lichtdrucke passend, die ja – unter der Prämisse, dass die spezifischen Grautöne des Lichtdrucks in der Regel immer eine bestimmte Farbe wiedergeben – ebenfalls eine Quelle der originalen Farbgebung darstellen (die durch elektronische Datenverarbeitung erschlossen werden kann). Der Herausgeber ist sich jedoch bewusst, dass „der Grad an Sicherheit nicht überschätzt werden [darf], mit dem die Farbgebung des Originals heute noch ermittelt werden kann.“⁴⁵

Ein Verdienst der digitalen Neuedition liegt darin, dass sie darum bemüht ist, die Unsicherheiten und Unklarheiten nicht zu verbergen, die der besonderen Überlieferungssituation der Ebstorfer Weltkarte geschuldet sind.

Die digitale Rekonstruktion versteht sich ganz bewusst nicht als ein Faksimile oder Wiederherstellung des verlorenen Originals, sondern als wissenschaftliche Edition dessen, was von dem Original anhand der vorhandenen Reproduktionen dokumentiert ist. Wie Sommerbrodts Lichtdrucktafeln erschien die Neuedition als Atlas in Buchform und im Maßstab 1:2. Im Gegensatz zu dem in dieser Hinsicht direktem Vorläufer entschied man sich aber dafür, von der Zergliederung in die 30 Pergamentblätter abzugehen und die Karte mit einem gleichmäßigen Raster zu durchziehen, das eine hinreichend eindeutige Zuordnung von Text- und Bildstellen

43 Zum Verfahren der digitalen Rekonstruktion: Ebstorfer Weltkarte 2007 (Anm. 5), Bd. I, S. 5–6.

44 Ebstorfer Weltkarte 2007 (Anm. 5), Bd. I, S. 5.

45 Ebstorfer Weltkarte 2007 (Anm. 5), Bd. I, S. 6.

ermöglicht (Abb. 5). Das der Karte übergelegte Raster fördert eine distanziertere Wahrnehmung. Man wird abwarten müssen, ob die Neufassung der Karte auch langfristig in dieser Distanz zum Original wahrgenommen werden, oder ob die medienkritischen Aspekte der Neuausgabe (wie bei Sommerbrodt) mit der Zeit mehr und mehr ausgeblendet werden – im Wunsch einen möglichst unmittelbaren Zugang zu dem verlorenen Original zu erhalten.

Die Geschichte der Ebstorfer Weltkarte ist nicht mit der Zerstörung des Originals an ein Ende gelangt. Sie lässt sich als Geschichte der Reproduktionen und forschenden Annäherungen an ein verlorenes Original weiterschreiben. Die Faksimiles von Rudolf Wienecke sind ein besonderes Kapitel in dieser Geschichte – und weil die Initiative dafür von Lüneburg ausging, hat das Museum Lüneburg darin einen besonderen Platz.

UWE PLATH

Die „Biblia Sacra“ Sebastian Castellios in der Lüneburger Ratsbücherei

Ein Dokument des europäischen Humanismus, des konfessionellen Zeitalters und der Castellio-Rezeption in Deutschland

1. Beschreibung der Bibel

In der Lüneburger Ratsbücherei hat sich eine lateinische Bibel im handlichen Oktavformat erhalten, die und deren Verfasser wohl nur wenigen Lüneburgern bekannt sein dürfte. Sie trägt den umfassenden Titel: „Biblia Sacra ex Sebastiani Castellionis interpretatione eiusque postrema recognitione praecipue in usum studiosae iuventutis denuo evulgata.“¹ Es handelt sich also um einen Nachdruck der von Sebastian Castellio ins Latein übersetzten Bibelausgabe, die für den „Gebrauch der fleißigen Jugend“, vor allem wohl für den Latein- und Religionsunterricht gedacht war. Als Ort und Jahr des Druckes wird Leipzig 1750, als Drucker Bernhard Christoph Breitkopf genannt, damals einer der bedeutendsten Buchdrucker Deutschlands.²

Das Inhaltsverzeichnis zeigt uns, dass die Biblia Sacra alle Bücher des Alten und Neuen Testamentes enthält, außerdem die alttestamentlichen Apokryphen der Vulgata, das dritte und vierte Buch Esra eingeschlossen. Die Reihenfolge entspricht im Allgemeinen der Septuaginta. Im Neuen Testament steht der Hebräerbrief vor der Offenbarung des Johannes.³ Die Biblia Sacra wird eingeleitet durch eine sechsseitige Widmung (Praefatio) an den englischen König Eduard VI.,⁴ durch eine Auswahl positiver zeitgenössischer Urteile (darunter Melanchthon) über dieses Werk⁵, schließlich durch ein Bild des Verfassers, welches uns darüber unterrichtet, dass Sebastian Castellio von 1515 bis 1563 gelebt und als Professor der griechischen Sprache an der Universität Basel gewirkt hat.

1 Biblia Sacra, Leipzig 1750; Signatur: Th 842. Eine weitere Biblia Sacra Castellios von 1734, wohl herausgegeben von Johann Ludolph Bünemann und gedruckt bei Samuel Benjamin Walther in Leipzig, wird im Katalog der Ratsbücherei erwähnt, scheint aber nicht mehr auffindbar zu sein.

2 Über ihn: O. Hase, in: ADB 3 (1876; Neudruck 1967), S. 296f.

3 Nähere Angaben dazu (bes. die erste Ausgabe betreffend) bei Heinz Liebing: Die Schriftauslegung Sebastian Castellios, in: DERS.: Humanismus, Reformation, Konfession. Beiträge zur Kirchengeschichte, hg. von Wolfgang Bienert und Wolfgang Hage, Marburg 1986, S. 59ff.

4 „Sebastianus Castellio Eduardo Sexto Angliae Regi Clariss [imo] Salutem.“ (Biblia Sacra [1750], praefatio, p. 2r–4v)

5 Iudicia doctorum virorum de Bibliis Castellionis (ebd., 2 Blätter, 4 Seiten, ohne Paginierung).

2. Wer war Sebastian Castellio?

Über den Lebensweg dieses bedeutenden Mannes, dessen Geburtstag sich 2015 zum 500. Mal jährt, sind wir verhältnismäßig gut informiert durch die bereits aus dem 19. Jahrhundert stammende Castellio-Biographie des Basler Philologen Jakob Maehly⁶ und das heute immer noch grundlegende zweibändige Werk des Franzosen Ferdinand Buisson,⁷ der 1927 als Präsident der Liga für Menschenrechte mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde. Den gegenwärtigen Forschungsstand bietet die 1997 posthum erschienene, vorbildliche Biographie des Schweizer Historikers Hans R. Guggisberg, der sich ein Forscherleben lang mit dem Basler Humanisten beschäftigt hat.⁸ Erwähnung verdient auch die neueste Arbeit über Castellio, welche die Niederländerin Mirjam van Veen geschrieben hat. Sie soll im nächsten Jahr auf Deutsch erscheinen.⁹

Sebastian Castellio wurde 1515 in dem Dorf Saint-Martin-du-Fresne in der Landschaft Bugey (Savoyen) als Sohn einfacher Landleute geboren.¹⁰ Dieser Ort liegt heute im französischen Department Ain. Von dort aus ist es etwa gleich weit bis nach Genf und nach Lyon, den beiden Städten, die den Lebensweg des jungen Castellio prägen sollten. In Lyon erhielt er am Collège de la Trinité, einem Zentrum humanistischer Gelehrsamkeit, seine Bildung. Hier wurde seine Begeisterung für die griechische und lateinische Sprache geweckt, hier lernte er das Übersetzen, hier wurde er zum Gräzisten und Latinisten.

Wahrscheinlich durch die Lektüre von Calvins erster 1536 in Basel gedruckter Institutio wurde er für die Reformation gewonnen, der er sich bis an sein Lebensende zugehörig fühlte. Man vermutet, dass die ersten Verbrennungen von „Ketzern“, also von protestantischen Märtyrern, die Castellio 1540 als Augenzeuge miterlebte, ihn dazu veranlasst hätten, Lyon zu verlassen. Jedenfalls finden wir ihn im selben Jahr in Straßburg, im Hause Calvins. Es muss ein besonderes Vertrauensverhältnis zwischen dem künftigen Genfer Reformator und dem damals 26jährigen Castellio bestanden haben; denn bevor Calvin 1541 nach Genf zurückkehrte, übertrug er diesem die Leitung des Collège de la Rive, der Genfer Schule, welcher innerhalb der Ordonnances ecclésiastiques große Bedeutung beim Aufbau eines evangelischen Gemeinwesens zufiel.

6 Jakob Maehly: Sebastian Castellio, ein biographischer Versuch nach den Quellen, Basel 1862 (Reprint: Genf 1971).

7 Ferdinand Buisson: Sébastien Castellion, sa vie et son oeuvre. 1515–1563, 2 Bände, Paris 1892 (Reprint: Nieuwkoop 1964).

8 Hans R. Guggisberg: Sebastian Castellio. 1515–1563. Humanist und Verteidiger der religiösen Toleranz im konfessionellen Zeitalter, Göttingen 1997.

9 Mirjam van Veen: De kunst van het twijfelen. Sebastian Castellio (1515–1563): humanist, calvinist, vrijdenker, Zoetermeer 2012. Der Alcorde Verlag Essen (Wolfgang F. Stammler) bereitet für 2015 eine deutsche Übersetzung vor (Begleitband der Bibliothek historischer Denkwürdigkeiten).

10 Vgl. Werner Kaegi: Castellio und die Anfänge der Toleranz, Basel 1953, S. 8ff., Guggisberg (wie Anm. 8), S. 9ff.



Doch die Freundschaft hielt nur kurze Zeit an. Während der gemeinsamen Tätigkeit in Genf traten bald Meinungsverschiedenheiten auf. Sie begannen, als Calvin die Druckerlaubnis für die französische Übersetzung des Neuen Testaments, an welcher Castellio arbeitete, verweigerte. Und sie traten vor allem zutage, als Castellio zur Verbesserung seiner finanziellen Verhältnisse ein Predigtamt übernehmen wollte und in diesem Zusammenhang den kanonischen Charakter des Hoheliedes bezweifelte sowie Calvins Auslegung der Höllenfahrt Christi widersprach. Für uns sind das heute vielleicht Fragen von nebensächlicher Bedeutung, für Calvin damals verband sich damit das ganze Problem der Schriftautorität und der Lehreinheit der Kirche. Er sprach Castellio „wegen ketzerischer Anwendungen“ die Fähigkeit zum

Predigtamt ab. Und als dieser im folgenden Jahr auf einer Pfarrversammlung Calvins Bibelauslegung (von 2.Kor. 6,4ff.) unterbrach und die Genfer Geistlichen wegen ihres Lebenswandels heftig kritisierte, musste Castellio Genf verlassen.¹¹

Er ging 1545 nach Basel, das damals wegen seiner Druckereien, der Universität und seiner geistigen Luft große Attraktivität auf Glaubensflüchtlinge vieler Länder ausübte. In den ersten Jahren lebte er in bitterer Armut und großer Not. Der geringe Lohn, den er als Korrektor des Buchdruckers Johannes Oporin¹² erhielt, reichte kaum aus, die vielköpfige Familie zu ernähren. Nach seinem Biographen Mähly war er darauf angewiesen, durch zusätzliche Tätigkeiten (z.B. dass er Treibholz aus dem Rhein fischte) für den Unterhalt der Familie zu sorgen.¹³ Wohl nicht ohne Grund hat Michel de Montaigne die damaligen Lebensverhältnisse Castellios später als „die Schande unseres Jahrhunderts“ bezeichnet.¹⁴ Erst als Castellio im Frühjahr 1553 (durch Fürsprache des Ratskonsulenten Bonifacius Amerbach) Professor für Griechisch an der Universität Basel geworden war, verbesserte sich seine Lage.

3. Die Erstausgabe der Biblia Sacra von 1551

Trotz der widrigen Lebensverhältnisse der ersten Basler Jahre (1545–1553) fand Castellio neben seiner Tätigkeit als Korrektor noch die Zeit und die Kraft für eine große Zahl bedeutender, teilweise dem Religions- und Lateinunterricht dienender Veröffentlichungen, von denen nur die *Dialogi Sacri* (1545), die lateinische Übersetzung der *Oracula Sibyllina* (1546), des *Moses Latinus* (Übersetzung des Pentateuch, der 5 Bücher Mose) sowie der Psalmen und weiterer alttestamentlicher Texte genannt seien. Die bedeutendste Leistung dieser Jahre war jedoch die Übertragung der Bibel in die lateinische und in die französische Sprache. Noch heute staunt man über die Disziplin und Arbeitskraft Castellios, ohne die es kaum möglich gewesen wäre, die ganze Bibel neben der sonstigen Arbeit in relativ kurzer Zeit aus dem Urtext in die lateinische und französische Sprache zu übersetzen; ganz zu schweigen von der philologischen und theologischen Qualität beider Werke.¹⁵

Castellio war Theologe und Philologe, als Professor auch Pädagoge. Seine Bibel war für eine gebildete Leserschaft gedacht, der er auch die Schönheit und Eleganz des klassischen Lateins nahebringen wollte. So legte er Wert darauf, den fremdsprachlichen Text auf angemessene Weise zu übersetzen. Die Übersetzung sollte „treu, lateinisch und verständlich“ sein, wie er selbst formulierte; treu nicht den

11 Vgl. auch Willem F. Dankbaar: Calvin. Sein Weg und sein Werk, Neukirchen-Vluyn 1959, S. 112ff.; François Wendel: Calvin. Ursprung und Entwicklung seiner Theologie, Neukirchen 1968, S. 63ff., Guggisberg (wie Anm. 8), S. 38ff.

12 Über ihn und seine Bedeutung für die Veröffentlichung der Werke Castellios s. Martin Steinmann: Johannes Oporinus. Ein Basler Drucker um die Mitte des 16. Jahrhunderts, Basel/Stuttgart 1967 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 105).

13 Mähly (wie Anm. 6), S. 20f; Guggisberg (wie Anm. 8), S. 48ff.

14 Kaegi (wie Anm. 10), S. 5.

15 Guggisberg (wie Anm. 8), S. 49f; 55ff.

B I B L I A
S A C R A

EX

SEBASTIANI CASTELLIONIS
INTERPRETATIONE

E I V S Q V E

POSTREMA RECOGNITIONE

PRAECIPVE

IN VSVM STUDIOSAE IVENTVTIS
DENVO EVVLGATA.



J. H. L. Fr. Schelle in Lüneburg.

CVM PRIVIL. POTENTISS. POL. REG. ET ELECT. SAX.

L I P S I A E

APVD BERNHARD. CHRISTOPH. BREITKOPF

CID MDCC L.

Worten, sondern dem Sinn nach. „Latinitas“ durch „perspicuitas“ und „fidelitas“ waren Maßstab seines Übersetzens.¹⁶

Schwierigkeiten bereitete die Übersetzung der ausgebildeten kirchlichen Terminologie. In dem Bemühen, die Bibel in klassischen Ausdrücken wiederzugeben, wagte Castellio einige Neuerungen, indem er z. B. *res publica* für *ecclesia*, *genius* statt *angelus*, *lotium* für *baptismum*, *fiducia* für *fides*, Jahwe (Vulgata: *dominus*) mit *Iova* übersetzte, was später vor allem bei Theodor Beza Anstoß erregte. In seiner „Ermahnung an die Leser“ (*ad lectores admonitio*), die sich in der ersten Ausgabe von 1551, jedoch nicht mehr in dem Lüneburger Exemplar von 1750 findet, betont Castellio, er habe grundsätzlich aus der Ursprache übersetzt und nur Übersetzungen verwendet, wenn ihm die Ursprache unbekannt gewesen sei (z.B. bei den chaldäischen Stücken des Alten Testaments). Von den damals vorhandenen Editionen des Alten und Neuen Testaments wird er die Ausgaben des Erasmus von Rotterdam und des Sebastian Münster benutzt haben.¹⁷

Während die französische Bibelübersetzung 1553 beendet und 1555 bei Johann Herwagen in Basel mit einem Vorwort an den französischen König Heinrich II. veröffentlicht wurde,¹⁸ erschien die lateinische Bibel bereits 1551 bei den Druckern Jacob Parcus und Johannes Oporin. Die Ausgabe von 1551, die bis ins 18. Jahrhundert als Ganzes und in Einzelteilen mehrfach nachgedruckt wurde, trägt den schlichten Titel: „*Biblia interprete Sebastiano Castalione*.“¹⁹ Ihr waren etwa 100 Seiten Anmerkungen (*annotationes*) beigefügt, um die Übersetzung an schwierigen Bibelstellen zu erläutern. Sie fehlen teilweise in späteren Nachdrucken, z.B. auch in dem Lüneburger Exemplar von 1750.

4. Das Vorwort an Eduard VI.

Die *Biblia Sacra* wird eingeleitet durch eine Widmung (*Praefatio*) an den jungen englischen König Eduard VI.,²⁰ der vielen Glaubensflüchtlingen des Kontinents in der damaligen stürmischen Zeit des Interims Asyl bot und sie in der Hoffnung auf Erhalt des Reformationswerkes bestärkte. Vielleicht erhoffte sich Castellio durch die Widmung eine Verbesserung seiner materiellen Verhältnisse, vielleicht gar einen Ruf nach England, wo Martin Butzer und Paul Fagius gerade mit einer lateinischen Bibelübersetzung beauftragt worden waren. Die ersten Zeilen der *Praefatio* lassen das vermuten.²¹

16 *Biblia Sacra* (1750), *praefatio*, p. 2 : „Ego operam dedi, ut fidelis, et latina, et perspicua esset haec translatio, quoad eius fieri posset: ne quem deinceps orationis obscuritas, aut horriditas, aut etiam interpretationis infidelitas ab horum librorum lectione revocaret. Sed perspicuitatis et fidelitatis potissimam rationem duximus. Nam quod ad latinitatem attinet, est oratio nihil aliud, quam rei quaedam quasi vestis, et nos sartores sumus.“ (Zitiert nach dem Exemplar in der Lüneburger Ratsbücherei).

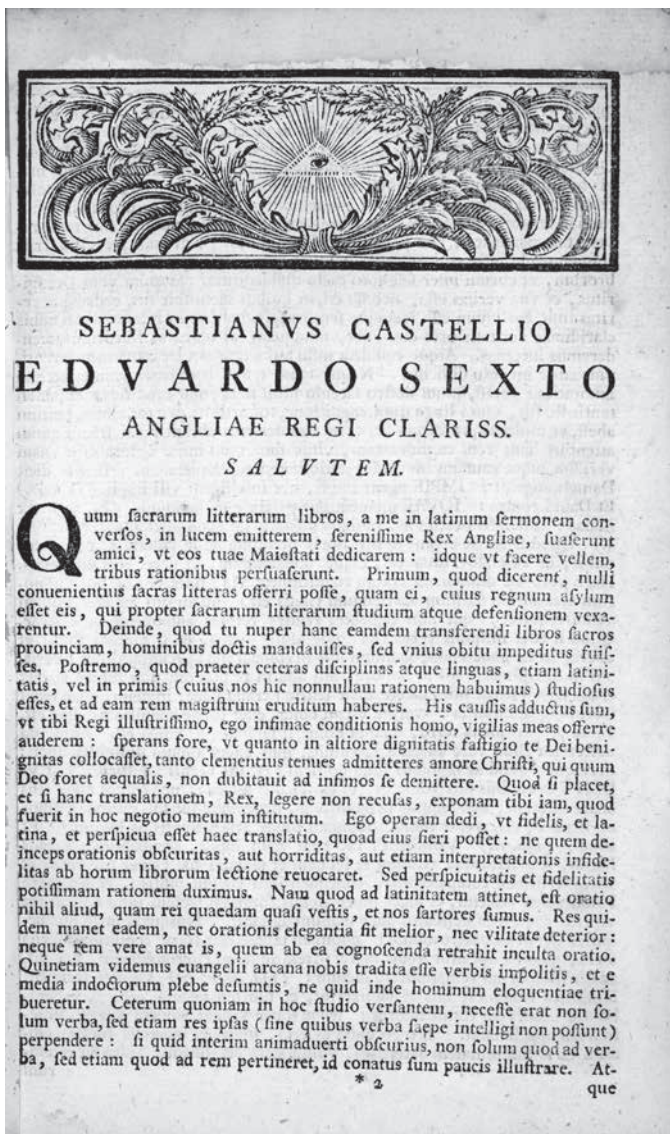
17 Liebging, *Schriftauslegung* (wie Anm. 3), S. 96 ff.; Guggisberg (wie Anm. 8), S. 69ff.

18 Guggisberg (wie Anm. 8), S. 67f.

19 Vgl. die Abbildung des Titelblattes bei Guggisberg (wie Anm. 8), Abb. 1.

20 Sebastianus Castellio Eduardo Sexto [...] (*praefatio*, wie Anm.4).

21 *Biblia Sacra* (1750), *praefatio*, p. 2r; vgl. Hans R. Guggisberg: *Sebastian Castellio und die englische*



Wie Castellio am Anfang des Vorwortes betont, hat er sich um eine wortgetreue und zugleich verständliche lateinische Übersetzung bemüht, damit die Bibel, den Zielen der Reformation entsprechend, von den Menschen gelesen und verstanden werde.²² Dabei gibt sich der Basler Humanist nicht der Illusion hin, die Welt durch seine Bibel

Reformation, in: Festgabe Hans von Greyerz zum sechzigsten Geburtstag, Bern 1967, S. 325f.; Ders.: (wie Anm. 8), S. 63f. (Übersetzung und Interpretation dieser Stelle).

22 Vgl. unsere Anm. 16.

verbessern zu können. Zwar hält er sein Jahrhundert für das gebildetste der Menschheitsgeschichte, aber im Hinblick auf die Religion sieht er „tiefste Finsternis“: „Und in der Tat, wenn wir die Wahrheit bekennen wollen, ist unser Jahrhundert bis jetzt in tiefster Finsternis der Unwissenheit versunken.“ Die „so schweren, so beständigen und so unheilvollen Meinungsverschiedenheiten“ unter den Menschen, die täglich schlimmer würden, bestärken ihn in dieser Erkenntnis. Den Grund dafür sieht er in der weit verbreiteten Lasterhaftigkeit und Gottlosigkeit der Menschen (*vitiositas ac impietas*).²³

Daher könne das von den Propheten verheißene „Goldene Zeitalter“ nicht anbrechen, in welchem die Menschen nach Micha 4,3 „ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln schmieden und kein Volk gegen das andere Krieg führen werde“ und wo nach Jesaja 11,6ff. „mit dem Wolf das Lamm zusammenleben, der Leopard sich bei dem Böckchen niederlegen und ein kleiner Junge das Kalb, den Löwen und den Stier miteinander treiben“ werde.²⁴

Es fehle bei den Menschen die Liebe zu Gott, es mangle an Frömmigkeit und Nächstenliebe (*caritas*), so klagt Castellio an anderer Stelle:

„Wir sind neidisch aufeinander, wir reden schlecht übereinander. Wir vergelten nicht nur Böses mit Bösem, sondern oft Gutes mit Bösem; und wer von uns auch nur in einem Punkte der Religion abweicht, den verurteilen wir und verfolgen ihn an allen Ecken der Erde mit der Waffe des Wortes und der Schrift. Mit dem Schwert, mit Feuer und Wasser töten wir die, die von Natur aus schwach und wehrlos sind [...]. Und was das Unwürdigste von allem ist, dies alles machen wir, wie wir laut verkünden, aus Eifer für Christus, auf seinen Befehl und in seinem Namen, und wir verdecken damit die Grausamkeit des Wolfes mit dem Felle des Schafes. Oh, in welchen Zeiten leben wir. Ja, wir werden zu Mördern aus Eifer für Christus, der, damit das Blut anderer nicht vergossen werde, das seine vergossen hat. Aus Eifer für Christus reißen wir das Unkraut heraus, obwohl er uns vorgeschrieben hat, das Unkraut bis zur Ernte stehen zu lassen, damit nicht das Getreide herausgerissen werde [Mt 13,24ff.]. Aus Eifer für Christus verfolgen wir andere, obwohl er uns geboten hat, auch die linke Wange hinzuhalten, wenn man uns auf die rechte schlägt [Mt 5,39]. Aus Eifer für Christus fügen wir anderen Böses zu, obwohl er uns befohlen hat, Böses mit Gutem zu vergelten [Röm 12,21].“

23 *Biblia Sacra* (1750), praefatio, p. 2v: „Et profecto si verum fateri volumus, est adhuc nostrum saeculum in profundis ignorantiae tenebris demersum: cuius rei certissimum testimonium sunt tam graves, tam pertinaces, tam perniciosae dissensiones: tam multi, et iidem irriti conventus de hisce controversiis, tantusque numerus quotidie nacentium librorum, et eorum inter sese toto caelo dissidentium.[...] Neque enim tribui haec litterarum et artium ignorantiae potest, quum nostro saeculo nihil fieri possit eruditius: et tamen tantis studiis, tanta linguarum cognitione, tot artibus, per tot annos, tantum abest, ut multum profectum sit, ut in dies deterius abeant res.“

24 Ebd., p. 2v. Übrigens stammen die in der Praefatio verwendeten Bibelzitate aus der *Biblia Sacra* Castellios, nicht aus der Vulgata.

Wo bleibe die Liebe, die uns nach Römer 13,10 empfohlen werde und die Erfüllung des Gesetzes sei. Ohne sie sei der Mensch nach Paulus (1.Kor 13,1ff.) nichts wert, selbst wenn er mit Engelszungen redete, alles wüsste, Berge versetzen könnte und seine Habe spenden würde. „Wenn sich jemand der Liebe rühme, dann möge er sehen, ob er die Früchte der Liebe habe, und zeigen, was nach Paulus die Liebe kennzeichne. Die Liebe ist gütig, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht auf. Sie verletzt die Ehre nicht, sucht nicht das Ihre. Sie lässt sich nicht reizen, rechnet das Böse nicht zu. Sie freut sich nicht am Unrecht, sondern freut sich an der Wahrheit.“²⁵

Bei seinem Appell bezieht sich Castellio, wie wir sehen, vor allem auf das Neue Testament, auf das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen, auf die Bergpredigt, auf das Vorbild des jüdischen Rechtsgelehrten Gamaliel (Apg 5,38f.), schließlich auf das Gebot Christi, sich nicht gegenseitig zu verurteilen, damit man nicht selbst verurteilt werde [Mt 7,1]:

„Darum wollen wir einander nicht verurteilen. Denn wenn wir verurteilen, werden wir verurteilt werden, und es wird uns nach demselben Maß vergolten [...] Lasst uns auf den Spruch des gerechten Richters warten und uns darum bemühen, uns nicht gegenseitig zu verurteilen, sondern nichts zu tun, wofür wir eine Verurteilung fürchten müssten. Gehorchen wir dem gerechten Richter und lassen wir das Unkraut bis zur Ernte, damit wir nicht zufällig (wenn wir klüger als der Meister sein wollen) das Getreide mit herausreißen. Denn bislang ist das Ende der Welt nicht gekommen, und wir sind keine Engel, denen diese Aufgabe übertragen worden ist.“²⁶

Es sei absurd, so heißt es weiter, gegen die Laster der Menschen mit weltlichen Waffen vorzugehen. Sie müssten mit Tugenden bekämpft werden: „durch Gelehrsamkeit die Unwissenheit“, „durch Geduld das Unrecht“, „mit Milde die Grausamkeit“ und durch ähnliche „Waffen christlichen Glaubens“. Über Laster und Fragen des Glaubens richte allein Gott. Sie fielen nicht in die Zuständigkeit der weltlichen Obrigkeit (des Henkers).²⁷ Denn die Obrigkeit, die „von Gott zur Verteidigung der Guten eingesetzt“ sei, müsse Verbrechen wie „Mord, Ehebruch, Diebstahl, Falschaussagen und dergleichen“ bestrafen. Die Gefahr, dass die Obrigkeit dabei einen frommen Mann töte, wenn sie einen Mörder ans Kreuz schlage, bestehe nicht. Schließlich gebe es wohl niemanden, der einen Mörder verteidige, nicht einmal ein Mörder selbst.

25 Ebd., p. 3r–3v.

26 Ebd., p. 3v–4r.

27 Ebd., p. 4r: „Adde, quod absurdum est, spirituale bellum terrestribus armis geri. Christianorum hostes sunt vitia, contra quae virtutibus certandum est, et contrariis remediis contraria mala curanda: ut doctrina ignorantiam pellat, iniuriam vincat patientia, superbiae modestia resistat, pigritiae opponatur diligentia, contra crudelitatem pugnet clementia,[...]Haec sunt vera christianae religionis, et vere victricia arma: non ut carnifici mandetur provincia doctoris.“

Doch bei Fragen, welche die Religion und die Heilige Schrift beträfen, sei das anders.²⁸

„Denn da diese dunkel und oft rätselhaft überliefert sind, wird darüber schon seit über tausend Jahren diskutiert, ohne dass die Sache hätte geklärt werden können. Und sie konnte nicht geklärt werden, weil die Liebe als Schlichterin aller Streitigkeiten und Vertreiberin der Unwissenheit fehlt und deshalb die Erde voll ist vom Blute unschuldiger Menschen. Wir müssen daher (auch wenn wir alles zu wissen scheinen), wir müssen, sage ich, fürchten, dass wir unter den Räubern (die wir zu Recht kreuzigen) auch Christus zu Unrecht ans Kreuz schlagen. Und wenn wir nicht nur Türken und Juden (von denen jene Christus wenig lieben, diese sogar zutiefst hassen) bei uns leben lassen, sondern sogar Lästere, Hochmütige, Neider, Geizige, Schamlose, Trunkenbolde und andere Schandtaten der Menschen ertragen und mit ihnen zusammen leben, essen und fröhlich sind, dann müssen wir wenigstens dieselbe Luft und denselben Geist denjenigen zugestehen, die mit uns denselben Namen Christi bekennen, niemandem schaden und so gesinnt sind, dass sie lieber sterben wollen als etwas anderes zu sagen und zu tun, als das, was, wie sie glauben, gesagt oder getan werden muss.“²⁹

Das Vorwort schließt mit der Bitte an den jungen englischen König, die Heilige Schrift mit Frömmigkeit und Ehrfurcht zu lesen und bei der Ausübung seines Amtes daran zu denken, dass er ein Mensch sei und einmal vor Gott Rechenschaft ablegen müsse. Sie endet mit den Worten: „Ich wünsche dir die Milde des Mose, die Frömmigkeit des David und die Weisheit des Salomo. Sei begrüßt, Basel, Februar 1552.“³⁰

In dieser Praefatio erkennt man nicht nur das spiritualistische und eschatologische Denken Castellios, sondern auch seinen Moralismus, der humanistisch und nicht reformatorisch ist. In der Betonung der Milde und der Liebe Christi und in dem undogmatischen Christentum zeigen sich Übereinstimmungen mit Erasmus. Besondere Bedeutung erhält dieser Text als Appell für religiöse Toleranz. Dieser Appell ist noch allgemein gehalten; denn wir wissen nicht, an wen Castellio bei den Glaubensverfolgungen konkret denkt: vielleicht an die Täufer, deren Verfolgung in Zürich und Basel er später in seinem „Contra libellum Calvini“ („Gegen das Büchlein Calvins“) heftig kritisierte,³¹ oder an die Gegenwart des Interim oder an die eigenen Erfahrungen im Genf Calvins. Jedenfalls finden wir hier die früheste Äußerung, in welcher der Basler Humanist als Verteidiger für religiöse Toleranz zu hören ist. Sein

28 Ebd., p. 4r: „Neque vero periculum est, ne si magistratus, a Deo ad bonos defendendos constitutus, aliquem homicidii convictum tollat in crucem, virum bonum interficiat: neque quisquam defendit unquam homicidium, ne homicida quidem. Sed religionis et intelligentiae sacrarum litterarum longe est alia ratio.“

29 Ebd., p. 4r.

30 Ebd., p. 4v.

31 „Contra libellum Calvini, in quo ostendere conatur, haereticos iure gladii coercendos esse“, Basel 1554, gedruckt: [Holland] 1612, p. E 7v; E 8r.

Vorwort kann man in der Tat als „Manifest“ für religiöse Toleranz im konfessionellen Zeitalter bezeichnen.³²

5. Die Biblia Sacra bei der Toleranzkontroverse und der Kritik an Calvins Prädestinationslehre

Kaum zwei Jahre später wurden die hier genannten Toleranzargumente direkt gegen Calvin verwendet, nachdem der Spanier Michael Servet wegen seiner Kritik an der traditionellen Trinitätslehre auf Veranlassung Calvins in Genf verhaftet und verbrannt worden war. Dabei trat Castellio gleichsam als der Wortführer in der wohl „berühmtesten Kontroverse der Neuzeit über die Religionsfreiheit“³³ gegen den Genfer Reformator auf. Er kritisierte das Geschehene als „scandalum scandalorum“, als „Skandal der Skandale, der wohl kaum jemals in Vergessenheit geraten wird.“ Und er überliefert uns die Vorwürfe, die „viele Fromme“ damals im Hinblick auf „den Fall Servet“ gegen Calvin erhoben haben.³⁴

In seiner ersten berühmten Toleranzschrift, dem 1554 anonym in Basel erschienenen „De haeticis an sint persecuendi“ („Über Häretiker und ob sie zu verfolgen sind“), benutzte er auch seine Biblia Sacra, indem er außer Martin Luther, Erasmus, Sebastian Frank, Johannes Brenz, dem Lüneburger Reformator Urbanus Rhegius und anderen bedeutenden Männern der Kirchengeschichte auch einen längeren Auszug aus dem erwähnten Vorwort an Eduard VI. als Zeugnis dafür anführt, dass die Bestrafung von Ketzern weder dem Geist Christi entspreche noch der weltlichen Obrigkeit zustehe.³⁵ Im „Contra libellum Calvini“, der vielleicht wichtigsten Schrift dieser Kontroverse, sind nicht nur viele der angeführten Bibelstellen der Castellio-Bibel entnommen. Darin findet sich auch der berühmte, auch heute noch gültige Satz: „Einen Menschen zu töten, heißt nicht, eine Lehre zu verteidigen, sondern einen Menschen zu töten.“ Wichtig ist auch der Nachsatz, den man gewöhnlich

32 Joseph Lecler: Geschichte der Religionsfreiheit, Bd.1, Stuttgart 1965, S. 465 : „Jedenfalls ist dieses Vorwort der lateinischen Bibel zu jenem Zeitpunkt (1551) ein wahres Manifest. Es stellt Castellio in klare Opposition zur religiösen Politik Calvins.“ Vgl. dazu auch: Das Manifest der Toleranz. Sebastian Castellio. Über Ketzler und ob man sie verfolgen soll. Aus dem Lateinischen von Werner Stingl...Herausgegeben und eingeführt von Wolfgang F. Stammer (Essen 2013, Bibliothek historischer Denkwürdigkeiten).

33 Lecler, ebd., S. 447.

34 [Sebastian Castellio]: Bericht über den Tod Servets. Historia de morte Serveti. Aus dem Lateinischen übersetzt und kommentiert von Uwe Plath, in: Das Manifest der Toleranz (wie Anm.32), S. 39–48, bes.47f.

35 Sébastien Castellion: De haeticis an sint persecuendi et omnino quomodo sit cum eis agendum. Luteri et Brentii, aliorumque multorum tum veterum tum recentiorum sententiae. Reproduction en fac-simile de l'édition de 1554 avec une introduction de Sape van der Woude, Genf 1954. (Der Auszug aus der Praefatio an Eduard VI. findet sich ebd., p. 118–124). Eine zeitgenössische deutsche Übersetzung des Werkes in: Das Manifest der Toleranz (wie Anm. 29), S. 49–207. (Auszug aus dem Vorwort an Eduard: ebd., S. 154ff.). Zu Inhalt und Verfasserschaft dieses Werkes s. Uwe Plath: Calvin und Basel. 1552–1556, Basel/Zürich 1974, S. 128–142 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 133); Guggisberg (wie Anm. 8), S. 89–101; Uwe Plath: Der Fall Servet und die Kontroverse um die Freiheit des Glaubens und Gewissens. Castellio, Calvin und Basel 1552–1556, hg. von Wolfgang F. Stammer (Essen 2014, Begleitband zur Bibliothek historischer Denkwürdigkeiten).

unterschlägt, obwohl er konkret auf den historischen Zusammenhang weist: „Als die Genfer Servet getötet haben, haben sie keine Lehre verteidigt, sondern einen Menschen getötet.“³⁶

Etwa zur selben Zeit überarbeitete Castellio seine lateinische Bibelübersetzung, die 1554 in einer neuen Auflage bei Oporin in Basel erschien.³⁷ In den Anmerkungen zu Römer 9,13 setzte er sich dabei kritisch mit Calvins Prädestinationslehre auseinander. Während Calvin die entsprechende Stelle so interpretiert, dass die Gnade Gottes durch den Sündenfall nicht allen Menschen zuteil werde, dass die einen zur Seligkeit, die anderen zur ewigen Verdammnis bestimmt seien, betont Castellio, alle Menschen seien zu einem glücklichen Leben bestimmt. Dies entspreche der Güte Gottes. Zugleich verweist er wie Erasmus auf den freien Willen des Menschen. Der Sündenfall Adams sei nicht durch Gottes Willen zu verstehen, da Gott die Sünde nicht wolle. Die Sünde entstehe durch den Willen der Menschen. Wer zugrunde gehe, habe dies der eigenen Schuld zuzuschreiben.

Auch in diesen Anmerkungen klingen wieder Töne zugunsten der Religionsfreiheit an. Calvin erfuhr von dieser Kritik und wandte sich mit der Bitte um Unterstützung an die Basler Kirche, welche die Basler Zensurbehörde einschaltete. Diese beschloss, die bereits zum Verkauf vorbereitete Bibelübersetzung einzuziehen. Der Drucker Oporin musste die bei Calvin Anstoß erregenden Stellen entfernen, ihre weitere Verbreitung wurde untersagt.³⁸

6. Nachwirkung der Biblia Sacra und Beurteilung durch die Nachwelt

Die Biblia Sacra wurde zu Castellios Lebzeiten zweimal in Basel nachgedruckt: 1554, wie wir bereits sahen, und 1556, jedesmal bei Oporin.³⁹ Und sie stieß sogleich, (vermutlich auch wegen des unversöhnlichen Hasses, mit dem man Castellio nach der Verbrennung Servets von Genf aus verfolgte) auf heftige Kritik der Anhänger Calvins, gegen die sich Castellio bis zu seinem Tode verteidigen musste.⁴⁰ Henri Estienne sprach von einem Bibelübersetzer, der leichtsinnig und übermütig das Wort Gottes entheiligt habe.⁴¹ Vor allem Theodor Beza urteilte in abfälliger Weise und

36 *Contra libellum Calvini* (wie Anm. 31), p. E 1v: „Hominem occidere non est doctrinam tueri, sed est hominem occidere. Cum Genevenses Servetum occiderunt, non doctrinam defenderunt, sed hominem occiderunt.“ vgl. dazu Plath, Calvin und Basel (wie Anm. 35), S. 200; Ders.: Der Fall Servet (wie Anm. 35), S. 230, Guggisberg (wie Anm. 8), S. 121.

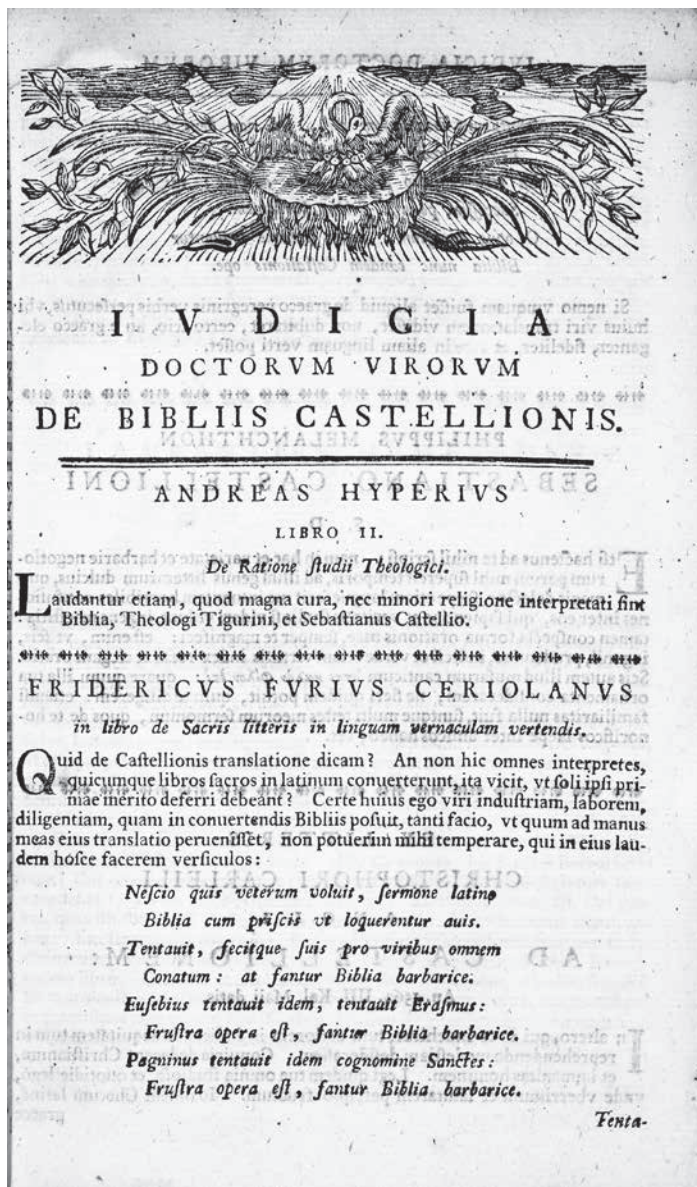
37 Biblia, interprete Sebastiano Castalione (Basel 1554, Oporin)

38 Plath, Calvin und Basel (wie Anm. 35), S. 164ff.; bes. S. 168ff.; Guggisberg (wie Anm. 8), S. 111ff.; Plath: Der Fall Servet (wie Anm. 35), S. 192ff., bes. S. 196ff.

39 Guggisberg (wie Anm. 8), S. 75; 333.

40 Ebd., S. 219ff. und: Sebastian Castellio: Verteidigungsschrift vor dem Basler Rat gegen die Vorwürfe des Adam von Bodenstein am 24. November 1563 [...]. Eingeleitet, aus dem Lateinischen übersetzt und kommentiert von Uwe Plath, in: Das Manifest der Toleranz (wie Anm. 32), S. 209–219; 389ff.; besonders S. 217: „Es gibt auch weitere Vorwürfe, meine gnädigsten Herren, die Beza und Calvin gegen mich vorbringen [...]. Der eine ist, dass ich die Bibel durch den Einfluss und Anreiz des Teufels übersetzt habe.“

41 Hans R. Guggisberg: Castellio im Urteil seiner Nachwelt vom Späthumanismus bis zur Aufklärung, Basel/Stuttgart 1956, S. 24 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 57).



nannte Castellio „un instrument choisi de Satan, pour amuser tous esprits volages et indiscrets.“ Dieses Urteil hat nachhaltig auf die spätere Literatur, besonders des reformierten Protestantismus, gewirkt.⁴²

⁴² Ebd., S. 19ff. – Vgl. auch O. F. Fritzsche/Eb.Nestle, Artikel „Lateinische Bibelübersetzungen“, in: Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche 3³ (1897), S. 24– 58; besonders 53f.

Lob erhielt Castellio dagegen von dem Basler Drucker Pietro Perna, der den Nutzen der Bibel für den Religions- und Lateinunterricht hervorhob, als er die *Biblia Sacra* 1573 als prächtigen Folioband neu herausgab. Noch heute gilt sie als die schönste aller Bibelausgaben Castellios.⁴³ In der Einleitung veröffentlichte Perna zum ersten Mal die „Urteile berühmter Gelehrter über die Castellio-Bibeln“, die sich, wie wir sahen, auch in dem Lüneburger Exemplar befinden. Darin lobt z.B. Melanchthon die sprachlichen und stilistischen Fähigkeiten Castellios, ohne auf die Bibelübersetzung selbst einzugehen.⁴⁴

Besondere Erwähnung verdient der englische Theologe Christopher Carlile, der Castellios Schriften mit großem Gewinn las. Jedesmal wenn er den Reformator und Prinzenerzieher John Cheke besucht habe, so überlieferte er, habe dieser in der Castellio-Bibel gelesen und bekannt, aus dieser Lektüre lerne er mehr als aus allen Bibelkommentaren. Denn die Sprache sei leicht und verständlich, klar und angenehm und gebe die hebräische und griechische Sprache passend wider. Auch Martin Butzer, so werde berichtet, habe Castellios Frömmigkeit und Gelehrsamkeit und seine Bibelübersetzung gerühmt. Am Ende der von Perna gedruckten „Urteile“ stellt ein „quidam“ einige Lebensdaten Castellios vor und lobt die Übersetzung, die jedem Leser Gewinn bringe, „weil er die Bibel leicht verstehen und zugleich die lateinische Sprache lernen wird.“⁴⁵

- - -

Der Pietismus und die Aufklärung führten zu einer Wiederentdeckung Castellios, zu einer neuen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ihm und seinem Werk durch die Kirchenhistoriker Gottfried Arnold⁴⁶ und Johann Lorenz von Mosheim,⁴⁷ zugleich auch zu verschiedenen kritischen Neuausgaben seiner *Biblia Sacra*. Den Anstoß dazu gaben deutsche Schulmänner, welche die Bedeutung der lateinischen Bibel für den Religions- und Lateinunterricht erkannten.⁴⁸ In einem engen Zusammenhang damit steht auch das Exemplar in der Lüneburger Ratsbücherei.

Im Jahre 1695 veröffentlichte Gottfried Vockerodt, Rektor des Gymnasiums in Gotha, Castellios Neues Testament. In seinem Vorwort hob er die pädagogische Bedeutung des Basler Professors hervor und empfahl ihn Lehrern und Schülern für den Religions- und Lateinunterricht. Die Folge war, dass der Frankfurter Drucker

43 Guggisberg, Nachwelt (wie Anm. 41), S. 25ff. Eine Abbildung des Titelblatts bei Guggisberg (wie Anm. 8), Abb.3.

44 *Biblia Sacra* (1750), *Iudicia doctorum virorum* [...] (wie Anm. 5, ohne Paginierung): [...] *conspecta forma orationis tuae, semper te magnifici: est enim, ut scis, ingenii, prudentiae, iudicii et verae etiam virtutis index recta et elegans oratio.*“

45 *Biblia Sacra* (1750):“ *Ex litteris Christopherei Carleili Angli ad Castellionem*“ und als letztes Lob das des „Quidam“. Guggisberg, Nachwelt (wie Anm. 41), S. 28f.

46 Gottfried Arnold: *Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorien, vom Anfang des Neuen Testaments bis auf das Jahr 1688* [...], 3 Bde., Schaffhausen 1740–1742.

47 Johann Lorenz von Mosheim, *Anderweitiger Versuch einer vollständigen und unpartheyischen Ketzergeschichte*, Helmstedt 1748.

48 Vgl. zum Folgenden: Guggisberg, Nachwelt (wie Anm. 41), S. 158ff.

Thomas Fritsch zwei Jahre später eine neue Gesamtausgabe der Biblia Sacra wagte, der ersten seit der Basler Perna-Ausgabe von 1573.⁴⁹

Besondere Verdienste um eine Castello-Renaissance in Deutschland erwarb sich der Leipziger Theologe Christoph Wolle. In seiner Einleitung zu der vierbändigen Gesamtausgabe, die 1728 bei Samuel Benjamin Walther in Leipzig erschien, ging er ausführlich auf Castellios Lebensweg und seine Auseinandersetzung mit Calvin ein und lobte die „ciceronianische Reinheit“ seiner Sprache. Auch er empfahl die Biblia Sacra für den Schulgebrauch. Seinem Lob schloss sich der Mindener Schulrektor Johann Ludolph Bünemann an, als er 1734 einen erneuten Nachdruck der ganzen Castello-Bibel bei Walther einleitete.

Das erstaunliche Interesse an Castello und seiner Bibel, das die erwähnten Fakten belegen, bestätigt auch die Edition des Neuen Testaments durch den Göttinger Professor Johann Matthias Gesner 1747 in Gotha. Die Castello-Bibel bedürfe eigentlich keiner Vorrede, so schreibt er in seiner Einleitung; denn die verschiedenen Auflagen bewiesen, dass dieses Werk „viele Liebhaber gefunden und vermutlich auch inskünftige finden werde.“

Wie recht er mit dieser Aussage hatte, beweist ein Beitrag in dem „Hannoverschen Magazin“ von 1763 mit dem Titel „Nachlese zu Sebastian Castellions, Professors der griechischen Sprache zu Basel, Leben und Schriften.“⁵⁰ Der anonyme Verfasser gibt dabei gleichsam einen historischen Abriss über die Wiederentdeckung Castellios in Deutschland, wobei er die Verdienste Vockerodts, Bünemanns, Gesners und vor allem Wolles hervorhebt. Besonders diesem sei es zu verdanken, dass niemand mehr wage, „der castellionischen Übersetzung den besonderen Vorzug vor allen andern im mindesten streitig zu machen“, zumal die neuesten Auflagen „mit der größten Begierde allenthalben gesucht und gebraucht werden.“ Letzteres bestätigt der Gothaer Buchhändler Johann Andreas Reyher, der 1755 achthundert Exemplare der Gesner-Edition für den Schulgebrauch nach Rußland verkaufte. Die Sendung weiterer Exemplare wurde gewünscht. Sie verzögerte sich jedoch wegen der Kriegerunruhen.

In diese Zeit der Castello-Renaissance in Deutschland, die sich nicht nur auf die Bibeleditionen, sondern auf weitere Schriften des Basler Humanisten, besonders die *Dialogi Sacri* bezog, fällt auch der Druck der Biblia Sacra von 1750, die sich bis heute zusammen mit anderen Werken Castellios⁵¹ in der Lüneburger Ratsbücherei erhalten hat. Übrigens sollte 1778 bei Breitkopf in Leipzig ein weiterer, der letzte Nachdruck der Biblia Sacra erfolgen; und zwar durch Johann Gottlob Breitkopf, den Sohn des für die Edition von 1750 verantwortlichen Bernhard Christoph Breitkopf.⁵²

49 Das Titelblatt ist abgedruckt bei Guggisberg (wie Anm. 8), Abb.2.

50 Hannoversches Magazin, 1 (1763), Sp. 289–316.

51 Ich nenne nur die *Sibyllina oracula de Graeco in Latinum conversa* [...], Helmstedt 1673 (Sign.: GAa 34); *Sebastiani Castellionis scripta selecta et rarissima* [Dialogi III; Thomas de Kempis, *De imitativitate Christi*]. *Iuxta ex Aresdorfii 1578 primum ed., nunc denuo* [...] Frankfurt a. M. 1696 („ex officina Genschiana“), Sign.: Th 1009.

52 Über ihn: Wolfgang Schmieder: Art. Breitkopf, in: NDB 2 (1955; Nachdruck 1971), S. 578f.

Wir haben keinen Hinweis darauf, wie Castellios Biblia Sacra in die Lüneburger Ratsbücherei gelangte. Wir kennen nur den damaligen Besitzer, der sich auf dem Titelblatt wohl mit eigener Hand eingetragen hat: „J. H. L. Fr. Shecke in Lüneburg“, ein Mann, über den wir wenig wissen. In den Lüneburger Geschichtsbüchern wird er weder bei Reinecke⁵³ noch bei anderen erwähnt. Lediglich das Archiv der Superintendentur und das Lüneburger Adressbuch geben wenige Kenntnisse preis.

Die Familie Shecke scheint um 1860 nach Lüneburg gezogen zu sein, da sich dieser Name vorher weder in den Tauf-, Konfirmations-, Heirats- und Sterbebüchern der Lüneburg Superintendentur noch anderen Orts finden ließ. Seit 1860 erwähnt das Lüneburger Adressbuch einen Ludwig Shecke, Töpfergeselle, später Ofensetzer, wohnhaft Auf dem Wüstenorte 8⁵⁴, verheiratet mit Magdalene Elisabeth Shecke, geborene Lühr,⁵⁵ der 1884 im Alter von 61 Jahren starb.⁵⁶ Dies sind die Eltern von Friedrich Shecke, der zum ersten Mal im Lüneburger Adressbuch von 1869 als „Schreiber“, später als „Kanzleigehülfe“ und „Kanzlist“, wohnhaft „Auf dem Wüstenorte 8, aufgeführt wird⁵⁷ und der nachweisbar mit dem auf der Biblia Sacra Castellios genannten „J. H. L. Fr. Shecke“ identisch ist. Er wurde 1848 geboren, war verheiratet und starb am 26. Januar 1904 im Alter von 55 Jahren als „Kanzlist a. D.“⁵⁸

Auch über Friedrich Sheckes religiöses Denken und seine religiösen Verbindungen, die vielleicht Aufschluss darüber geben könnten, wie er in den Besitz der Castellio-Bibel gelangte, ist fast nichts bekannt. Ebenso wie seine Eltern gehörte er zur St. Johannisgemeinde und wurde von Pastor Emil Theodor Strasser beerdigt, der sich selbst, seit 1900 Senior des Geistlichen Ministeriums, als „orthodoxen“ Lutheraner bezeichnete und zugleich der Erweckungsbewegung und dem Missionsverein nahestand.⁵⁹

53 Wilhelm Reinecke: Geschichte der Stadt Lüneburg, 2 Bde., Lüneburg 1933 (Nachdruck: Lüneburg 1977).

54 Adreß- und Handbuch der Stadt Lüneburg, 1860, S. 62 und 112; ebenfalls in den folgenden Jahren.

55 Ebd., 1885, S. 157 spricht zum ersten Mal von „Shecke, Wwe., Auf dem Wüstenorte 8.“ Sie ist wohl identisch mit Shecke, Magdalene Elisabeth, geb. Lühr, die am 9. April 1904 im Alter von 84 Jahren starb und von Pastor Strasser beerdigt wurde. (Lüneburg, Superintendentur [Ephoralarchiv], Verzeichnis der Gestorbenen St. Johannis [1895–1903], fol. 176, Nr.50).

56 Ebd., Verzeichnis der Begrabenen St. Johannis vom 1. Jan. 1884 – 31. Dez. 1894, fol. 21, Nr.125: „Shecke, Heinrich Wilhelm Ludwig, Ehemann und Ofensetzer zu Lüneburg“, gest. 7. Okt. 1884 „im Alter von 61 Jahren, 6 Mon.“

57 Adreß- und Handbuch (wie Anm. 54), S. 71; er wird auch in den folgenden Jahren erwähnt.

58 Lüneburg, Superintendentur (Ephoralarchiv), Verzeichnis der Begrabenen in der Parochie Lüneburg (St. Johannis-Kirche) für die Zeit vom 1. Jan. bzw. 23. Aug. 1903 bis 9. Juni 1909, S. 26, Nr. 33: „Shecke, Jürgen Friedrich Heinrich Ludwig, Kanzlist a. D.“, gestorben 26. Januar 1904 (im Alter von „55 Jahren, 1 Monat und 6 Tagen“), beerdigt durch Pastor Strasser, 29.1. 1904. – Das Adress- und Handbuch (wie Anm. 54) nennt seit 1905, S. 183 und 316: „Shecke, Dor. Wwe., Wüstenort 8“, wohl die Ehefrau Friedrich Sheckes.

59 Zu Strasser vgl. Uwe Plath: „Ein Stück Lüneburger Kirchengeschichte“ – erlebt und beschrieben von Emil Theodor Strasser, Pastor an St. Johannis (1855–1928), in: Lüneburger Blätter 31 (2004), S. 97–204.

HARRY DÖRR

Hermann Calmsohn 1817–1888 Lehrer der jüdischen Gemeinde Lüneburg

Einleitung

„Schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts waren in der Altstadt unter dem Kalkberge Juden ansässig ... Die Straße ‚Auf der Altstadt‘ hieß in dem Bereich zwischen Salzstraße und Neuer Straße bereits 1288 ... ‚Judenstraße‘.“¹

Die jüdische Gemeinschaft ist in den Verfolgungen, veranlasst durch die Verbreitung der Pest, 1350 vernichtet worden. Der Besitz der Juden wurde geplündert. In den folgenden 300 Jahren gab es keine dauerhafte Ansiedlung von Juden.

1680 erhielt Jacob Behrens, Sohn des hannoverschen Hof- und Schutzjuden Leffmann Behrens, die Erlaubnis, in Lüneburg zu wohnen. Die Zahl der ansässigen Juden wuchs nur langsam. 1713 gab es offiziell zwei Schutzjudenfamilien, 1768 bestand die jüdische Gemeinschaft aus 31 Personen.

Dass sich die wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage der Lüneburger Juden verbesserte, zeigt sich an den ersten Hauskäufen. Das Haus, in dem die Eltern Heinrich Heines einige Jahre wohnten, gehörte dem jüdischen Bankier Wolff Abraham Ahrons.

Die jüdische Gemeinde zeigte auch ein Interesse an der Verbesserung ihrer rechtlichen und politischen Stellung. 1832 schrieb sie mit 25 anderen Gemeinden an die Ständeversammlung in Hannover und erläuterte ihre „dringenden Wünsche für unsere gerechten Forderungen“.

Als Hermann Calmsohn 1838 seine Arbeit als Lehrer der Gemeinde begann, bestand diese aus etwa 50 Personen.

Kindheit, Jugend, Ausbildung

Hermann Calmsohn wurde am 4. 5. 1817 in Salzhemmendorf, etwa 25 Kilometer von Hameln entfernt, geboren. Die jüdische Gemeinde am Ort hatte in 19. Jahrhundert etwa fünf Familien. In den Akten des Ortes taucht der Name Calmsohn einige Male auf. Der Vater Calmsohn wollte 1828 einen Lehrer engagieren und sollte in der Gemeinde die Geburts- und Sterbelisten führen.²

1 Rainer Sabelleck, Lüneburg, in: Herbert Obenaus (Hg.): Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen, 2005 Göttingen, Band II, S. 1008

2 Bernhard Gelderblom, Salzhemmendorf, in: Herbert Obenaus (wie Anmerk. 1), S. 1336–1344

Der junge Hermann bekam einen Freiplatz in der Davidssohnschen Schulstiftung in Hannover.

Gemäß der Stifterabsicht sollten in dieser Schule acht jüdische Knaben unbemittelter Eltern freien Unterricht erhalten. Zwei Taler waren monatlich von den Eltern zu bezahlen, damit die Schüler saubere Kleider hatten. Als Bedingungen zur Aufnahme galten: Unbescholtener Ruf der Eltern, Alter von acht Jahren, fertiges Lesen in Hebräisch und Deutsch, einige Kenntnisse im Schreiben.

Der Unterricht fand in zwei Klassen statt. In der ersten Klasse gab es: Systematische Religion, die fünf Bücher Mose, Sprüche Salomos, hebräische Grammatik, deutsche Sprache mit Stilübungen, französische und englische Sprache, Geschichte, Geographie, israelitische Geschichte, Naturgeschichte, Rechnen, hebräisches und deutsches Schreiben, Zeichnen und Gesang.

In der zweiten Klasse: Biblische Geschichte, Übersetzen der Gebete und leichteren Propheten, Lese- und Deklamationsübungen.

Zwischen 1835 und 1852 wurden von dieser Schule 39 Schüler entlassen. Davon wurden 10 Handwerker, 16 Kaufmänner, 8 Lehrer, fünf Jungen sind verstorben.³

Die kleinen jüdischen Gemeinden, die sich keine eigenen Religionsschulen leisten konnten, suchten häufig für die ihre Kinder Religionslehrer. Der 15-jährige Calmsohn wurde in Schnackenburg an der Elbe Hauslehrer. Im Rückblick auf diese Tätigkeit schreibt er 1842:

„Sechs Jahre verlebte ich dort in glücklichen Verhältnissen und die Beweise freundlichen Andenkens, welche von dorthier sowohl meine früheren Schüler als ihre Eltern mir noch jetzt zu Teil werden lassen, erzeugen in mir die Hoffnung, dass meine dortige Tätigkeit nicht ohne heilbringenden Erfolg geblieben ist.“⁴

Lehrer in Lüneburg, 1838–1856

1838 begann er seine Arbeit in Lüneburg. 21 Jahre alt war er. Nur wenige Kinder hatte er zu unterrichten. Eine Statistik von 1844 sagt: Die Gemeinde bestand aus acht Familien, 28 männliche und 15 weibliche Mitglieder, sechs schulpflichtige Kinder.

Im Königreich Hannover gab es seit 1831 die Schulpflicht für jüdische Knaben und Mädchen.

Die Bestimmungen regeln: Knaben vom 5. bis zum 14., Mädchen vom 6. bis zum 13. Lebensjahr; die Unterrichtsgegenstände in der ersten Klasse: Lesen der hebräischen Schrift; kleine Gebete und biblische Erzählung; Anleitung zum Schreiben. In der zweiten Klasse für Knaben: Die 5 Bücher Mose mit einer wörtlichen Übersetzung und möglicher Rücksicht auf grammatikalische Grundsätze und einer dem kindlichen Gemüt zugänglichen Darstellung des Inhalts; Religion und Sittenlehre; Biblische Geschichte; deutsche Übersetzung der Gebete; erste Elemente der hebräischen Sprache; Übungen im Schreiben.

3 Allgemeine Zeitung des Judentums (im Folgenden: AZJ) 1852, Heft 36, S. 431; im Internet: www.compactmemory.de

4 Stadtarchiv Lüneburg (im Folgenden: SAL) J 1, 15

Für die Mädchen der zweiten Klasse: Religion und Sittenlehre; Biblische Geschichte; deutsche Übersetzung der Gebete; Übungen im Schreiben.

Für die Lehrer wird gefordert: Er muss Zeugnisse über seinen früheren unbescholtenen Lebenswandel herbeibringen; sofern er Ausländer ist, braucht er die erforderliche Genehmigung der hohen Königlichen Landdrostei; seine Tüchtigkeit muss mittelst einer Prüfung des Landrabbiners nachgewiesen sein.

Der Unterricht soll in deutscher Sprache geschehen. Wenn sich der Unterricht allein auf Religion beschränkt, soll der Lehrer täglich, mit Ausnahme der Sams- und Festtage, drei Stunden unterrichten. Wenn neben der Religion noch gemeinnützige Kenntnisse vermittelt werden, muss der Unterricht mindestens sechs Stunden betragen. Müssen die jüdischen Kinder am gemeinnützigen Unterricht in den christlichen Schulen teilnehmen, ist darauf zu achten, dass der Religionsunterricht nicht mit dem christlichen Ortsschule kollidiert.

Während der Unterrichtszeit soll sich der Lehrer jeder Nebenbeschäftigung, z. B. des Essens, Tabakrauchens, der Ausübung jeder anderen Funktion, vor allem des Schächtens des Schlachtviehs, enthalten. Der Lehrer darf die Schulkinder nicht zu fremdartigen Geschäften gebrauchen; er soll für die Absonderung der Anfänger von den Geübteren und bei einer größeren Anzahl von Kindern für Absonderung der Knaben von den Mädchen sorgen.

Zur Unterhaltung des Lehrers muss jedes Mitglied des jüdischen Schulbezirks beitragen, auch die Personen, die einen eigenen Hauslehrer halten; die Funktion des Schächters soll wo möglich vom Lehramt getrennt sein; es soll versucht werden, die Naturalspeisung des Lehrers durch Reihe-Tische (Essen bei Gemeindefamilien) vermöge einer Entschädigung abzustellen. Der Lehrer kann nicht willkürlich entlassen werden.⁵

1842 trat das „Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Juden“ landesweit in Kraft; darin war auch das Schulwesen geregelt. Sechs Jahre später schrieb Calmsohn seine Erfahrungen und seine Vorstellungen nieder: „Das Dienstverhältnis der israelitischen Lehrer im Königreich Hannover, wie es ist und wie es sein sollte ... Vor der ersten Organisation des jüdischen Schulwesens im Königreich Hannover ... war das Dienstverhältnis des israelitischen Lehrers zu seiner Gemeinde kein anderes als das gewöhnliche zwischen Domestiken und Herrschaften, ja in gewisser Hinsicht noch nicht einmal diesem gleich zu stellen, wovon die nächste Ursache in der desorganisierten Verfassung der Gemeinden als auch besonders in ihrem und ihrer Lehrer niedrigem Bildungsgrade zu suchen sein möchte. Jedermann, der zu einem anderen Gewerbe nicht mehr tauglich war, meistens polnische Juden erlernten die ritualen Vorschriften des Schächtens (Töten des Schlachtviehs), reiste hierauf lange umher, bis sich eine Gemeinde fand, die eines Schächters bedurfte, von welcher er alsdann angenommen wurde und nebenbei als Vorbeter fungierte...Zugleich benutzte man ihn auch wohl zu Nebenbeschäftigungen.. zu dem Dienste eines Küsters...In der Regel,

⁵ Bestimmungen wegen des jüdischen Schulwesens im Bezirke des Land-Rabbiners zu Hannover 1831, in: SAL, J 1,15

bei der ersten Entzweigung hierüber, die selten lange ausblieb, kündigten sich die Parteien... Wo sich mal ein besser gebildeter Lehrer fand, da durfte man sicher annehmen, dass derselbe die erste günstige Gelegenheit ergreifen würde, um jenem Leben des Elends den Rücken zu kehren.“⁶

Die Regelungen von 1842 begrüßt der Lehrer als Fortschritt, ist aber skeptisch, was seine Auswirkungen angeht. Er vermutet, dass die Lehrer weiterhin als Dienstboten gelten und unter den Handelsleuten stehen. Kritisch merkt er an, dass sie in den Gemeindeversammlungen beurteilt werden und sich dazu nicht äußern dürfen. Es sei an der Zeit, der Stellung des Lehrers die gebührende Würde und Achtung zu verleihen. „Es ist nichts Ungewöhnliches, dass man den Schächter abends um 10, 11 und 12 Uhr in Anspruch nimmt und den Menaker (Ausschneiden der Blutadern) schon vor Tagesanbruch.“ Calmsohn stellt die Frage nach den Voraussetzungen für eine Verbesserung der Gesamtsituation. Neben der Notwendigkeit seminaristischer Lehrerbildung nach dem Vorbild „des Lehrwesens bei den christlichen Kirchengemeinden“ befürwortet er eine viel stärkere Einflussnahme auf das jüdische Schulwesen als bisher: ... es müsse auf gesetzliche Grundlagen gestellt werden.

Er fordert eine präzise Dienstinstruktion, durch die Lehrer und Gemeinde in ihren jeweiligen Pflichten und Rechten gebunden wären. Die Dienstinstruktion müsse Bestimmungen enthalten für das Dienstverhältnis als Lehrer: Die Lehrgegenstände, die Unterrichtsstunden, die Unterrichtszeiten, die Inspektion der Schule, die Prüfung der Schüler, die Ferien, Höhe und Formen der Vergütung, Umfang der Pflichten als Vorbeter, Amtskleidung, die zu singenden Melodien, Vertretungsdienste u. a.

Bei Dienstantritt war ein jährliches Gehalt von 138 Mark vereinbart worden. Außerdem sollten ihm die Eltern der den Religionsunterricht erhaltenden Kinder „nach den Umständen“ eine Art Schulgeld entrichten. Zu diesen Kosten trugen 1851 neun Mitglieder bei, die sich über die Höhe der Beiträge geeinigt hatten.⁷

Die Arbeit des Lehrers wurde kontrolliert. Der Landrabbiner aus Hannover, der Lüneburger Gemeindevorstand, der Lüneburger Magistrat und die Landdrostei kümmerten sich um den gesetzkonformen Dienst. In den Protokollen der entsprechenden Sitzungen ist nichts Negatives zu lesen. Im Gegenteil. In einem Protokoll von 1846 ist vermerkt: „Nachdem der Landrabbiner den Zweck der Inspektionsreise auseinandergesetzt, erklärte er der Versammlung, wie das Resultat der Schulprüfung sehr erfreulich gewesen und deshalb eine fortgesetzte warme Teilnahme der Gemeinde an dem Religionsunterricht nur erwünscht sein könne.“⁸

Calmsohns Stellungnahmen zu den Gesetzen von 1831 und 1842 lassen seinen Wunsch erkennen, die Qualität der Schule und des Bildungsstandes der jüdischen Gemeindeglieder zu verbessern. Das beweisen zwei Vorhaben, denen er sich engagiert angenommen hat.

6 Wolfgang Marienfeld, Jüdische Lehrerbildung in Hannover 1848–1923, in: Hannoversche Geschichtsblätter NF 36, 1982, S. 61–63

7 SAL, J 1,15

8 SAL, J 1,8

1. Im Jahre 1846 hat er in Lüneburg die „Konferenz der jüdischen Lehrer im Fürstentum Lüneburg“ gegründet. Bis 1849 war er erster Vorsitzender dieser Konferenz. Auf der Gründungsversammlung wurde zu einem der Lehrerprobleme gesagt: „Die Lehrer nehmen ... kleinere Stellen nur sehr ungern und nur auf kurze Zeit an; selbst in den bedeutendsten Stellen bleiben sie nur so lange, als sich ihnen keine andere Aussicht anbietet, und greifen gerne zum Handel oder zu einem anderen Gewerbe, um sich eine bessere Aussicht für die Zukunft zu erwerben. Hierdurch entsteht... ein sehr häufiger Wechsel der Lehrer, was auf den Unterricht ... sehr nachteilig wirkt.“⁹

2. In seinem zweiten Vorhaben vereinigte er den Wunsch nach Bildung für die jüdischen Gemeindeglieder mit dem Interesse, mit Christen in ein Gespräch auf Augenhöhe einzutreten. Er „gründete“ 1842 einen „Leseverein.“ In der AZJ (s. Anm. 3) vom 17. 9. 1842 schreibt er dazu: „Es ist ein erfreuliches Gefühl für den geistig höherstehenden Israeliten, überall das rege Leben in Israel wahrzunehmen, wie jeder Einzelne sich berufen fühlt, die Krisis des Augenblicks einem glücklichen Ziele mit näher zu führen ... Freudig wurden daher die Worte des Herrn Dr. Steinheim in Altona und des Oberrabbiners Kahn aus Trier hier aufgenommen, die mit Recht auf den Übelstand hinwiesen, dass die besten Schriften der Juden von den Christen ungelesen bleiben. Schon längst keimte der Plan, die angeregten Schriften unter Christen zu verbreiten ... Wenn auch unsere Stadt nur wenige israelitische Familien zählt, so ist das Bedürfnis zur Realisierung jenes Zweckes so dringend gefühlt worden, dass wir mit unseren geringen Mitteln dennoch nicht länger anstehen konnten, die Ausführung zu verwirklichen. Es hat sich demzufolge ein Verein unter den hiesigen Israeliten gebildet, welcher mit den Lesebeamten der hiesigen Klubs Rücksprache genommen, populäre Schriften im Lesezimmer niederlegen zu dürfen und ist... mit der AZJ dieses Jahres der Anfang gemacht.

Damit aber auch die gelehrten Schriften einen angemessenen Kreis von Lesern finden, ist vom Vorsteher des Vereins folgendes Circularschreiben erlassen: Die Richtung, welche die Bekenner des alten Bundes seit einigen Dezennien genommen, sowohl in materieller wie in spiritueller Hinsicht, haben denselben den Vorteil gewährt, dass unter den israelitischen Theologen und Juristen sich Männer erhoben, die mit Wärme, Gewandtheit und großer Gelehrsamkeit das Interesse der Juden in religiöser und bürgerlicher Hinsicht vertreten.

Es sind daher Israeliten zusammengetreten, welche, aber nur in der Absicht, um Irrtümer über Juden und Judentum zu beleuchten, sich bemühen, diesen Zweig der Literatur zu verbreiten, ohne dass jedoch den Lesern die mindesten Kosten dadurch verursacht werden. Demzufolge erlaube ich mir, in dem intelligenten Publikum unserer Stadt von Zeit zu Zeit Schriften dieser Art cirkulieren zu lassen. Zuvor aber bitte ich, durch Unterschrift die Einwilligung als Mitleser bekunden zu wollen. Hermann Calmsohn ... Demselben sind viele Juristen, Theologen und Philologen beigetreten. Auch hier ist ebenfalls mit Frankels bekannter Abhandlung über den Judeneid und

⁹ Wolfgang Marienfeld (wie A. 6), S. 63, A. 24

Geigers neuestem Gutachten über die Militärpflichtigkeit der Juden begonnen ... Alles Gediegene, Israeliten betreffend, was die deutsche Presse veröffentlicht, wird von dem Verein zu diesem Zwecke besorgt... Es ereignet sich oft, besonders bei Gesetzesrevisionen über Juden, dass die Beamten der Königlichen Ämter auf dem platten Lande Berichte und gemachte Erfahrungen über Juden der Regierung einsenden müssen, und wie wird das Urteil eines solchen Herrn anders sein, da ihm die jüdische Bevölkerung und ihr Streben nicht weiter bekannt ist, als nach dem, was ihn vielleicht zufällig, in amtlicher Hinsicht, mit einem jüdischen Hausierer seines Amtskreises zusammengeführt hat ? ... Es heißt bei Übertretungen niemals: N.N. ist schuldig; sondern der Jude. Der moralische Vorteil, welcher sich überall und bei jeder Gelegenheit kund gibt, wenn Christen Gelegenheit gegeben wird, sich über Juden gehörig zu unterrichten, sollte billig jede israelische Gemeinde ermuntern zur Bildung eines Vereins ... Calmsohn Hermann.“

Im 19. Jahrhundert, dessen Zeitzeuge er ist, hatte die jüdische Aufklärung (Haskala) erstmals „grundsätzliche Kritik am Zustand des jüdischen Bildungswesens allgemein und an der Qualifikation der Lehrkräfte insbesondere“ formuliert.¹⁰ Im Königreich Hannover hatte sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kaum Wirkungen gezeigt und eine intensive Diskussion um die Integration der Juden entwickelte sich nur mühsam. Calmsohn nahm die Anregungen auf und versuchte sie umzusetzen.

Was den Religionsunterricht angeht, geben die erhaltenen Dokumente keine Hinweise auf Kontroversen in Familien und Gemeinde. Wohl aber im Magistrat der Stadt. Anlass ist der Judeneid.

Der Judeneid

„Von der christlichen Umwelt wurden Vorwürfe und Anschuldigungen erhoben, nach denen Juden sich von einem geleisteten Eid nachträglich lösen könnten bzw. dass der gegenüber einem Andersgläubigen vollzogene Eid keine Gültigkeit besitze. Um der Gefahr des ‚Meineids‘ zu begegnen, wurden demütigende und entehrende Zeremonien mit langen und schweren Selbstverfluchungsformeln erdacht: Der Schwörende musste z. B. mit einem Dornenkranz ins Wasser steigen, dreimal auf sein Glied spucken und schwören, nicht die Unwahrheit zu sagen.

Andere Zeremonien sollten Juden religiös verletzen; so zielte die Vorschrift, beim Vollzug des Eids barfuß auf einer blutigen Schweinhaut stehen zu müssen, auf das jüdische Tabu des Schweinefleisch- und Blutgenusses. Die Diskussion über die Abschaffung des Judeneids im 18. und 19. Jahrhundert, die eine umfangreiche Literatur hervorbrachte, war Bestandteil der aufgeklärten Diskussion über die Emanzipation der Juden. Die formelle Aufhebung des Judeneids in den deutschen Ländern vollzog sich zwischen 1813 (Baden) und 1869 (Preußen).“¹¹

¹⁰ Andreas Brämer, Schule, Schlachthaus, Synagoge. Zur Situation jüdischer Lehrer in Hannover vor und nach der preußischen Annexion, in: Werner Meiners (Hg.), Juden in Niedersachsen auf dem Weg in die bürgerliche Gesellschaft. Göttingen 2014

¹¹ Julius H. Schoeps (Hg.), Neues Lexikon des Judentums, Gütersloh 2000, S. 422

Zu den Aufgaben des Lehrers Calmsohn gehörte die Mitwirkung bei Vereidigungen der jüdischen Bürger. Zu zwei Problemen sind Dokumente erhalten: 1. Das grundsätzliche Problem und 2. Die Bezahlung der Mitarbeit.

Das Grundsatzproblem

Calmsohn hatte sich geweigert, im Rahmen einer Eheschließung das erforderliche „Ja“ zu sprechen. Die Begründung lieferte er in einem Schreiben vom 6. Juli 1845.¹² Die ganze Durchführung verletze tief sein religiöses Gefühl. Deshalb könne er gegen sein Gewissen kein „Ja“ aussprechen. „... ist das Erfassen eines heiligen Gegenstandes auch ein löblicher Gebrauch, so ist es aber nach jüdischer Religionslehre keineswegs eine Erfordernis, nur einem Eide verbindliche Kraft zu geben, denn der Jude schwört nur bei Gott, aber nicht bei toten Buchstaben. Würde daher die Frage noch in diesem Sinn gestellt sein, so würde ich ohne Scheu das gewünschte „Ja“ sprechen, so aber kann ich, so schmerzlich es mir auch ist, ein Opponent des Gesetzes zu sein müssen, nicht gegen mein Gewissen handeln.“ Der Hinweis, dass in anderen deutschen Staaten andere Formulierungen die Gewissenhaftigkeit der Juden beim Schwören nur bestätigen, bringt ihn zu einem Vorschlag für die Hannoverschen Behörden, eine weniger verletzende Form zu finden: ... ob ihr diese Tora (fünf Bücher Mose, Grundlage des jüdischen Glaubens) für heilig haltet und in euch solche religiösen Gefühle vermerkt, dass ihr einen Eid, den ihr bei Erfassung desselben zu Gott schwört, auch für verbindlich haltet, sei als Jude oder Nichtjude ...“

Am Schluss seines Schreibens an das Niedergericht nennt er seine Absicht, das Königliche Justizministerium anzurufen, wenn Lüneburg seinem Vorschlag nicht zustimmen könne.

Seine Weigerung, sein Brief und mögliche Folgen haben dem Lehrer wohl unruhige Stunden beschert. Einen Tag später schreibt er wieder an das Niedergericht und bittet, sein Schreiben über den Magistrat an das Königliche Justizministerium zu leiten. Er ergänzt seinen Inhalt durch die Bitte, vom Landesrabbiner in Emden ein Gutachten einzuholen. Zwei Monate später löst er das Problem für sich. Er fügt sich der geltenden Ordnung und ist bereit, bei „Judeneidesfällen Assistenz zu leisten“.

Die Vergütung der Mitarbeit bei den Eidesleistungen ist das andere Problem Calmsohns.

1843 schrieb er an das Niedergericht: „Die Einforderung der Kosten bei jüdischen Eidesleistungen, wenn solche nicht Criminalfälle betrafen, waren stets für mich mit Unannehmlichkeiten verknüpft, den Schwörenden gütigst von Seiten des Niedergerichts die Kosten für meine Assistenz abfordern zu lassen. Ich erlaube mir gehorsamst zu bemerken, dass mir bei jüngster Eidesleistung 3 Reichstaler zuerkannt worden sind. Um die Erfüllung meines Wunsches bittend empfehle ich mich ...“¹³ Das Niedergericht kam dem Wunsch nach und zahlte die 3 Taler. In der Folgezeit gibt es ein

¹² SAL, J 1, 15

¹³ SAL, J 1, 20

ständiges Hin und Her. Calmsohn beschwert sich, sein Geld nicht zu erhalten. Das Gericht zahlt und der Lehrer bemängelt, zu wenig bekommen zu haben.

Der Lüneburger Magistrat erkundigt sich dann bei der Landdrostei nach der Sachlage, um dem Lehrer eine hieb- und stichfeste Antwort geben zu können. Der Magistrat schreibt: „... Nach dem Gesetz über die Eidesleistungen der Juden vom 24.2.1845, § 9, erfordert die Eidesleistung eines Juden jedenfalls die Gegenwart eines im Königreich angestellten Rabbiners oder gutachtlich zugelassenen Religionslehrers.“ Da der Magistrat aber keine Unterlagen für die Bezahlung des Lehrers hatte, brauchte er die Entscheidung der Landdrostei. Die Bestimmung, dass der Landrabbiner 2 Mark bekam, kannte er. „Hierauf haben wir geglaubt, dass für einen jüdischen Lehrer 1 Mark Courant für jede Eidesleistung genügen muss; und zwar um so mehr, als der christliche Prediger im Gericht nur 1 Mark erhält.“¹⁴ Die Landdrostei leitet das Problem dem Innenministerium weiter. Das entscheidet, dass kein Grund für eine Festlegung bestehe und schiebt die Angelegenheit dem Magistrat zurück. Am 2. 10. 1847 entscheidet der Lüneburger Magistrat: Es bleibt bei 1 Taler Vergütung. Eine Erhöhung findet nicht statt.

Büroarbeit

Die jüdische Gemeinde musste Geburts-, Trau, Steuer- und Sterberegister führen. Das war die Aufgabe des Lehrers. Im Stadtarchiv Lüneburg liegen Listen der Jahre 1844 – 1874. Am 3. Juni 1844 bestätigte der Lehrer, dass ihm die Listen und Formulare ausgehändigt wurden. Da er die Vorschriften kennt, schreibt er an das Niedergericht: „Zufolge der Ministerial-Bekanntmachung von 1843... sind dem Unterzeichneten die Listen provisorisch ausgehändigt, aber von Seiten der Behörde noch kein Listenführer ernannt.“¹⁵ Entdeckt Calmsohn eine Lücke in den Anordnungen, bittet er unverzüglich um die Schließung derselben: „Laut Anlage A ist des Julius Lippmann Ehefrau von einem toten Knaben entbunden; auf eine Anfrage des Unterzeichneten an den Vater des totgeborenen Kindes, ob dasselbe auch beerdigt sei, ist laut Anlage B Zweifel entstanden, ob dasselbe gar nötig ist, nur zu registrieren. Es ist mir freilich notarisch bekannt, dass Totgeborene in christlichen Kirchenbüchern eingezeichnet sind. Das Gesetz vom 3. November 1843 über die Führung der jüdischen Geburts- und Sterbelisten erwähnt dafür Fälle aber nicht ... gehorsamst ersuche ich daher wohllobliches Niedergericht, von Seiten des Ministeriums des Innern eine Instruction zu erwirken, ob besagter Fall in die Liste überhaupt einzutragen ist ...“¹⁶

Dem ordnungsliebenden Lehrer war die Arbeit des Listenführers ohne das offizielle Ja der Behörde ein Dorn im Auge. Er bittet den Magistrat, ihn von diesen Pflichten zu entbinden. Dies wird abgelehnt. Zwei Jahre später wird er als Listenführer vereidigt. Bei der Vereidigung waren der Religionslehrer Israel Löwenthal aus Dannenberg und die Lehrer Moses Landsberg aus Winsen und Jaques Fleischhauer aus Bleckede

¹⁴ SAL, J 1, 20

¹⁵ SAL, J 1, 18 b

¹⁶ SAL, J 1, 18 b

anwesend. „... Nachdem zuvörderst die in den Paragraphen 4 und 5 vorgeschriebenen Förmlichkeiten von dem Religionslehrer Calmsohn beobachtet waren und derselbe sich unter Anlegung der Gesetzesriemen und Umhängung des Gebetsmantels zu Ableistung folgenden Eides:

„Ich schwöre und verspreche, dass ich die Geburts-, Trauungs- und Sterbelisten der hiesigen Synagogengemeinde mit der möglichsten Sorgfalt und Genauigkeit führen werde... ich kann versichern, diese Listen, solange dieselben bisher von mir geführt worden sind, vollkommen richtig sind „ bereit erklärt ... der Religionslehrer Löwenthal aus Dannenberg einen Vortrag über die Wichtigkeit des Eides gehalten ... unter Beobachtung der sämtlichen Förmlichkeiten der Paragraphen 8–10, 12, 13 – vorgeschrieben ist nur Paragraph 15 – der obige Eid von dem Religionslehrer Hermann Calmsohn abgeleistet...“¹⁷

Ein Beispiel für die Probleme mit den Trauungslisten: „ Der hiesige Kaufmann Bernhard Behrens hat mit angezeigt, dass er am 20. Mai dieses Jahres mit Recha, genannt Emma, geborene Warburg, in Hamburg von dem Oberrabbiner Stern nach jüdischen Ritus getraut worden sei. Trotz dieser Anzeige ist es mir gesetzlich nicht gestattet, diesen Fall in die Trauungsliste der hiesigen Synagogengemeinde einzutragen, weil das Zeugnis desjenigen, der die Trauung verrichtet hat, laut §13 des Gesetzes vom 4. 11. 1843 nicht beigebracht ist, und das betreffende Ehepaar sich auch außerstande sieht, dies Zeugnis herbeizuschaffen, weil der jüdische Geistliche in Hamburg die Ausstellung desselben verweigert, dass er nach der bei der israelitischen Gemeinde in Hamburg üblichen Einrichtung zur Ausstellung dieses Zeugnisses nicht befugt sei, sondern man sich deshalb an den Sekretär der Gemeinde zu wenden habe, der für solchen Fall einen Auszug aus dem, von diesem geführten, Zivilregister der israelitischen Gemeinde ausgefertigt. Alle deshalb geschehenen Schritte sind erfolglos geblieben, mir scheint es aber dringend erforderlich, dass dieser Fall eingetragen wird, da sonst die Nachweisung einer legalen Ehe fehlt und hindernd bei eintretenden Geburten und für sonstige unvorhergesehene Fälle, die nachteiligsten Konsequenzen gezogen werden können.

Darauf ergeht mein gehorsamstes Gesuch dahin: wohlloblicher Magistrat wolle mir einen Weg angeben, wie die angezeigte Trauung des Kaufmanns Bernhard Behrens mit Recha, genannt Emma, geborene Warburg, legal einzutragen ist. Dem Bescheid entgegensehend ... gehorsamst der Lehrer H. Calmsohn als Listenführer“.¹⁸

Drei Tage später antwortete der Magistrat : Die Eintragung in Lüneburg könne erfolgen, wenn das Zeugnis der im Ausland zuständigen Person vorliege.

Ende der Lehrertätigkeit

Am 4. 3. 1856 kündigt der Lehrer seine Stellung bei der Gemeinde. Aus gesundheitlichen Gründen. Vermutlich war es ein Lungenleiden. „Das häufige Sprechen verursacht Schmerzen in der Brust“, steht in einem seiner Briefe. Nebeneinander laufen

¹⁷ SAL, J 1, 18 b

¹⁸ SAL, J 1, 18 b

nun die Verhandlungen um eine gesetzeskonforme Beendigung des Dienstes, um einen Nachfolger als Lehrer und um die Ermäßigung des von Calmsohn zu zahlenden Synagogen- und Schulgeldes.

Nachdem die Landdrostei von der Entlassungsbitte des Lehrers erfahren hatte, wandte sie sich an den Magistrat und bat um einen Bericht über die Gründe des Ausscheidens. Die Antwort des Magistrats: 1. Calmsohn beabsichtigt in Folge geschwächter Gesundheit die Lehrerstelle niederzulegen. 2. Da Calmsohn um seine Entlassung nachsucht, die Gemeinde ihm diese gestatten will, ein neuer Lehrer ohne Frage gefunden werden kann, können wir die Entlassung genehmigen. Am 1. 8. 1856 hatte der Lehrer dem Magistrat mitgeteilt: Der Grund für die Beendigung des Lehramtes ist eine „Schwächung meiner Brustorgane“. Er bittet um den möglichst niedrigsten Maßstab bei der zu entrichtenden Kultussteuer und weist darauf hin, dass er 25 Jahre lang Lehrer war und in dieser Zeit im Dienste der Schule seine Gesundheit verloren habe. Um über die erbetene Ermäßigung der Kultussteuer entscheiden zu können, bittet die Landdrostei den Magistrat um eine Stellungnahme.

In der Antwort des Magistrats werden erwähnt: Die 18 Jahre, die Calmsohn in der Gemeinde als Vorsänger und Lehrer gearbeitet hat; seine Bewerbung 1842 um Wohnrecht in der Stadt; die 3000 Mark, die er als Sicherheit beisteuern kann; das Wohnrecht wurde ihm 1843, das Bürgerecht 1855 erteilt, weil er und seine Frau ein Putzgeschäft aufnehmen wollen. Der Magistrat hat keine Zweifel an der geäußerten Krankheit; „Die Synagogenlasten sind für die hiesigen Israeliten sehr bedeutend; sie kommen Landessteuern gleich ... dem Bittsteller ist es daher nicht zu verdenken, wenn er sie abzuschütteln versucht. Aber auf der anderen Seite ist ebenso billig, für eine Erleichterung der übrigen Gemeindemitglieder durch Verringerung der nachgesuchten Befreiung zu sorgen ... Bisher hat der Bittsteller als Lehrer (und Vorsänger) nur Einnahmen von nicht 150 Mark gehabt ... er hat daneben die Zinsen seines und des Vermögens seiner Frau eingenommen; et hat endlich durch Privatunterricht, im Rechnen namentlich, verdient... an die Stelle der Lehreralimente wird der Erwerb aus dem Putzgeschäft treten.“¹⁹ Da der Magistrat aber den Erfolg des Putzgeschäftes nicht vorhersagen konnte, wollte er, zur eigenen Sicherheit, noch eine Stellungnahme der Gemeinde erbitten. Die fiel, weil sie dem Lehrer eine zufriedenstellende Amtsführung bestätigte, positiv für Calmsohn aus. Die Landdrostei teilte ihm mit, dass er mit einer „Beihülfe zur Tragung der Synagogen- und Schullasten“ rechnen könne.

Die jüdische Gemeinde teilte dem Magistrat mit, dass sie den Herrn M. S. Warenheim, bisher Lehrer in Bad Pyrmont, als Lehrer anstellen wolle. Sie fügte ein Zeugnis der Bad Pyrmontener Gemeinde bei: „Dem Herrn M. S. Warenheim, geboren in Hildesheim, wird hiermit bescheinigt, dass derselbe seit Ostern 1853 in hiesiger Gemeinde als Religions- und Elementarlehrer fungiert und während dieser Zeit in Schule und Synagoge gewirkt. Der Gottesdienst hat unter seiner Leitung den erbauenden Eindruck gewonnen, besonders infolge der öfter gehaltenen deutschen Vorträge auf der

¹⁹ SAL, J 1, 8

Kanzel; und infolge der hiesigen besonderen Landverhältnisse auch in ernststen Krisen Anerkennung gefunden haben. In moralischer Beziehung hat Herr Warenheim ... viel Liebe und Achtung erworben... wünschen wir ihm in der Ferne ein segensreiches günstiges Los. Dies Zeugnis haben wir in gewissenhafter Überzeugung Herrn Warenheim auf sein Verlangen ausgestellt und zur Urkunde mit unserem Gemeindegel und eigenhändiger Unterschrift.“²⁰ Bevor alles unter Dach und Fach war, wollte die Landdrostei noch einen Bericht der Gemeinde haben. Bei dieser Versammlung waren neun Männer anwesend, darunter auch der ehemalige Lehrer Calmsohn; das Protokoll dieser Versammlung vermerkt: „Die Anwesenden seien der Ansicht, dass die hiesige Synagogengemeinde bereits einen Schulverband gegründet habe ... Es sei ihre Absicht, dass die hiesige Schule nur eine Religionsschule sein soll. Auch sei ihre Absicht, dass das Einkommen der Schulstelle mit Ausnahme der festen Verfügung für das Schächten von 30 Mark in der Weise festgestellt werde, wie das Einkommen des Lehrers Warenheim bestimmt worden, mithin an Gehalt jährlich 80 Mark, für Kost 90 Mark, für Wohnung und Licht 50 Mark; zusammen 220 Mark.“ Erwähnt wird auch die Praxis der Gemeinde, die Kosten für die Religionsschule aus freiwilligen Beiträgen der Mitglieder zu bestreiten. Am Schluss des Protokolls ist der Wunsch Calmsohns genannt, von dem Listenführen entbunden zu werden. Die Gemeinde geht darauf ein und schlägt als Nachfolger den Gemeindevorsteher vor.²¹ Die Gemeinde musste sich bald nach einem neuen Lehrer umsehen, denn Warenheim starb schon 1862. Da die Witwe in Not war, erhielt sie eine Unterstützung von 15 Mark vom Armenverband der jüdischen Gemeinden.

Das Synagogenlokal

Der „Ruheständler“ Calmsohn hatte nun Zeit und Muße, vermutlich auch eine größere innere Freiheit, zu den Vorgängen in der Gemeinde und im Land Stellung zu nehmen. So kritisiert er offen Gemeindebeschlüsse. Dem Magistrat teilt er 1857 mit: „Im Dezember vorigen Jahres beschloss die hiesige Synagogengemeinde, wenngleich unter lebhaftem Widerspruch, ihr Synagogenlokal zu verändern und mietete in dem früheren Seegerschen Hause an den Brodbänken ein anderes Betzimmer. Die Gegenstimmenden fürchteten, dass diese Veränderung, die nicht einmal Bedürfnis ist, da das gegenwärtige Lokal die Besucher reichlich fasst, unnütze Kosten verursachen möchte, zudem seit noch nicht 20 Jahren 200 Mark und darüber auf veränderte Synagogenmöbel verwendet wurden, welches für die wenigen jüdischen Familien als ein erheblich nicht unbedeutenden Kostenaufwand anzusehen ist, wenngleich dieser zu 7/8 aus Einkunftgeldern neuer Mitglieder bestritten worden ist. In dieser nämlichen Versammlung wurde zugleich eine sogenannte „Baukommission“ zur Möblierung des Lokals erwählt, in ganz taktloser Weise durch Lamentieren lediglich aus der Mitte der Unbestimmenden, so dass in den Berechnungen die Stimmen der Minderheit, welche Sparsamkeit in den Ausgaben wünschen musste, gar nicht gehört werden konnte. Es

²⁰ SAL, J 1, 15

²¹ SAL, J 1, 15

verlautete inzwischen, dass die Baukommission eine unnötig überflüssige luxuriöse Ausstattung beschlossen, welche dafür den Unterzeichneten in Verbindung mit den Herren Bernhard Behrens, Lippmann, Ahrons, Benjamin und Gumpel Meyer veranlassten, ein Schreiben dem Vorsteher des Inhalts zu überreichen, dass sie keine teure Einrichtung wünschten, jedoch nichts dagegen hätten, wenn von seit mehreren Jahren gemachten Einnahmen der Gemeindekasse etwa 150 Mark darauf verwendet würden, indess dass sie im Voraus ihr Veto aussprächen gegen jede Mehrausgabe, zu der sie genötigt werden könnten.

Nichtsdestoweniger hat am 17. Mai eine Gemeindeversammlung beschlossen, 250 Mark zu verwenden, und ich bin fest überzeugt, wie es ja gewöhnlich bei mangelnder Vorsicht geht, dass es auch hierbei nicht bleibt, sie wird, wenn die Ausstattung beendet ist, noch eine erkleckliche Summe nachfordern und wird glauben, dieses ... tun zu können, da 7 Stimmen die 6 Gegenstimmen beseitigen können.

Nach meiner Ansicht schein es aber eine unerhörte Gewalt zu sein, wenn die Mehrheit unnötige Ausgaben für überflüssige und luxuriöse Synagogenausstattung machen will, dass die Minorität danach dazu beitragen soll ... muss ich glauben, dass wir den Schutz der Obrigkeit anzurufen berechtigt sein müssten, falls die Beschlüsse von der Mehrheit gefasst sind ... Demgemäß erlaube ich mir gehorsamst, wohlhlöblichen Magistrat zu bitten, den Vorsteher zu veranlassen, dass die Bauausgestaltung der Synagoge sistiert werde und so lange die alte Einrichtung bleibe, bis eine vom wohlhlöblichen Magistrat angestellte Untersuchung ergebe, ob überhaupt eine so umfangreiche, kostspielige und pompöse Möblierung auf Kosten aller Gemeindeangehörigen auch in der Tat erforderlich ist.

Zum anderen will ich nur anführen, mit welcher Leichtigkeit das Geld verschwendet wird, da ein neuer Schrank zur Aufbewahrung der Pentateuchrollen angeschafft werden soll, der in Verbindung mit einer Rednerbühne auf etwa 90 Mark veranschlagt wurde, obgleich der alte Schrank noch sehr gut konserviert ist, eine Rednerbühne für die geringe Anzahl der Zuhörer, die ein so kleines Lokal fasst, gänzlich ist, zudem höchstens 12mal jährlich gepredigt wird, was bisher hinter einem Pulte geschehen ... Dringend notwendig ist nichts mehr als einige neue Bänke und verschiedene kleine Abänderungen, die für 50 Mark bei Sparsamkeit herzustellen wären ...²²

Der Magistrat erkundigte sich beim Vorsteher der Synagogengemeinde nach den erwähnten Vorgängen und erhielt eine Antwort: Der Vorsteher weist die Beschwerden Calmsohns zurück. Seit Jahren käme aus der Gemeinde der Wunsch nach einem besseren Saal und einer schöneren Einrichtung. Deshalb habe die Gemeinde das Angebot des vormaligen Seegerschen Saales angenommen. Das Abstimmen in der Versammlung sei ordentlich abgelaufen. Übrigens habe Herr Calmsohn zu dem vorhandenen Fond von 150 Mark nichts beigetragen.

„Dem Widerspruch des Herrn Calmsohn wird nicht einmal moralischer Wert beizulegen sein, da derselbe, ehe er als stimmfähiges Mitglied in die Gemeinde eintrat,

²² SAL J 1, 15

offen erklärte, dieselbe würde in ihm einen Opponenten bekommen... Diese prinzipielle Opposition gegen Alles und Jedes mag ihn denn auch wohl veranlasst haben, bei seinen Verwandten und sonstigen Angehörigen in der Gemeinde mit einem von ihm verfassten Schreiben umherzugehen, um eine Protestation im Voraus gegen Beschlüsse zustande zu bringen... Eine jedenfalls tadelnswerte Handlungsweise des Herrn Calmsohn, geeignet, Vorfreude und Zwietracht in der Gemeinde zu säen ... Sämtliche vorhandene Mobilien der jetzigen Synagoge sollen mit Ausnahme des Pentateuchrollen-Schranks, der durch Alter wurmstichig geworden, und der einem Lokal gar nicht angemessen ist, bei der bevorstehenden Ausstattung wieder mit verwendet und aufgestellt werden. Hieraus geht die Arbeit einer Sparsamkeit, zu der vom Beschwerdeführer gegenteils behaupteten Verschwendung von Gemeindemitteln hinlänglich hervor ... Von dem Standpunkte des Beschwerdeführers mag allerdings alles, was zur Ausübung des Kultus erforderlich ist, überhaupt Geld kostet, überflüssig erscheinen, was ein von ihm an den Vorstand gerichtetes Schreiben bezeugen mag. Dem Landrabbiner Dr. Meyer, Hannover, ist von der Veränderung des Synagogenlokals schriftlich Kenntnis gegeben; derselbe hat aber ... auch die Kanzel nicht überflüssig gefunden. Dass aber die ganze Beschwerde des Herrn Calmsohn an Übertreibung und Unwahrheit leidet, bestätigt seine Behauptung, der Pentateuchrollen-Schrank, der übrigens die Hauptzierde jeder Synagoge ist, koste im Verein mit der Kanzel 90 Mark, hingegen in Wahrheit nur 60 bis 70 Mark angelegt zu werden brauchen.

Der Gemeindevorstand kann es nur beklagen, wenn ein Mann, der vermöge seiner Stellung von jeher dazu berufen war, zur Ehre Gottes zu wirken, gerade hiedurch in den Weg trat. Der Gemeindevorstand muss nicht minder sein Bedauern ausdrücken, dass ein Mann, den die öffentliche Meinung als sehr wohlhabend schätzt, der dabei guten Verdienst durch Erteilung von Privatunterricht hat, zugleich vermittels seiner Frau ein schwunghaftes Putzgeschäft betreibt, vor die wohlhällliche Behörde zu treten und wohl derselben glauben zu machen, seine Gemeindeausgaben, die doch im Verhältnis zu seinem Vermögen und Einkommen nicht des Namens wert sind, könnten ihn und eine Minorität möglicherweise zur Insolvenz bringen ... Wenn solch ein Mann aus Anlass einer notwendig erkannten Ausgabe ... wohlhälllichen Magistrat belästigt, so wird wohl derselbe den Antrag des Bürgers H. Calmsohn ... als gänzlich unbegründet abzuweisen sicher gerechtfertigt finden.“

Zwei Tage später antwortete der Magistrat dem Lehrer und der Synagogengemeinde: „Nachdem wir über den Erhalt vom vormaligen Lehrer H. Calmsohn am 19. Mai übergebene Bitte im Betreff von Ausgaben der Synagogengemeinde den Bericht des Vorstehers erhalten und die betreffenden Verhandlungen eingesehen haben, erkennen wir die vom Bittsteller erhobene Beschwerde für durchaus unbegründet.“²³

Der Magistrat bestätigt der Gemeinde, dass die Beschlüsse gültig gefasst sind und beurteilt die Beiträge Calmsohns als „auffallend niedrig“.

23 SAL, J 1,8

Das Landrabbinergutachten

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wuchs die Kritik an der Einrichtung des Landrabbinats. Die jüdische Aufklärung hatte zur Kritik an der Tradition ermutigt und damit auch Wege zur Assimilation der Juden in der deutschen Gesellschaft geebnet.

Die Landdrostei schrieb deshalb über die Magistrate an die Gemeinden und bat um Gutachten. Sie verwies auf das Beispiel der Gemeinden im Bezirk Aurich-Osnabrück und stellte die Frage, ob das Institut der Landrabbiner bei einer etwaigen Revision der Hannoverschen Judengesetzgebung beizubehalten sei: im Blick auf die Schulaufsicht, die Trauungen u. a. Den Magistraten ließ die Landdrostei drei Monate Zeit zur Prüfung. Sie wies besonders hin auf die Prüfung, ob die Gesetze jedem Juden das Recht einräumen könne, religiöser Bedenken wegen die Gemeinde zu verlassen, der er gesetzlich angehöre und deshalb von den Beiträgen zu den Kosten des Landrabbinats zu befreien sei.

In Lüneburg wurden der Vorsteher der Gemeinde, S. Salomon, und der ehemalige Lehrer „Herr Particulier Calmsohn“ um ein Gutachten gebeten. Beide Gutachten sind erhalten. Ein Vergleich zeigt die unterschiedlichen Einstellungen „aufklärender“ und „traditioneller“ Gemeindeglieder. Asarja beurteilt sie so: „Der Vorsteher Salomon war in seiner Antwort ausweichend ... der gutachtliche Bericht des Lehrers Calmsohn stellt eine allgemeine liberale Auffassung bestimmter Kreise in dieser Zeit dar.“²⁴

Calmsohn beginnt seine Antwort mit einem Rückblick auf die Entstehung des Landrabbinats und geht dann auf die aktuelle Gesetzeslage ein.

„Die Landrabbiner haben alle drei Jahre die Synagogengemeinden zu besuchen zur Inspektion der Schulen und Synagogen. Die Trauungen vollzieht der Landrabbiner oder lässt solche durch Autorisierte vollziehen, für jede Trauung ist die Autorisation zu erneuern. Solange es ein für sich bestehendes jüdisches Armenwesen gab, wurde das Gehalt des Landrabbiners mit den beiden Vorstehern des großen jüdischen Armenverbandes, der mit dem Landrabbinerbezirk zusammenfiel, näher bestimmt ... Die Gemeinden sind unbilligerweise bei Gehaltserhöhungen nie gefragt worden ... Wenngleich während des vorigen und der ersten Decennien dieses Jahrhunderts das Institut des Landrabbiners seinen Teil zur Hebung der geistigen Interessen der jüdischen Bevölkerung beigetragen haben mag, so ist ihm indes in der Gegenwart diese Bedeutung nicht mehr beizulegen ... Der früheren einheitlichen Glaubensrichtung genügte jeder mit talmudischen Kenntnissen ausgerüstete jüdische Gelehrte als Rabbiner, denn er teilte in allen Beziehungen auf Religion die Ansichten seiner Gemeindeglieder; hingegen unter den modernen Juden ist diese Einheit gänzlich verschwunden; wir zählen drei wesentlich voneinander abweichende Richtungen in Deutschland: die altorthodoxe; die mäßig reformerische und die extrem reformerische ... alle haben die mosaische Lehre mehr oder weniger als Grundlage ihres Glaubens ...

²⁴ Zvi Asarja, Die Juden in Niedersachsen, Leer 1979, S. 133, A.2. Asarja war der erste Landesrabbiner in Niedersachsen nach 1945

Da führt es nun zu vielen Unfrieden, ja hemmt gar oft die gänzliche Wirksamkeit des geistlichen Beamten, weil nur der dem altorthodoxen Judentum meistens anhängende Landrabbiner keine andere als die unabänderliche, traditionelle gottesdienstliche Form im Kultus duldet ... Es fühlen daher die Andersdenkenden in ihrem Gewissen sich gar oft belästigt und beunruhigt ... alle drei Richtungen betrachten sich gegenseitig als Sectierer und dürfte es daher kaum möglich sein, ein alle Richtungen befriedigendes geistliches Oberhaupt zu bestellen ...

Für die Aufhebung des Landrabbiner Instituts spreche ich zweifellos die Wünsche sämtlicher intelligenten Gemeinden und Individuen unserer Provinz aus, die seit vielen Jahren von denselben gehegt und auch teilweise, aber ohne Erfolg, an geeigneter Stelle geäußert wurden ... Man wird von vielen Seiten segnend die Stunde preisen, wenn die gesamte Synagogengesetzgebung aufgehoben würde und mit ihr die Landrabbiner in den Ruhestand träten. Will aber die Regierung dennoch immer mit diesen unbeliebten Einrichtungen keine tabula rasa machen, so ist das mindeste, was der Gewissensfreiheit eingeräumt werden muss, jedem Juden den Austritt aus derjenigen Synagogengemeinde, welcher er bisher angehört, ohne jeglichen Zwang oder materielle Opfer zu ermöglichen ...

Die bisherige Schulaufsicht des Landrabbiners ist eine höchst mangelhafte, da solche ja nur alle drei Jahre zur persönlichen Ausführung gelangt. Das Wesentliche in dieser Beziehung geht jetzt schon von den Gemeinden selbst aus, da der Vorsteher oder eine aus ihrer Mitte gewählte Schulkommission die Aufsicht führt... Für den Elementarunterricht hingegen dürfte es nur von allergrößter Ersprießlichkeit sein, wenn solche unter die Aufsicht der Inspektoren der christlichen Volksschulen gestellt würden ...

Schließlich darf ich die mangelhaften gesetzlichen Bestimmungen über das Finanzwesen der Synagogengemeinden nicht unberührt lassen ...

Nach der vorstehenden Darlegung fasse ich mein votum consultavum dahin zusammen:

1. Das Institut des Landrabbiners ist aufzuheben; es sei jedem Juden gestattet, aus der Synagogengemeinde, welcher er angehört, unbelästigt durch materielle Opfer austreten zu dürfen.
2. Folgerichtig ist damit der § 35 des Gesetzes vom 30. 9. 1842, dass jeder Jude einer Synagogengemeinde angehören soll, hinfällig geworden und soll man daher logischerweise das ganze Gesetz, sowie die aus demselben später resultierenden Gesetze ... aufheben.
3. Die Reorganisation des jüdischen Gemeindegewesens sei den Juden ohne staatliche Einwirkung überlassen.
4. Die Schulaufsicht, ausschließlich des Religionsunterrichts, werde durch die Inspektoren christlicher Schulen ausgeübt, so wie dann überhaupt das ganze jüdische Volksschulwesen dem Provinzialschulkollegium unterstellt werde. Für die Beaufsichtigung des Religionsunterrichts haben die Gemeinden selbst zu sorgen, eventuell verbleibe dem Staat die Oberaufsicht.

5. Das bisher ausschließlich dem Landrabbiner zugestandene Recht, unter Beobachtung der landesgesetzlichen Verordnungen, Trauungen zu vollziehen, ist aufzuheben und statt dessen die Zivilehe bei den Juden einzuführen.
6. Die von den jüdischen Gemeinden geführten Zivilstandsregister werden vom Staate den Gerichten oder Verwaltungsbehörden zur Führung überwiesen .
7. Das Begräbnisstättenwesen ist dahin zu ordnen, dass die Leichen ausgetretener Juden, welche im Judentum verstorben, auf jüdischen Friedhöfen gegen Entschädigung eine Ruhestätte anzuweisen ist. Die Höhe der Gebühren ordnet die lokale Verwaltungsbehörde.“²⁵

Der Historiker

Calmsohn ist vermutlich der erste Sammler von alten Nachrichten über die Lüneburger Synagogengemeinde. Seine handschriftliche Arbeit „Geschichtliche Nachrichten über die Juden in Lüneburg“ war bei der Lüneburger Gemeinde aufbewahrt, ist aber leider nicht mehr vorhanden.²⁶ Zum Glück wurden in zwei Nummern der Zeitschrift „Erica“ (Magazin der Ratsbücherei Lüneburg) Auszüge veröffentlicht.

„Die ersten Ansiedlungen, sowie die Zustände der Juden in der Stadt Lüneburg vor dem 14. Jahrhundert hüllen sich in ein undurchdringliches Dunkel. Woher die ersten Juden gekommen, die sich hier niedergelassen, ist historisch nicht nachgewiesen. Frühere jüdische Geschichtsschreiber nehmen an, dass sie aus den Rheingegenden, teils auch aus Schlesien in den Norden Deutschlands, während der Kreuzzüge, eingewandert sind, ohne indeß für diese Behauptung Nachweise zu haben. Die Juden im deutschen Reiche wurden als Lehensuntergebene der deutschen Kaiser angesehen, waren daher auch denselben tributpflichtig durch Entrichtung von Reichskammerabgaben, Schutzgeld, Huldigungsgebühren und dergleichen. Da es diesen in ihrer Schwäche und der Zerfahrenheit Deutschlands zu mühselig war, diese Abgaben unmittelbar einzuziehen, so übertrugen sie solche gegen Abfindung und Verpfändung an einzelne Fürsten und Städte, welche das erworbene Recht mitunter wiederum auf Dritte übertrugen ... Die um die Mitte des 14. Jahrhunderts vom Orient eingeschleppte Seuche des schwarzen Todes hat die Stadt Lüneburg nicht minder unberührt gelassen, und lieb man hier wie in vielen andern Deutschlands der fanatischen Aufreizung ein williges Ohr, als ob durch Vergiftung der Brunnen von Seiten der Juden der Tod solch zahlreiche Opfer fordere. Das Jahr 1350 wurde daher, wie im übrigen Deutschland, verhängnisvoll für die Juden Lüneburgs, indem, wie es scheint, sowohl die Obrigkeit wie auch die übrigen Bewohner der Stadt gemeinschaftlich sich der Juden durch Erschlagung derselben entledigten. Für diese geschichtliche Tatsache zeugt eine der im hiesigen Stadtarchiv befindlichen Urkunde, von denen eine erhebliche Anzahl vorhanden ist, deren Alter bis in das 13. Jahrhundert hinaufreicht. In derselben entlässt Herzog Erich der Jüngere von Sachsen-Lauenburg der Stadt Lüneburg eine Schuld wegen der erschlagenen Juden vom 23. Oktober 1351 ...

²⁵ SAL, J 1,23

²⁶ Zvi Asarja (wie A. 24) S. 105, A. 2

Zur näheren Bestimmung der Örtlichkeit des einstmaligen Lüneburger Ghetto darf angenommen werden, dass der nördliche Teil der nunmehrigen Altstadt (eine Straße im ältesten Stadtteil) von da an, wo die Ohlinger Straße jene durchschneidet, die Judenstraße bildete ... An der westlichen Seite dieser Straße befand sich die Synagoge ...

Am 6. Januar 1371 schenkten die Herzöge Wenzlaus und Albrecht von Sachsen und Lüneburg, falls sie Herren der Stadt oder der Herrschaft Lüneburg und der dazu gehörenden Lande oder eines Teils derselben werden, dem Rat und den Bürgern der Stadt Lüneburg unter anderen Besitzungen auch alle Häuser der Judenstraße ... Dieser Passus deutet an, dass die durch den 1350 erfolgten Totschlag der Juden ihrer Eigentümer beraubten Häuser als herrenloses Gut der Landesherrschaft zugefallen waren und später durch Schenkung in den Besitz des Rates übergegangen. Dieser hat solche den Stadtbewohnern durch Kauf überlassen...

Über das Vorhandensein und die örtliche Lage eines jüdischen Begräbnisplatzes aus jener Zeit fehlt jede Kunde; es ist zwar ein Grabsteinfragment, das zu baulichen Zwecken verwendet worden, mit dem jüdischen Namen „Judith Nathan „ gefunden worden, es bleibt indeß sehr zweifelhaft, ob dasselbe jener Zeit entstammt, zudem eine hebräische Inschrift, wie solche sich auf jüdischen Grabdenkmälern zu befinden pflegte, nicht zu entdecken war. Volgers Urkundenbuch II, S. 451, Urkunde 1079, enthält ein Schreiben Heinrichs von Pontze ... in dem der Judenkirchhof des benachbarten Lauenburg erwähnt wird, daher auch zu der Vermutung veranlasst, dass auch wohl in Lüneburg ein solcher vorhanden war ...

Erneuter Niederlassungen von Bekennern des Judentums ist während der zunächst darauf folgenden Jahrhunderten hier nicht zu begegnen. Von Seiten der Juden ist die Stadt nur vorübergehend zu merkantilischen Zwecken besucht worden, namentlich werden die Oster- und Michaelismärkte hierzu die meiste Veranlassung gegeben haben... in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird denselben durch Regierungsbefehl auf Betreiben der hiesigen Kramerinnung der Besuch der Stadt zu Handelszwecken überhaupt untersagt, bis 1680 ein milderes Regiment eintrat.²⁷

Familie

Aus den aufbewahrten Akten erfahren wir nur wenige Einzelheiten über den privaten Lebensbereich des Lehrers. In dem Brief, in dem er 1842 um das Wohnrecht bittet, schreibt er: „... Noch mehr befestigt wurde dieses Band durch meine Verlobung mit der ältesten Tochter des hiesigen Möbelhändlers H. Philipp Behrens. Doppelt lieb und schön ist mir daher der Aufenthalt in Lüneburg geworden und sehr glücklich würde ich mich schätzen, wenn die Hoffnung realisiert würde, Lüneburg meinen Wohnort nennen zu dürfen ... Durch Sparsamkeit und sonst begünstigenden Verhältnissen bin ich in dem Besitz eines hinreichenden Vermögens gesetzt, um auf Verlangen jederzeit der Stadt eine genügende Caution zu leisten. Zudem sind die Vermögensverhältnisse meines zukünftigen Schwiegervaters, des H. Behrens, günstig genug, seine Tochter bei

²⁷ Erica, 1875, Nr. 52, S. 206 f.

der Verehelichung aufs Ausgiebigste bedenken zu können ... dass ich im Stande sein werde, über 3000 Reichstaler zu verfügen, welche Summe durch die Mitgabe meines zukünftigen Schwiegervaters noch um 1000 Reichstaler vorerst vermehrt wird.“²⁸

In den Geburtslisten der Gemeinde sind zwei Kinder des Ehepaares genannt: Der Sohn Carl August wurde am 1844 geboren. Er heiratete 1875 in Düsseldorf. Die Tochter Charlotte Auguste wurde 1851 geboren. Sie ist vermutlich früh gestorben.

Nach Beendigung seiner Lehrertätigkeit half er in der Putzmacherei seiner Frau und verdiente Geld als Privatlehrer. Im Einwohnerverzeichnis der Stadt Lüneburg von 1885 steht: „Calmsohn, Hermann, Particulier, Große Bäckerstr. 31“.

Eine weitere Einnahmequelle war das Vermieten eines Zimmers in ihrer Wohnung. In der Allgemeinen Zeitung des Judentums von 1852 findet sich das Inserat: „Schüler, welche das hiesige Gymnasium oder die Realschule besuchen wollen, können als Pensionäre Aufnahme finden bei dem Lehrer Calmsohn.“

In der jüdischen Gemeinde gab es sicher Familien, die mehr Geld als die Calmsohns hatten. Die Steuerliste von 1859 vermerkt: Gebrüder Heinemann zahlen 37% von ihrem Einkommen, Behrens 17%, Calmsohn 2,5%.

Rückblick

Calmsohn war einer von knapp 10 Religionslehrern der jüdischen Gemeinde Lüneburg in der etwa 100-jährigen Geschichte ihres Religionsunterrichtes.

In den Darstellungen der jüdischen Gemeinden Niedersachsens taucht häufig, wenn von Lüneburgs Lehrern die Rede ist, die Bemerkung auf: der liberale Calmsohn. Diese Zuweisung hat er sich vor allem durch drei Engagements erworben; 1. Sein Eintreten für die Abschaffung des Landrabbinats. 2. Sein Eintreten für eine Lockerung der festen traditionellen jüdischen Ordnungen und Regeln. 3. Sein Eintreten für die Anhebung der Bildung. Diese drei Arbeitsfelder passen in das Bild der jüdischen Aufklärung und der Emanzipationsbestrebungen des 19. Jahrhunderts.

In der kleinen jüdischen Gemeinde in Lüneburg hat dieser Mann, besonders nach seinem Ausscheiden aus dem Lehrdienst, für Aufregung gesorgt. So wurde von den Konservativen behauptet: Er lügt, er will die Gemeinde spalten und eine neue, liberale Gemeinde gründen.

Wie er sich das Judentum der Zukunft vorgestellt hat, lässt sich aus seinen Briefen und Stellungnahmen beschreiben: Auf Augenhöhe mit den Christen und anderen leben; Zusammenarbeit, wo und wann es geht; Treue zu den jüdischen Wurzeln.

Es war ein steiniger Weg, den Hermann Calmsohn von Salzhemmendorf aus zurücklegen musste. Er starb im 71. Lebensjahr am 17. Januar 1888 in Lüneburg.

„Sicherlich gab es auch einen Grabstein auf dem Friedhof, aber der ist ja in der Nazizeit zerstört worden. Calmsohn war einer der profiliertesten Lehrer im Landrabbinat Lüneburg.“²⁹

²⁸ SAL, J 1, 15

²⁹ Brief von Dr. Sibylle Obenaus vom 23. 1. 2012 an den Verfasser

DIRK HANSEN

Lüneburger Ansichten im Frieden und im Krieg: 1875 bis 1925

Ferdinand und Paul Delbanco: Erinnerungen

Die hier vorgelegten Erinnerungen des Buchhändlers Ferdinand Delbanco und seines Sohnes Paul sind dem Lüneburger Stadtarchiv 1925 übergeben worden mit der ausdrücklichen Verfügung, diese „nicht vor 1995 zu öffnen und zu benutzen“. Das Konvolut wurde nach Ablauf der Sperrfrist 1996 geöffnet, jedoch waren Umschlag, Bindfaden und Siegelack „beim Einzug der Engländer im April 1945 erbrochen“ worden. Vermutlich seitdem fehlt leider die erste Seite der 28 doppelseitig von Ferdinand Delbanco von Hand eng beschriebenen Blätter.¹ Die „Weltkriegs-Erinnerungen“ von Paul Delbanco – 14 Seiten Schreibmaschinendurchschrift – waren bereits auch 1925 beigelegt worden. Die Buchhandlung Delbanco, von Ferdinand Delbanco im Oktober 1887 in Lüneburg begründet und von seinem Sohn Waldemar fortgeführt, stand über dessen Tod 1967 hinaus im Familienbesitz und existiert bei Inhaberwechsel bis heute als Versandbuchhandlung in Lüneburg. Ferdinand Delbanco stammte aus Kopenhagen. Er kam aus gesundheitlichen Gründen nach Lüneburg und ging hier zur Schule. Nach Abschluss seiner Lehre als Buchhändler in Hamburg machte er sich selbstständig. Seine Erinnerungen umfassen Persönlich-Berufliches ebenso wie vielfache Hinweise auf gründerzeitliche Bedingungen und handelnde Personen im Leben der Kleinstadt Lüneburg wie speziell des Buchhandels zur Kaiserzeit. Die Erinnerungen an den Weltkrieg und die Umbruchjahre danach, etwa ein Drittel im Umfang, machen in ganz besonderer Weise deutlich, wie sehr ein solches Zeitdokument über subjektive Erlebnisse und Erfahrungen hinauszuweisen vermag, dürfte es doch durchaus als generationsspezifisch und exemplarisch im Blick auf soziale Zuordnung des Verfassers zu sehen sein. Das gleiche gilt für die geradezu

1 Vgl. „Lüneburger Erinnerungen und Beobachtungen des Buchhändlers Ferdinand Delbanco aus den Jahren 1875–1925. Dem Lüneburger Stadtarchiv zur Aufbewahrung übergeben mit der Bestimmung, daß diese Niederschrift vor 1995 / neunzehnhundert fünfundneunzig nicht geöffnet werden darf. Lüneburg d. 26. Oktober 1925. F. Delbanco“. Zusätze: „Anerkannt. Dr. Wilh. Reinecke Stadtarchiv“. Handschriftliche Korrektur der Sperrfrist von ursprünglich 50 auf 70 Jahre: „von mir geändert, Lüneburg 3.VII.34. F. Delbanco“. In: Stadtarchiv Lüneburg (im folg.: StAL), Sign. NBi 2. – Laut Schriftwechsel 1972 bis 1996 zwischen dem Stadtarchiv und Familienangehörigen fehlte Seite 1 auch schon, als nach Ablauf der Sperrfrist (siehe Notiz vom 15.8.1996) das Konvolut geöffnet wurde. – Für diverse hilfreiche Hinweise danke ich Herrn Danny Kolbe / Stadtarchiv Lüneburg. – Die hier erstmals veröffentlichten Erinnerungen entsprechen in Orthographie und Syntax den Originalen. Weniges wurde besserer Lesbarkeit wegen „modernisiert“, insbesondere die Interpunktion. Zwischentitel, bei Personen mehrfach die Vornamen in [] sowie alle Fußnoten wurden hinzugefügt.

kondensierten Erinnerungen des Sohnes Paul Delbanco als Kriegsteilnehmer, der vier Jahre lang im Westen an der Front war und von anfänglicher Euphorie bis zur Überzeugung am Ende, „im Felde unbesiegt“ geblieben zu sein, die Schrecken des Krieges erfuhr. „Der Krieg als seelisches Erlebnis“ – dies war sein Interesse.

Wer solche Erinnerungen heute liest, wird sich immer bewusst zu machen haben, wie sehr sie im Geiste ihrer Zeit entstanden sind und wie wenig sie den Maßstäben ihrer eigenen Vergangenheit oder gar ihrer Nachwelt genügen konnten und können. Den historisch Interessierten spricht die Authentizität eines Dokumentes an; der Nachgeborene will verstehen, nicht moralisierend sich besserwischerisch und selbstgerecht über das Vergangene, also die Geschichte erheben. Insofern beziehen auch die hier vorgelegten Erinnerungen ihren Wert aus dem eigenen Handeln und Erleben sowie dem Beobachten und Bewerten zeitgenössischer Personen und Umstände. Der Schüler und Lehrling, der Buchhändler, Familienvater und Lüneburger Bürger Ferdinand Delbanco zeichnet ein Zeitbild, das private und berufliche ebenso wie politische Facetten der Jahre von 1875 bis 1925 aufweist. Der Sohn Paul Delbanco konzentriert sich auf seine Soldatenzeit im Kriege – seine Erinnerungen könnten beim heutigen Leser am ehesten erschrecktes Urteilen hervorrufen.

Das Deutsche Reich zur Zeit der drei Hohenzollern-Kaiser und auch das Ende desselben mit der Revolution von 1918 haben bisher in der Geschichtsschreibung über die Stadt Lüneburg nur eine geringe Resonanz gefunden. An erster Stelle sind natürlich die einschlägigen Kapitel in der „Geschichte der Stadt Lüneburg“ von Wilhelm Reinecke² zu nennen, jedoch sind diese für die hier in Rede stehende Zeit weniger historiographisch zu bewerten als dass sie selber ein fast eigenes Erleben wiedergeben. Ebenso sind die veröffentlichten Erinnerungen des Turnlehrers Johann Gottfried Machleidt³ oder die von Pastor Theodor Strasser⁴ neben die der beiden Delbancos zu legen, nicht zuletzt da sie einen ähnlichen Zeitraum umfassen, auch fast gleichzeitig verfasst wurden, wenngleich sie naturgemäß ganz unterschiedliche Schwerpunkte haben. Die Lebenserinnerungen der Anna Gildemeister⁵ hingegen berühren die 1880/90er Jahre, insbesondere im Blick auf das am Ende des Jahrhunderts ca. 25.000 Einwohner zählende Lüneburg, nur noch kursorisch. Ebenso geht Uwe Plaths „Mädchenbildung im Lüneburg des 19. Jahrhunderts“⁶ äußerst knapp

2 Wilhelm Reinecke, *Geschichte der Stadt Lüneburg*. 2 Bde., Lüneburg 1933. Reprint: 1977. – Eine Reihe kursorisch-statistischer Angaben findet sich in: Elmar Peter, *Lüneburg. Geschichte einer 1000jährigen Stadt, 956–1956*. Lüneburg 1999, S. 392ff.

3 *Lebenserinnerungen des Turnlehrers Johann Gottfried Machleidt (1836–1927)*, hrsg. v. Uwe Plath, in: *Lüneburger Blätter* (im folg.: *Lbg. Bl.*), H. 30, 1998, S. 253–336.

4 „Ein Stück Lüneburger Kirchengeschichte“ – erlebt und beschrieben von Emil Theodor Strasser, Pastor an St. Johannis (1885–1928), hrsg. v. Uwe Plath, in: *Lbg. Bl.*, H. 31, 2004, S. 97–204. – Von dem in Lüneburg geborenen Pastor Wilhelm Friedrich Kallmeyer (1823–1903) liegen Erinnerungen an die Biedermeierzeit, hrsg. v. Hans Dumrese, vor. In: *Lbg. Bl.*, H. 9, 1958, S. 111–135.

5 *Lebenserinnerungen der Anna Gildemeister (1849–1942)*. *Der Lebensweg einer Lüneburger Arztochter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Hrsg. v. Uwe Plath, 226 S., Hannover 1994.

6 Uwe Plath, *Mädchenbildung im Lüneburg des 19. Jahrhunderts*. *Zur Geschichte der Wilhelm-Raabe-Schule*. 167 S., Lüneburg 1986.

auf das letzte Jahrzehnt dieser Zeit ein. Zur Arbeiterbildung im 19. Jahrhundert hingegen liegt eine interessante Dissertation vor.⁷ Zur Wirtschaftsgeschichte Lüneburgs in der Kaiserzeit hat in den 1960er Jahren der damalige Stadtarchivar einige Untersuchungen vorgelegt.⁸ Am ehesten haben noch die Jahre 1918/19 – und erst recht die Folgezeit – das Interesse nachgeborener Historiker gefunden.⁹ Kurz: für Lüneburg in der Kaiserzeit liegen bisher wenige historische Darstellungen vor; mit den hier erstmals publizierten Erinnerungen der beiden Delbancos mag die Quellenlage verbessert sein.

Ferdinand Delbanco war nach anfänglichen Schwierigkeiten ein erfolgreicher Buchhändler in Lüneburg geworden und hielt lebenslange Kontakte zu Kollegen in anderen Städten, nicht zuletzt zur Buchmessestadt Leipzig. Häufig besuchte er die Verbandstage des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler (heute: des Deutschen Buchhandels). Die Reformbewegungen seiner Branche unterstützte er, kritisierte auch deutlich Zensurbestimmungen in deutschen Landen nach Metternich'schen Maßstäben und profitierte, wie er selber schreibt, von der 1887/88 eingeführten Buchpreisbindung. Seine Ausführungen zum Buchhandel im 19. Jahrhundert, nicht zuletzt zur entsprechenden Bedeutung Lüneburgs in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, gehen durchaus über private Erinnerungen hinaus. Sein Blick auf Konkurrenten und das Kundenpotential in Lüneburg weiß er zu verbinden mit dem Dank für wohlwollende Unterstützung aus bürgerlich-schulisch-kirchlichen Bereichen. Wenn man ihn selber als grundsätzlich vielleicht eher monarchisch gesinnten Mann betrachten darf, so bedeutet dies nicht, dass er doch sehr kritisch die „neue“ wilhelminische Zeit beurteilte und den Kaiser 1914 gar „mit dem Feuer“ spielen sah. Ebenso geißelte er den „brutalen Überfall“ auf Belgien oder die „Mißachtung der Rechte Luxemburgs“ 1914. Die „Kriegsschuld“, diese nach 1919 so tiefgreifend wirkende Frage, wies er jedoch vor allem dem Zarenhof in St. Petersburg zu. Der Weltkrieg, das „blutigste Kapitel der Gegenwart“, macht denn auch einen erheblichen Teil seiner Erinnerungen aus – und dies keineswegs nur, weil seine Söhne Soldat geworden waren. Der 1. Weltkrieg, vielfach als die „Urkatastrophe des 20.

7 Vgl. Christa Wilkens, Bildung und Freizeit für Arbeiter während des Kaiserreichs. Der Bildungsverein für Arbeiter in Lüneburg und seine bürgerlichen Förderer. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, (Nds. Jb.) Bd. 64, 1992, S. 341 – 387 (Diss. Hamburg 1991). – Sehr lesenswert ist auch: Gustav Luntowski, Kultur und Politik in Lüneburgs Geschichte des 19. Jahrhunderts. In: Lbg. Bl., H. 17, 1966, S. 29–45.

8 Vgl. Gustav Luntowski, Grundzüge der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Lüneburg im 19. Jahrhundert. In: Lbg. Bl., H. 14, 1963, S. 43–51. – Ders., Lüneburgs Unternehmer im 19. Jahrhundert. In: Lbg. Bl., H. 15/16, 1965, S. 5–20. – Ders., Die Industrie- und Handelskammern und die Entwicklung von Industrie, Handel und Verkehr im Regierungsbezirk Lüneburg. 1968. – Von dem Unternehmer C. Ferdinand Heyn (1828–96) sind Erinnerungen „Aus einem Lüneburger Bürgerhause des 19. Jahrhunderts“, hrsg. v. Carl Emmo Vissering, bis in die 1870er Jahre publiziert: Lbg. Bl., H. 7/8, 1957, S. 117–138.

9 Vgl. u.a.: Uta Reinhardt, Lüneburg zwischen Erstem Weltkrieg und Drittem Reich. In: Nds. Jb., Bd. 54, 1982, S. 95–127. – Dirk Stegmann, Politische Radikalisierung in der Provinz. Lageberichte und Stärkemeldungen der Politischen Polizei und der Regierungspräsidenten für Osthannover 1922 – 1933. 488 S., Hannover 1999.

Jahrhunderts“ (nach George F. Kennan) bezeichnet, brachte eine völlige Wandlung, innen- wie außenpolitisch, mit sich. Die Welt war nicht mehr wie vordem. Kriegsausbruch und Kriegsende passten für viele nicht mehr zueinander. Jeder Nachdenkende musste auch im Blick zurück seine Zukunft neu betrachten. Delbanco's Blick auf Lüneburg und handelnde Personen in dieser Zeit, eigene und familiäre Hilfe für Verwundete in den Lazaretten, die „Hungerkur“ und das Leben „nach der Karte“, Kinder- und Witwenelend, aber auch „moralische Schäden“ und schließlich die Revolution 1918, „ein Kapitel für sich“ – hier wird ein Panorama sichtbar, das neben aller auch politischen Einseitigkeit des Autors das Geschehen deutlich vor Augen treten lässt. Zeitzugenschaft und Geschichtsschreibung also! Am Ende erwies sich der „alte Herr“ erneut als Patriot, wenn er für die Erneuerung besonders die Städte als „lebenerneuernde“ Keimzellen des Staates beurteilte und für „unser Lüneburg“ einige Namen hervorhob, die daran mitgewirkt hätten, „unsichtbare und sichtbare Kulturgüter zu erhalten“. Der Goethekenner schloss optimistisch: „Frisch gewagt und frisch hinaus!“

Die Firma „F. Delbanco – Buch-, Kunst- und Papierhandlung“, seit Oktober 1887 in Lüneburg ansässig, wurde ab 1923 von Vater Ferdinand und Sohn Waldemar gemeinsam geführt, 1932 wurde Waldemar Alleininhaber¹⁰; seine Witwe Liselotte übernahm das Geschäft 1967 und führte es mit ihrer Schwester Annemarie Baumgarten bis 1985, als Jens-Peter Cohrs die heutige Versandbuchhandlung übernahm; im Jahre 2012 feierte die „F. Delbanco GmbH & Co. KG“ mit den Gesellschafterinnen Ferda Warnecke und Annette Fürhoff das 125. Geschäftsjubiläum.¹¹

Die ebenfalls 1925 verfassten und bis 1996 gesperrten „Weltkriegs-Erinnerungen“ des Sohnes Paul Delbanco werden hier angefügt, nicht nur, weil der Vater den Studiererrat darum gebeten hatte, sondern vor allem weil sie paradigmatisch die Sichtweise des 24–28-jährigen Kriegsteilnehmers auf das grausame Geschehen deutlich machen. Den Einmarsch in Belgien, den unendliche Opfer fordernden Stellungskrieg im Westen über Jahre hinweg, nutzlose Offensiven am Ende und den für den Frontkämpfer plötzlich eintretenden Waffenstillstand – all dies haben Millionen anderer Soldaten auch erlebt, aber hier wird am Einzelbeispiel das Allgemeine anschaulich. Hier wird auch deutlich: das „Kriegshandwerk“ bedarf der „Staatskunst“, die Perspektive des Einzelnen bedarf der politischen Einordnung. Soldatische Tapferkeit und der Kampf ums Überleben zeichnen nur eine Seite des Geschehens. Die verdrängte, aber eben doch tatsächliche Niederlage von 1918 belastete den ehemaligen Soldaten ebenso wie die gesamte Politik der Weimarer Republik. Das Verharren breiter Kreise in der politischen Mentalität des Kaiserreichs hatte Konsequenzen weit über den Krieg hinaus.

10 1934/35 musste Waldemar Delbanco ein unwürdiges Verfahren überstehen, als er in rüdestem Ton seitens des „gleichgeschalteten“ Börsenvereins bzw. des Bundes Reichsdeutscher Buchhändler aufgrund einer anonymen Denunziation aufgefordert wurde, seinen „Arier-Nachweis“ vorzulegen. (Für den Einblick in den entsprechenden Schriftwechsel danke ich Frau A. Fürhoff.) Vgl. auch in: StAL – OPD Nr. 779.

11 Vgl. Landeszeitung (LZ), S. 14, 2.10.1987; Mitteilungen der IHK Lüneburg, S. 39, 11/ 1987; IHK- Unsere Wirtschaft, S. 16, 10/ 2012; LZ v. 5.10.2012.

Auch darum möchte man eine solche Erinnerung geradezu zur Warnung aller Nachgeborenen als Lektüre empfehlen.

Lüneburger Erinnerungen und Beobachtungen des Buchhändlers Ferdinand Delbanco 1875–1925¹²

Familie¹³

(*Blatt 1 fehlt*) Leider fehlt in den „Lüneburger Erinnerungen ...“ von Ferdinand Delbanco die erste Seite. Was Inhalt dieser Seite war, ist unbekannt. Doch darf vermutet werden, dass der Verfasser hier zunächst seiner Heimatstadt Kopenhagen gedacht hat, in der er am 13. Januar 1863 geboren wurde, der er sich Zeit seines Lebens verbunden fühlte, wie er auch bis ins Alter seine dänische Muttersprache fehlerfrei beherrschte. Sodann hat er vermutlich einiges über seine familiäre Herkunft erwähnt; das ergibt sich aus dem auf Blatt 2 zu Ende geführten Satz, in welchem er von seiner Großmutter Hanna Jacobsen (1803–1891), der Mutter seiner Mutter Emma Delbanco (1828–1907), spricht. Sie war mit dem weiter unten erwähnten Simon Vilhelm Delbanco verheiratet, der schon 1880 verstarb, als Ferdinand erst 17 Jahre alt war. Auch dürfte er erwähnt haben, dass er in einer großen Geschwisterschar aufgewachsen ist. Er war das neunte von insgesamt elf Kindern seiner Eltern. Nach dem Tod des Vaters unterstützte der älteste Bruder, Andreas, der wie sein Vater in Kopenhagen eine herausgehobene juristische Tätigkeit ausübte, seine Mutter in der Verantwortung für seine Geschwister. Ein Foto aus dem Jahr 1865 zeigt Ferdinand als den Zweitjüngsten der neun Geschwister; ein Bruder war zum Zeitpunkt der Aufnahme bereits verstorben, und eine Schwester wurde bald darauf noch geboren.¹⁴

(*Blatt 2 u. 3*) es wurde immer mehr die Speise ihrer frommem Seele und ward ihr Trost in ihrer letzten Not. Zwei von ihren Brüdern wurden evangelische Pfarrer in

12 In: Stadtarchiv Lüneburg, Sign. NBI 2. – Aus dem handschriftlichen Original übertragen von Dirk Hansen/ Lüneburg im Mai 2013.

13 Ferdinand Julius Delbanco *13.1.1863 Kopenhagen, evang., † 3.6.1936 Lüneburg, verheiratet (23.3.1888 in Hamburg) mit Johanne Helene Caroline, geb. Wessendorf, ev., *28.4.1861 Hamburg † 27.9.1942 Lüneburg. – Kinder: 1. Anna Camilla Delbanco *31.3.1889 † 7.8.1890. – 2. Paul Friedrich Delbanco * 22.7.1890 † 5.7.1977 Aurich. – 3. Gustav Adolf Kurt Delbanco *22.8.1892 † 23.9.1949 Uetersen/ Krs. Pinneberg; verh. 19.4.1924 mit Johanne, geb. Möscher (*20.9.1897). Tochter Inge *27.5.1927 in Hamburg. – 4. Christian Hermann Waldemar Delbanco *10.7.1894 † 15.1.1967 Lüneburg. 1. Ehe mit Emma, geb. Möscher (*1.7.1900 Stendal †3.4.1933 Lüneburg) ⚭ 26.3.1924; 2. Ehe mit Lieselotte, geb. Baumgarten (*1.3.1907 †26.5.1987) ⚭ 16.7.1936, geschieden 1957, 3. Ehe ⚭ 9.7.1960 mit derselben. – 5. Elisabeth Luise Helene Delbanco, * 28.9.1896, verh. 18.3.1921 mit Kaufmann Joh. Wilh. Neuß / Rheydt. (Alle Daten aus: Personenstands- u. Melderegister in StAL.)

14 Für diese Zusammenfassung – ebenso wie für die zur Verfügung gestellten Familienfotos – danke ich herzlich Herrn Pastor i. R. Hillard Delbanco / Aurich, geb. 21.6.1938 in Jever, Sohn des Oberstudienrats Paul Delbanco und Enkel Ferdinand Delbancos.

Dänemark. Der eine von ihnen, Jacob mit Vornamen, fragte mich als Kind einmal: hörst du gerne die Predigt von dem und dem? Als ich seine Frage verneinte mit der Begründung, der Genannte rede nicht „im Predigtton“, sah er mich ernst und voll an und fragte nur: „Glaubst du, der Herr Jesus habe hier auf Erden „im Predigtton“ gesprochen? Der Augenblick ist mir unvergeßlich geblieben.

Nun mein Elternhaus in Kopenhagen¹⁵. Zeit meines Lebens habe ich den Segen empfunden, den ein solches ernst-fröhliches, gebildetes Heim den einzelnen Familiengliedern auf den Lebensweg mitgibt. Mein Vater war, dem Berufe seines sehr geachteten Vaters folgend, Procurator am Obergerichte in Kopenhagen. Die Stellung entsprach wohl am meisten der eines deutschen Rechtsanwalts. Doch hatten die Procuratoren Beamteneigenschaft, es wurde nur eine gewisse Anzahl zugelassen, sie bezogen aber nur dann ein Salär, wenn der Staat ihre Dienste, sei es als Ankläger, sei es als Verteidiger in Anspruch nahm. Diese „Saläre“ sollen recht, recht bescheiden gewesen sein. Aber ein altes deutsches Wort sagt bekanntlich: Ehre ist Zwang genug, wie wir's hier im Jubiläumfenster unseres Johanneums lesen.¹⁶ Außer beruflichen Interessen pflegte mein Vater namentlich solche, die auf den Gebieten der Geschichte, Kunstwissenschaft und Erdkunde lagen. Die geographische Gesellschaft Kopenhagens zählte ihn zu ihren Mitgliedern. Seine kirchliche Gesinnung gab seinem reinen Leben den Stempel, aber es gehörte zu den Seltenheiten, daß er über das, was ihm über alles ging, sprach. Schriftlich konnte er sein Innerstes wohl aufdecken. Dies trat namentlich bei seinem Tode hervor. Es fand sich ein verschlossener Brief an uns in seinem Nachlaß mit der ausdrücklichen Bestimmung: „nach meiner Beerdigung zu öffnen“. Die Gründe liegen auf der Hand. Der Brief war für uns bestimmt, nicht für denjenigen Geistlichen, der bei der Beerdigung mitwirkte. Mein Vater war ein ruhiger, ernster Mann, der nicht zuviel und nicht zu wenig sprach. In materiellen Dingen war er äußerst anspruchslos. Auf meinem Lebenswege habe ich nur ganz wenige Menschen getroffen, die so gewissenhaft waren wie er. Die Mutter, Emma geb. Jacobsen, war völlig verschieden von ihm. Sie war lebhafterer Natur und vereinigte die Eigenschaften von Martha und Maria. Mit dem Vater stimmte sie darin überein, unser Bestes zu fördern und das kirchliche Leben in uns zu wecken und zu pflegen. Als ich einmal zu ihr sagte, ich möchte auf meine Kinder keinen Druck ausüben wenn die Kirchenglocken gingen, antwortete sie: „geschah in Deinem Elternhause auch nicht, aber ich habe nie bemerkt, daß jemand zu Hause blieb“. In ihrem Leben hat sie viel durchgemacht; elf Kindern das Leben [zu]

15 Vater: Vilhelm Delbanco *27.3.1815 Kopenhagen, evang., †15.12.1880 Kopenhagen. Mutter: Emma, geb. Jacobsen *19.9.1828 Kopenhagen ev., † 19.11.1867 Kopenhagen (Daten aus: Stammbaum, von Waldemar D., 3.8.1935, s. Anm. 10).

16 Herrn Wolfgang Senne, Oberstudiendirektor a.D., danke ich für den Hinweis (29.8.2013), dass dieses Fenster bei Bombenangriffen auf Lüneburg Anfang 1945 völlig zersplitterte und nicht mehr restauriert wurde. Das 1906 gestiftete Farbfenster („Dem Johanneum die alten Schüler“) mit dem griechischen Schriftzug „Das Gesetz ist der Erzieher zu Christus“ (Gal. 3,24) hat der Verein der Ehemaligen 1978 beim Umzug nach Kaltenmoor ins Forum des Neubaus einbauen lassen. Der Spruch „Ehre ist Zwang genug“ dürfte Delbanco auch als Motto z.B. der einstigen Kramergilde zu Münster bekannt gewesen sein.

schenken, hinterläßt Spuren, und in ihrem Alter wurde sie von einer epileptischen Krankheit heimgesucht, unter der sie 18 Jahre litt. Aber alles, was ihr auferlegt wurde, nahm sie aus der Hand ihres Gottes. Eines ihrer letzten Worte war: „der Vergebung meiner Sünden bin ich gewiß“. So ist sie denn still und friedlich eingeschlafen, die liebe alte Mutter. Von meinen vielen Geschwistern gingen zwei ihr im Tode voraus, drei sind ihr seitdem gefolgt. Wenn ich der Mutter gedenke, muß ich auch ihres Humors gedenken. Der half ihr viel in schweren Zeiten. Zuletzt als es ans Sterben ging, sagte sie zu ihrem früheren Mädchen, dem man den Trennungsschmerz (Bl. 4) ansah: Anna, Sie dürfen keinen Kranz schicken, der mehr kostet als 1 Kr./M.



Familie Delbanco in Kopenhagen 1865 (Ferdinand 2. v. r.)

Schule

Hier in Lüneburg sollte also etwas Gründliches für meine Gesundheit geschehen und der oft unterbrochene Unterricht fortgesetzt werden, was am besten durch die Mittelschule¹⁷ zu erreichen war. Privatstunden traten ergänzend hinzu. Unter den Lehrern nenne ich besonders den Rektor, Heinrich Personn, der ein Pädagoge vom Fach war. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich ihn einen Meister der Schule nenne im allerbesten

¹⁷ Die am 1. Okt. 1856 gegründete „Bürgerschule“ (An der Münze 7) war 1873 in eine städtische „Mittelschule“ umgewandelt worden (fremdsprachlicher Unterricht und stärkere Betonung der „Realien“); der Neubau (Am Graalwall) wurde 1891 eingeweiht, aber 1962 wegen Senkungsschäden abgebrochen. Mit der heutigen Christiani-Schule am Kreideberg wurde die „Realschule“ fortgeführt.

Sinne. Er ging wohl nie ohne gründliche Vorbereitung in die Stunden. Wir hatten bei ihm Religion, Geschichte und Englisch. Mit großen Gaben und reichem Wissen verband er das, was den Lehrer macht: eine hervorragende Persönlichkeit. Das einzige Mal, wo er sich veranlaßt sah, mir eine Ohrfeige zu erteilen, war an einem für mich denkwürdigen Tage, an dem ich des Nachmittags die Eltern erwartete. Mein Vater machte ihm den schuldigen Besuch. Welche Fragen dabei gestellt werden würden wußte ich. Meine Augen hingen gewiß an dem Munde des Herrn Personn. Die Antwort bewies mir, daß er über jede kleinliche Denkart erhaben war. Den Vorfall vom Vormittage hatte er vergessen oder tat so. Ein anderer tüchtiger Lehrer war Heinrich Peinecke, dem ich verdanke, daß das Rechnen mir leicht fällt und der uns in den Anfangsgründen der Naturwissenschaften und der Mathematik unterrichtete. Er übte den besten Einfluß auf seine Schüler und tat was er konnte, in uns den Sinn für die Natur zu wecken. In Schreiben und Singen unterrichtete ein alter Herr Rollmann, der, wie später Professor Gorges vom Singmeister am Johanneum (in längst vergangener Zeit) sagte, mit dem Stock nachhalf, wenn die Jungen die Noten weder lesen noch singen konnten. Das war dessen Pädagogik. Turnen hatten wir bei Herrn Machleidt.¹⁸ Er erteilte diesen wichtigen Unterricht in frischem, fröhlichem Geiste, man merkte, er hatte Freude daran. Gerne schrieb er seinen Schülern das alte bewährte Wort ins Stammbuch von der Wichtigkeit des gesunden Körpers als Wohnstätte eines gesunden Geistes. Er, der jetzt Neunzigjährige, ist der beste Beweis für die Wahrheit dieses Ausspruchs, denn seine hohen Jahre haben diese eiserne Natur noch nicht gebeugt. Als der Krieg ausbrach, ließ der 78 Jahre alte Herr sich's nicht nehmen, den Turnunterricht am Johanneum zu erteilen so lange es not tat. Viele schöne Ausflüge wurden mit den Klassenlehrern unternommen, somit lernte ich die herrliche malerische Umgebung recht gut kennen. Die eigentliche Heide habe ich erst viel, viel später kennen gelernt. Bei dieser Gelegenheit muß ich des Pastors Mummbrauer-Himbergen gedenken, der rückenmarkleidend 1875 hier zur Kur weilte und in selbstloser Weise mir über die Grundschwierigkeiten der deutschen Sprache hinweghalf. Da er wenig Dänisch, ich wenig Deutsch konnte, nahm er seine Zuflucht zum Neuen Testament und ließ mich den dänischen Text abschnittsweise übersetzen. Als bibelfester Theologe hatte er den deutschen Text im Kopfe.

Die nötige ärztliche Pflege gewährte mir Dr. Sprengell¹⁹, ein geborener Lüneburger, dem Heimatliebe, Heimatkunst und die Förderung dieser Werte etwas Selbstverständliches war. Was er für seine Vaterstadt geleistet, bezeugen die Sammlungen in unserem Museum. Letztere waren ursprünglich (Bl. 5) im Kellergeschoß des Johanneums untergebracht. Mit anderen Herren vom Vorstande des Museumsvereins übernahm er die Beaufsichtigung während der Stunden öffentlicher Besichtigung. Veröffentlichungen von ihm befinden sich in den Jahreshften des Naturwissenschaftlichen Vereins und in einzelnen Broschüren. Mit mehreren meiner Kameraden aus jener längst verflossenen Zeit hat mich das Leben dann und wann wieder in Berührung gebracht, ohne

¹⁸ Vgl. Lebenserinnerungen des Turnlehrers Johann Gottfried Machleidt (wie Anm. 3).

¹⁹ Vgl. Nachruf Dr. med Otto Sprengell, in: Jahresberichte des Museums-Vereins für das Fürstentum Lüneburg, 19.–21. Jahrbuch / 1896–1898.

Ausnahme in angenehmer Verbindung. Mit andern bin ich befreundet geblieben, auch über Tod und Grab hinaus.

Ehe ich diesen Lebensabschnitt beschließe, möchte ich einer kirchlichen Feier gedenken, die in meinem Gedächtnis haften geblieben ist: das 50jährige Amtsjubiläum des Seniors Görges²⁰ im Oktober 1878. Die St. Michaeliskirche war festlich geschmückt, bis auf den letzten Platz besetzt, das geistliche Ministerium vollzählig zugegen. Der Jubilar, tief ergriffen, grüßte die Festgemeinde mit dem Psalmworte: „Herr, was bin ich und was ist mein Haus, daß Du mir dieses getan hast. Ich bin zu gering, aller Barmherzigkeit, die Du an Deinem Knechte tust“. Hieran schloß sich seine Jubiläumspredigt über Sirach 50, 23–26. Er entwarf ein Bild innerer und äußerer Lebensführung und verweilte auch bei der Erinnerung an die Drangsale seiner Vaterstadt Lüneburg während der französischen Besatzung. In meinen Augen lag sie in nebelhafter Ferne, deshalb berührte es mich so eigenartig, diesen Zeugen jener Leidensperiode zu hören. Nicht ahnte ich, was wir Gegenwartsmenschen einige Jahrzehnte später würden erleben und erleiden müssen! Nach der Predigt fand auf dem Chor der Kirche die Beglückwünschung statt. Es sprach zuerst der Stadtsuperintendent Beyer im Namen des Konsistoriums und im eigenen Namen, darauf die Pastoren Strauss, Fressel, Gunkel und Ubbelohde.²¹

Bald darauf nahte der Tag der Heimfahrt, die Rückkehr ins Elternhaus. An einem nebelstarken Novembertage ging's auf Reisen. Die Überfahrt war stürmisch, ich glaubte, dies sei meine allerletzte Reise. Sehr vertrauenerweckend war ein solcher Postdampfer allerdings nicht. Auf den einzelnen Passagier kam unendlich wenig Platz. Aber wehe, wenn man die Ehre genoß, mit einer königlichen oder andern Hoheit die an sich ja nur kurze Seefahrt Kiel–Korsör zu unternehmen. Solche hohe Herrschaften mit ihren Begleiterscheiningen beanspruchten viel, sehr viel Platz. Meist stand diese Inanspruchnahme in umgekehrtem Verhältnis zur Größe ihres Landes bzw. Ländchens. Die übrigen Reisenden konnten froh sein, wenn ihnen im Speisesaal Sitz- bzw. Liegelegenheit ermöglicht wurde. Die Bediensteten derer, denen alle Bequemlichkeiten Selbstverständlichkeit war, übernachteten sicher besser als wir mittleren Europäer. Außerdem war es selbstredend, daß der Untertan den natürlichen Wunsch zu Abend zu essen, freudig und gern zurückstellte bis Serenissimus und die übrigen hervorragenden Persönlichkeiten dies Geschäft beendet hatten. Bei solchen Anlässen erlitt mein monarchisches Empfinden kleine Erschütterungen, später deren größere, bis nichts mehr nachblieb. Aber auch solche Nachtfahrt im Sturm und Regen, eingengt in schmaler, unbequemer Koje, erreicht ihr Ende, (Bl. 6) und bald saß ich im Schnellzuge Korsör-Kopenhagen, der die gesegneten Fluren meiner Heimatinsel durchbrauste. Zu einer früheren Jahreszeit wäre mir der Unterschied aufgefallen zwischen dem, was der Boden Seelands und der unseres Lüneburger Landes hergibt, jetzt im November war

20 Christian Wilhelm Ferdinand Görge (1803–1893), 1828–85 Erster Pastor an St. Michaelis. (Vater von Prof. Wilhelm G., 1838–1925, Lehrer am Johanneum, Stadtbibliothekar und Museumsvorstand).

21 Zu den Pastoren vgl.: Uta Reinhardt, Die evangelischen Pastoren in Lüneburg 1530–1980. In: Reformation vor 450 Jahren. Eine Lüneburgische Gedenkschrift, Lüneburg 1980, S. 113–169.

die eine Fläche so kahl wie die andere. Für mich war die Freude des Wiedersehens groß. Es umfing mich Liebe und Wärme, Elternfürsorge, kurz das, was der Mensch nur eine Stelle auf Erden hat: die Heimat.

Es mußte jetzt an die Konfirmation gedacht werden. Hier in Lüneburg hatte ich bereits dem Konfirmandenunterricht des Pastors Fressel²² als Zuhörer beigewohnt, wie auch von ihm in seiner Kirche Religionsunterricht empfangen. Es war dies eine wöchentliche Pflichtstunde jeden Mittwoch von 8–9, jedoch nur im Sommer. Diesem Mann schulde ich viel. Er verkündigte zwar die Orthodoxie, aber in so milder, verständnisvoll-wohltuender Weise, die ihm nicht vergessen werden soll. Zu Hause²³ wurde ich bei dem Seelsorger der Familie angemeldet. Unglücklicherweise erkrankte er ganz kurz vor Anfang des Unterrichts, um nicht wieder gesund zu werden. Bis ihm klar wurde, daß er zunächst nicht würde unterrichten können, sandte er einen jugendlichen Vertreter, der in seinem Geiste verfahren würde, da er als sein früherer Konfirmand die Unterrichtsweise unseres Pastors kannte. Dieser junge Geistliche, Pastor Hallas, gab sich viel Mühe, sprach manches Wort, auf das ich mich heute noch besinne. Ich nenne nur das Gebet. Aus seinen Worten ging deutlich hervor, daß er damit vertraut war. Dann über die sogenannten Mitteldinge, die weder verboten noch besonders erlaubt oder geboten sind: Tanz, Theater, Genuß von Wein, Mäßigkeit, Enthaltbarkeit und manches andere. Nach kurzen Wochen ließ uns der erkrankte Pastor sagen, daß er leider für längere Zeit ans Krankenzimmer gefesselt sein würde, wir möchten unsere Eltern hiervon benachrichtigen und sie bitten, das Weitere zu veranlassen. Ich kam zu einem Pastor Frimodt an einer Vorstadtkirche (St. Johannes), der seine eigene Art des Unterrichtens hatte. Er war strenggläubig, litt keine abweichende Meinung und besaß nicht die Milde und die Fähigkeit, den Standpunkt anderer zu begreifen. Er hatte etwas Bizarres, etwas der Art Abrahams a Santa Clara²⁴. Auch etwas Drastisch-Komisches, z. B. wenn er von der Versuchung und dem Teufel sprach. Aber er malte uns mit glühenden Farben das Heilandsbild in die Herzen, lehrte uns beten, soweit der eine Mensch das einen anderen Menschen lehren kann. Ich erinnere noch die letzte Stunde, die wir nichtsahnend bei ihm hatten, erinnere die letzten Gebetsworte, die er sprach, ehe wir auseinander gingen. Da nahm ihn der Herr zu sich, urplötzlich stand die kleine Herde ohne ihren Hirten. Somit war wieder ein Wechsel nötig. Mein Vater wandte sich an Frimodts Amtsbruder an derselben Kirche, Rindom; nur kurze Wochen sollte ich den Unterricht dieses vortrefflichen Mannes genießen. Darum kann ich über denselben nur das Eine sagen: ich empfang den Eindruck, hier spricht ein Jünger seines Meisters. Soviel über ihn. Palmsonntag, ein sonniger, freundlicher Tag brach an. Ich legte das feierliche Gelübde ab und empfang den Segen der Kirche.

22 Johann Christian Friedrich Fressel (1819–1894), 1850 zweiter Prediger, seit 1884 Erster Pastor an St. Johannes.

23 Gemeint ist: in Kopenhagen.

24 Der Augustinermönch Abraham a Santa Clara (1644–1709) galt als sprachgewaltiger katholischer Prediger und Poet des Barock.

Lehrzeit

(Bl. 7) Nun ging's in die Berufsarbeit! Wie's kam, daß ich Buchhändler wurde? Zwei Brüder waren in kaufmännischer Stellung, da hatte ich das Empfinden, der jüngste kann etwas anderes werden. Mein Vater schlug das Buchdruckerhandwerk vor. Ich hatte wohl Lust, aber unser Arzt glaubte nicht zuzuraten zu können wegen der oft so ungesunden Atmosphäre in den Räumen eines solchen Betriebes. Ich gab und gebe ihm heute noch recht. Da sagte meine Schwester Marie, als die Rede darauf kam, was der Junge machen sollte: „werde doch Buchhändler, was meinst du dazu?“ Ich meinte ja und wurde es.

Mein Onkel Otto Delbanco hatte in Kopenhagen ein Verlagsgeschäft geringeren Umfangs, war an einem größeren als Mitinhaber beteiligt und redigierte die in Kopenhagen wöchentlich erscheinende Illustrierte Zeitung und das ebenfalls wöchentlich erscheinende buchhändlerische Organ. Mit seiner Hilfe war bald bei Herrn Tillge eine Lehrstelle gefunden, ein lebhaftes Sortiment, dem Hauptpostamt gegenüber, mit Papier und Schreibwaren verbunden. Aus früherer Zeit besaß die Firma noch etwas Verlag, darunter die alten Chroniken von Grundtvig²⁵ übersetzt, auch andere Schriften von dem genannten hervorragenden Kirchenmann und Dichter. Außerdem einen zwar nicht umfangreichen, aber gut eingeführten Schulbücherverlag. Hierzu kam noch eine Sammlung wertvoller Bilder für's Volk, farbig und schwarz, Größe ca 70x45 cm in wohlfeiler Ausgabe. Diese Bilder fanden starken Absatz und sollten den Neuruppiner Kitsch verdrängen. Die Verlagsvorräte lagerten teilweise auf dem Boden der Universität in festverschlossenen Räumen und mußten von dort und einem anderen gemieteten Aufbewahrungsorte nach Bedarf geholt werden. Diese Arbeit fiel mir des öfteren zu. Nicht ohne Angstgefühl stieg ich die vielen Treppen und schritt über den schier nicht Ende nehmen wollenden Boden, bis ich unser Abteil erreichte. Es war dort oben eine so gruselige Einsamkeit, in der ich mich nicht besonders wohl fühlte. In dem Geschäft wurde ich gut vorgebildet, an Arbeit fehlte es nie. Zwar mußte ich viel auf der Straße liegen um einzuholen, was aus anderen Handlungen einzuholen war, aber das tat meiner Ausbildung nicht Abbruch. Die Buchhandlung hatte einen großen Kundenkreis und infolge der guten Lage sehr viel Laufkundschaft. Zu den festen Kunden im gewissen Sinne gehörte ein noch jugendlicher Bierfahrer mit blendend weißer Schürze. Seinen Namen habe ich nie erfahren, aber etwas verband uns, ohne daß er es ahnte, die Liebe zu den Schriften Otto Funckes, des Pastors an der Friedenskirche in Bremen.²⁶ Kam ein neuer Band in dänischer Übersetzung und sah ihn der Kutscher in unsrem Fenster, ließ er seine Pferde halten in der lebhaften Straße, schwang von seinem Bock herunter und holte sich das Buch heraus. In unserem Geschäft hatten wir auch ein beschränktes Lager deutscher, französischer und englischer wie schwedischer Bücher, besonders Neuerscheinungen schönwissenschaftlichen Inhalts. Direkte Verbindung

25 N. F. S. Grundtvig, 1783–1872, dänischer Schriftsteller, Historiker, Pfarrer, Bischof und Politiker; Begründer des Volkshochschulwesens.

26 Otto Funcke (1836–1910), evang. Pastor, seit 1868 für die Innere Mission in Bremen, christl. „Volkserzähler“.

mit dem Auslande wurde zwar wenig gepflegt, wir bezogen vielmehr durch Importbuchhandlungen, die uns prompt belieferten. Daß wir unter den obwaltenden Verhältnissen ins Hintertreffen gerieten, kann ich nicht behaupten, da wir mit unseren Importeuren in Geschäftsverbindung standen und diese ja selbstredend miteinander (Bl. 8) konkurrierten. Heute, wo ich dies niederschreibe, wäre diese Frage wenigstens reiflich zu überlegen. Die buchhändlerische Organisation war eine schön straffe. Der Buchhändlerverein sorgte für Ordnung, wer sündigte verfiel schwerer Strafe, im Wiederholungsfalle drohte Ausschluß. Wer sich als Sortimentier niederlassen wollte, mußte die Bedingungen des Vereins erfüllen, u.a. Kautions stellen, ehe er von den Mitgliedern Rabatt und Kommissionsware erhielt. Trotzdem gab es räudige Schafe, und auch unsere Firma war nicht ganz stubenrein, sondern versorgte eine ausgeschlossene Handlung mit dem nötigsten. Daß dies auf die Dauer gutging, habe ich nie verstehen können. Es ist ja ein leichtes festzustellen, wer verbotenerweise solche Geschäfte macht.

Als ich meine Stelle bei Tillge antrat, redete mich am ersten Morgen dessen Bruder, der im selben Hause ein photographisches Atelier hatte, an: „So, Sie wollen sich also auch unglücklich machen“. Eine schöne Voraussage! Ein Glück, daß sie wie so manche andere nicht in Erfüllung ging. Ich habe wohl schwere Stunden in meinem Berufe gehabt und es ist mir Widerwärtiges nicht erspart geblieben, aber trotzdem: ich habe meine Berufswahl nicht bereut.

Da sich mir Gelegenheit bot, meine Lehrzeit in einer angesehenen Hamburger Handlung zu beendigen, einigte ich mich mit dem Prinzipal und reiste im September 1881 nach Hamburg zum Zwecke weiterer Ausbildung. Der Tag der Ankunft war ein für Hamburg wichtiger Tag: Kaiser Wilhelm I. weilte als Gast in der alten Hansestadt, die sich's nicht nehmen ließ, dem greisen, milden, an Siegen reichen Herrscher einen glänzenden Empfang zu bereiten. Feststimmung lag über der ganzen Stadt. Alt und Jung war auf den Beinen, dabei herrschte musterhafte Ordnung. Die Polizei hatte es leicht. Es glückte mir, an der Alster einen guten Platz zu erwischen, als der Zug vorbei kam. Ich sah den Kaiser, er machte zwar einen müden Eindruck, hatte sich gewiß verausgabt, denn er kam von anstrengender Feier, die große Anforderungen an seine Kräfte stellte, der Feier des ersten Spatenstichs am Nordostsee-Kanals. Aber ich konnte mir denken, daß er in nur etwas jüngeren Jahren eine königliche Gestalt abgegeben habe. Es war mir eine Freude, diese welthistorische, weit und breit verehrte Persönlichkeit zu sehen, dessen innere Vornehmheit und Ritterlichkeit von keiner Seite angezweifelt wird. Außer ihm sah ich die Siegfriedgestalt seines Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm²⁷, der vielleicht schon damals den Keim des Todes in sich trug. Meine Mutter verehrte diesen stillen Dulder so, daß sie sich einmal sein Bild bei mir kaufte. Und das will viel sagen.

Nun kam ich also in eine deutsche Buchhandlung. Die Firma hieß W. Manke Söhne, der Inhaber war Herr Heinrich Wichern. Er war ein Sohn des berühmten Bahnbrechers

27 Kaiser Friedrich III. (1831–88): König von Preußen und Deutscher Kaiser nur 99 Tage im Jahr 1888.

der Arbeit innerer Mission²⁸ und stand damals auf der Höhe des Lebens. Auch an dieser Handlung klebte etwas Verlag aus älterer Zeit; regelmäßig erschienen die „Astronomischen Nachrichten“, deren Vertrieb uns übertragen war. Aber das Sortiment war die Hauptsache. Vom berühmten alten Friedrich Perthes 1796 gegründet, zählte es zu seinen Kunden die höchsten Gesellschaftskreise der Stadt, viele öffentliche Büchereien und besaß gute Überseeverbindungen. Wir hatten Abnehmer in kaufkräftigen Schleswig-Holsteinischen Kreisen, in England, Dänemark, den Ostseeprovinzen und der Krim. Ebenso (Bl. 9) in Norwegen, wo wir u.a. zwei blühende Geschäfte belieferten. Der Chef war ein Mann, der durch und durch deutsch dachte, königstreu bis in die Knochen. Diese seine Gesinnung war mir namentlich deshalb sympathisch, weil er sie nicht zur Schau trug. Dazu war sie ihm zu heilig. Aber wer ihn kannte, wußte, wie er stand. Hier fand der Neuankömmling Gelegenheit, etwas Tüchtiges zu lernen. Das große Lager imponierte mir, aber bald fand ich mich auch darin zurecht. Aus bedeutend kleineren Verhältnissen kommend, machte ich zuerst große Augen, als ich den weit größeren Kunden-, Post- und Geld-(Giro-)Verkehr sah. Doch das war nur zu Anfang. Der Mensch gewöhnt sich schnell an das Größere, wenigstens ging es mir so. Zu meiner Zeit unterhielt der Chef – von kleineren Störungen und Einzelvorkommnissen abgesehen – freundschaftliche Beziehungen zu seinen Kollegen. Wir halfen uns gegenseitig aus, wenn etwas am Lager fehlte. Erst viel später änderte sich das leider so, daß Lieferungssperre und andere Unannehmlichkeiten die Folge waren. Unser Chef hatte, wie alle Menschen, seine Schönheitsfehler, einer der seinigen war der unberechtigte Stolz des Emporgekommenen. Ich selbst habe ihn nur von der guten Seite kennen gelernt. Seine Fehler lagen jedenfalls auf der Oberfläche. Ein paar Mal hat er hier in Lüneburg unser bescheidenes Heim besucht. Meine Erinnerungen an die Firma W. Manke Söhne in Hamburg kann ich nicht abschließen, ohne unsers treuen Faktotums zu gedenken, des „alten Heinrich“. Er war der gewissenhafteste Bote, den eine Firma je gehabt hat, in Wahrheit „ein frommer und getreuer Knecht“²⁹. Eigentlich hieß er gar nicht Heinrich, sondern Fritz Wilkens, aber als er in jungen Jahren, etwa 1840, seine Stellung antrat, sagte der alte Manke zu ihm, hier heißen Sie Heinrich, so hieß Ihr Vorgänger. Damit war er umgetauft. Schluß der Sitzung. – Um ihn zu kennzeichnen, den alten, guten Heinrich, gebe ich eine Äußerung eines sehr angesehenen Arztes wieder: „Ihr Heinrich hat so ein wenig in die Bücher geguckt, an allem so ein wenig genascht“. Dies stimmt einigermaßen und legt ein Zeugnis ab vom Interesse, das der ganz einfache, stets freundliche Mann am Buch nahm. War irgendeine Unebenheit auszugleichen im Verkehr mit den vielen Kunden, einerlei ob Privatkundschaft oder Behörden, brauchte man nur unseren Heinrich zu schicken, er brachte die Sache ins Lot. Unser Chef wußte ihn zu schätzen und ließ sich's nicht nehmen, bei seiner Beerdigung ihm am offenen Grabe einen persönlichen Scheidegruß zu widmen.

28 Johann Hinrich Wichern (1808–1881), evang. Pastor in Hamburg, 1848 Begründer der Inneren Mission (> Diakonisches Werk).

29 Matth. 25,21.

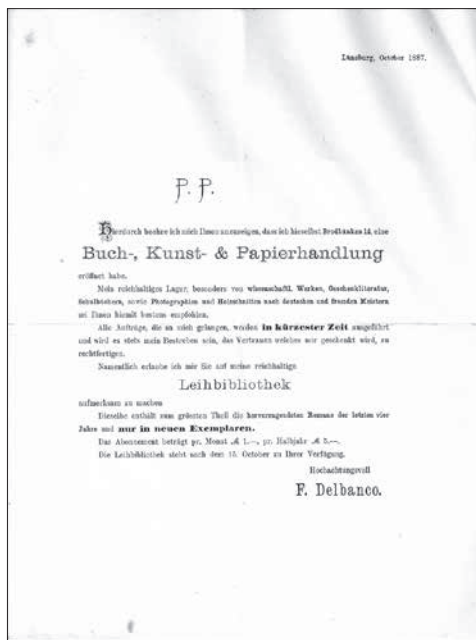
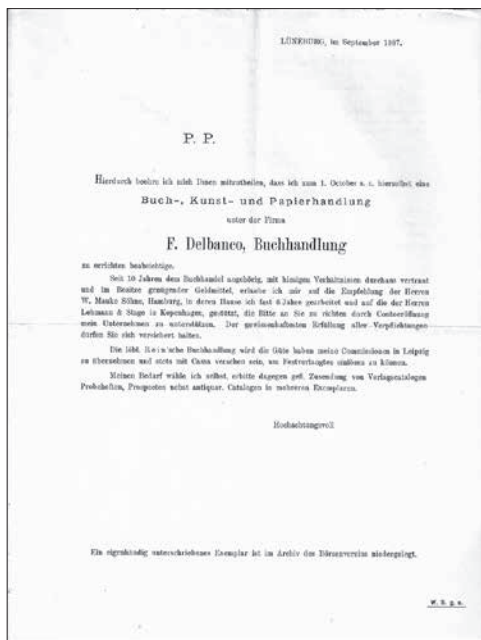
Selbstständiger Buchhändler

Den Frühling 1887 verlebte ich in der alten Buchhändlerstadt Frankfurt a. M. Der Inhaber der Firma Carl Jügels Nachfolger, Herr Moritz Abendroth, hatte mich gelegentlich eines Besuches in Hamburg engagiert, und ich hätte in diesem wohlgeordneten wie gut geführten Sortiment reiche Gelegenheit gehabt, mich buchhändlerisch weiterzubilden, wenn mein Aufenthalt von längerer Dauer gewesen wäre. Aber meine Gesundheit, die in jungen Jahren niemals berühmt war, nötigte mich, die Stelle nach kurzen Monaten aufzugeben, um in einem Kurorte im Odenwalde Heilung bzw. Besserung zu suchen. Was nun? Ich hatte mich bereits mit Fräulein Caroline Wessendorf aus Hamburg verlobt, es handelte sich jetzt darum, eine Existenz zu gründen. Meine Angehörigen waren der Ansicht, daß eine frühe Heirat, denn ich war erst 25 Jahre alt, in diesem Falle das richtige sei. Sie haben sich nicht geirrt, ich wurde darnach gesünder. Also, nun (Bl. 10) wünschte ich ein Geschäft zu erwerben. Angebote erhielt ich genug. Aber die Wahl, die Wahl! Aus Lüneburg wurde mir die Firma Herold & Wahlstab angeboten. Die Verhandlungen scheiterten in erster Linie an den Bedingungen. Die Forderung stand in keinem Verhältnis zum Jahresumsatz, damals 36000 M. Das war auch in den Achtziger Jahren nicht allzuviel. So hoch müßte ich doch allmählig mit einer Neugründung kommen. In meiner Not wandte ich mich an den Buchhändler Justus Pape i./F. Herold-Sohn Buchhdlg. in Hamburg. Der riet entschieden vom Ankauf der Fa. Herold & Wahlstab ab und sagte nur: machen Sie in Lüneburg ein eigenes Geschäft auf. Gesagt, getan! Der alte Wahlstab zwar nahm mir diesen Schritt sehr übel, verbreitete das Gerücht, ich hätte nur zum Schein mit ihm verhandelt, um die Umsatzverhältnisse kennen zu lernen. Ich kann nur sagen, daß das ein Irrtum sei. Jahrelang beehrte er mich mit seiner Unfreundlichkeit. Ich bin weit davon entfernt, ihm solche nachzutragen. Die buchhändlerischen Verhältnisse lagen für mich nicht ungünstig hier am Platze. Außer der genannten Firma befanden sich hier drei, jetzt längst eingegangene Handlungen, die von Engel, Elster und Lütke.³⁰ Diese drei Firmen vegetierten und mußten bald schließen. Engel, ein Neffe der Familie Wahlstab, ging am Kartenspiel und Alkoholgenuß zugrunde, Elster, einer von den vielen, vielen Pastoren-söhnen im Buchhandel, die für unsern Beruf völlig ungeeignet sind, hatte darnach ein Zeitungsgeschäft, und Lütke wurde vorwiegend durch seinen Schwiegervater über Wasser gehalten, bis der ein ruhmloses Ende fand.

Ich eröffnete also in den ersten Oktobertagen 1887 mein Geschäft in einem kleinen bescheidenen Laden an den Brodbänken No. 13a im Hause eines Kaufmanns Jonasohn, der mich so gründlich schikanierte wie es denkbar war und darauf mir die Kündigung zustellte. Somit mußte ich nach einem halben Jahre umziehen und fand geeignete Räume am Markt No. 2. im Hause des Möbelfabrikanten, Herrn L. A. Grössner³¹,

30 Lüneburger Adreßbuch von 1887: „Engel’s Buchhandlung“ (Inh. Albert Engel und Louise Engel, Wwe.) befand sich in der Gr. Bäckerstr. 4; Wilhelm Elster betrieb Buchhandlung und Leihbibliothek bis 1891 in der Gr. Bäckerstr. 22; die „Herold & Wahlstab’sche Buchhandlung“ (in Lüneburg seit 1797; ab 1903 Inhaber: Erich Fechner) saß in der Gr. Bäckerstr. 11; G.A. Lütke war Buchhändler An den Brodbänken 1. – Das Gebäude An den Brodbänken 13a gehörte dem Kaufmann und Bankier J. J. Jonasson; Delbanco verlegte ab 1. Mai 1888 sein Geschäft in das Haus Am Markt 2.

31 Ludwig August Grössner (1835–1914), dessen Vater vom hannoverschen König zum Hofischt-



Ankündigungen der Geschäftseröffnung zum 1. Oktober 1887

wo mein Geschäft etwas über 32 Jahre verblieb, bis die Söhne und Neffen Grössners infolge notwendig gewordenen Umbaus, der wiederum mit Erweiterung ihrer eigenen Verkaufs- und Ausstellungsräume zusammenhing, mich ersuchen mußten, anderweit unterzukommen. Im Jahre 1920 verlegte ich also zum zweiten Male das Geschäft und zwar nach der Rotenstraße 13/14 ins Haus des Hofbesizers Carl Cordes-Barendorf. Mein Verhältnis zu Herrn Grössner und seiner Familie ist stets ein angenehmes gewesen. Herr Grössner war ein self-made man im besten Sinne des Wortes. Aus kleinen Anfängen hatte er es verstanden, unter kluger Ausnutzung der jeweiligen Zeitumstände, aus einer soliden kleineren Tischlerei, die ihm nach seinem Vater zufiel, eine Möbelfabrik zu machen, die weithin den besten Ruf genoß. Seine Söhne arbeiten in seinem Sinne weiter. Ich zweifle nicht daran, daß auch seine Enkel dermaleinst den Ruhm der alten hochachtbaren Firma mehren werden. Es heißt nicht umsonst: das Handwerk hat einen goldenen Boden. Herr Grössner sen. war ein verständnisvoller, weitblickender Mann. Es war mit ihm gut kramen, wie man sagt. Wenn er für mich ein anerkennendes Wort hatte, so hat es mich stets gefreut. Ich hatte das Gefühl, er kennt

lermeister ernannt worden war, errichtete 1896 die erweiterte Möbelfabrik in Lüneburgs Süden (Wilschenbrucher Weg 90). Kontor und ständige Ausstellung befanden sich Am Markt 2. Daneben bestand die Möbelfabrik Wilhelm Grössner, Am Berge 37. – Vgl. Gustav Luntowski, Die Industrie- und Handelskammern im Regierungsbezirk Lüneburg. Festschrift zum 100jährigen Bestehen der IHK Lüneburg, 1966, S. 57. – Vgl. auch: Otto Puffahrt, Edle Wohnmöbel aus Lüneburg. Die fast vergessene Möbelfabrik Grössner. In: Entwicklungen. Sechstes Heimatbuch für den Landkreis Lüneburg, 2008, S. 37–49.

die Sorgen, Nöte und Freuden eines Geschäftsmannes, sein scharfes Auge durchdringt manche Zusammenhänge, er weiß wo der Schuh drückt, er kennt die Schwierigkeiten, (Bl. 11) die bekanntlich darum da sind, damit wir sie überwinden. Und er hatte die weit größeren Hindernisse nehmen müssen. –



Am Markt 2 (1920)

Wenn ich auf jene Anfangsjahre meiner Firma zurücksehe, so waren sie nicht ganz leicht. In's Geschäft hineinzukommen war schwieriger, als ich mir's gedacht hatte. Es ist nur durch zähe, ausdauernde Arbeit gelungen, meiner Handlung die Grundlage zu verschaffen, die sie jetzt nach fast 40 Jahren hat. Ich richtete mein Augenmerk auf alle Kreise, auf die Studierten, Studierenden und die werdenden Studenten bis zu den einfachsten technischen, rein handwerksmäßigen Berufen, indem ich mir sagte, jeder, wer es auch sei, muß doch im Jahre irgendein Buch haben. Hierin habe ich mich nicht ganz getäuscht. Der Lehrling, der sein Gesellenstück machen will, der untere wie der mittlere Beamte, der eine höhere Stellung erstrebt, der Jäger, der Grundbesitzer, der Gartenfreund, der Kaufmannsbeflissene, der fremde Sprachen lernen will, hat auch Interesse an Reisewerken, kurz, für jeden ist ein Buch geschrieben. Es handelt sich lediglich darum, an den einzelnen heranzukommen. Das beste Werbemittel war zweifellos schnellste Bedienung. Dazu gehört auch ein gewisses Verständnis für die Wünsche der Käufer. Lediglich auf den Knopf [zu] drücken, tut es nicht. Dann aber auch ein gut gewähltes Lager, ein Schaufenster, das stets das Neueste auf dem Literaturgebiete aufweist. In den ersten Jahren war der Umsatz trotz aller Anstrengung niedrig und konnte nicht als genügend bezeichnet werden. Es dauerte viele Jahre, bis er eine einigermaßen befriedigende Höhe erreichte, in den Kriegsjahren stieg er, auch rein abgesehen von der Geldentwertung; letztes Jahr (1924) betrug er 50% mehr als der letzte Friedensumsatz. Dieses Jahr scheint wesentlich besser zu werden. Von den Leuten, die

mir den schweren Anfang durch freundliches, wohlwollendes Verhalten erleichterten, nenne ich nur einige: Senior [Joh. Chr. Friedr.] Fressel, Professor Theod. Meyer, Seminar- direktor [Heinrich Friedrich] Bünger, [Heiligengeistschul-]Rektor [Theodor] Grünewald, Seminarlehrer [Heinrich] Wilkens, Direktor [Theobald] Karnstädt, Syndikus [Georg] Keferstein, Pastor [Theodor] Strasser, Regierungsrat [Paul] Rohde. Ihnen allen schulde ich Dank für ihre Förderung. Um den Ertrag des Geschäfts zu heben, eröffnete ich sehr bald eine Leihbibliothek und rief ich einen Zeitschriftenlesezirkel ins Leben. Die Leih- bibliothek entsprach und entspricht nicht den Erwartungen. Der Lesezirkel dagegen hat sich gelohnt. Freilich erfordert er viel Arbeit und ein stetes Aufpassen, denn wehe wenn eine Abonnentin ihre Blätter nicht in richtiger Reihenfolge erhält! Aber es glück- te doch, die Abonnenten zusammenzuhalten. Ein Hauptkontingent zur Kundschaft stellten und stellen die Schüler der verschiedenen Lehranstalten. Die Lage am Markt war nicht ungünstig und an den s. g. Schulbüchertagen ging's heiß her. Zum Glück kamen die Volksschüler stets eine Woche früher als die übrigen, weil jene bei Schluß des Schuljahres ihre Einkäufe machten, diese bei Schulanfang. Da habe ich oft meine stillen Beobachtungen gemacht. Wie verschieden sahen die Kinder des vierten Stan- des doch aus! Saubere und unsaubere durcheinander. Oft sah man auch den Eltern dieser Kinder die Freude darüber an, daß das Kind in eine höhere Klasse aufgerückt sei, oft bemerkte ich dieselben bekannten Gesichter, die freundlich grüßend mich an- sahen. Ich habe die Freude solcher Mütter aufrichtig geteilt. Daß der ungeahnte Auf- schwung des Lyzeums, die Erweiterung des Johanneums, die Gründung der landwirt- schaftlichen Winterschule, der Ausbau der Handelsschule mir zustatten kamen, liegt auf der Hand. Ebenso die Einrichtung neuer Volksschulen. Vor allem aber der Bau der IV. Provinzial-Heil- u. Pflgeanstalt hierselbst. (Bl. 12) Erwähnen möchte ich als mein Unternehmen fördernd, die Wanderbewegung unter Jugendlichen, den gesteigerten Verkehr unseres Bades³². Freilich setzte damit auch vermehrte Konkurrenz ein. Die Fir- ma Herold & Wahlstab wechselte dreimal den Inhaber. Zuerst kam Brauns, ein durch und durch tüchtiger Mensch, der Wandel schaffte und unsaubere Geister hinwegfegte. Die Auslagen seiner Firma, die 15 Jahre früher Münchener Bilderbogen und ähnliche „Kunstblätter“ zierten, gewannen durch Einbau neuer, zeitgemäßer Schaufenster nun schon rein äußerlich Gestalt. Danach ging die Handlung in den Besitz des Herrn Bock über. Unser Verhältnis zur Firma Herold & Wahlstab gewann dadurch nicht gerade. Zu- letzt, vor 20 Jahren, kam sie in den Besitz von Herrn Erich Fechner. Von vorübergehen- den Trübungen abgesehen, sind wir gut mit einander fertig geworden. Wir helfen uns gegenseitig aus, wenn dem einen oder anderen etwa ein Buch fehlt. Als Neugründung

32 Gemeint ist offensichtlich die seit 1896 von Berlin-Steglitz ausgehende Jugendbewegung des „Wandervogel“, die mit dem Treffen am Hohen Meißner 1913 einen Höhepunkt erreichte. – Der erneuerte Lüneburger Kurbetrieb auf der Basis von Salz bzw. Sole inkl. eines Gradierwerkes im Kurpark (1907/10) erweiterte und modernisierte das seit 1820 bestehende Bad. – Vgl. Ulrich Wendland, Vom Badstoven zum Sol- und Moorbad. In: Aus Lüneburgs tausendjähriger Vergangenheit. Festschrift, hrsg. von Ulrich Wendland, Lüneburg 1956, S. 181–188. – Harald W. Garber/ Wilhelm Glöde, Die geschichtliche Entwicklung des Sole- und Moorbades Lüneburg, 1979.

wäre die Firma Rathmacher (früher Daur) zu nennen.³³ Auch zu diesem Geschäfte sind unsere Beziehungen angenehm. In den Kriegs- und Nachkriegsjahren kam uns dreien diese Geschäftsfreundschaft sehr zu statten. Eine Buchbinderei Flohrs entwickelte sich allmählich zur Vollbuchhandlung und ist als solche von den Organvereinen anerkannt worden und hat sich unseren Organisationen angeschlossen. Die Lüneburger Landbuchhandlung Manecke möchte ich nicht unerwähnt lassen als neueste buchhändlerische Gründung. Daß eine Stadt von der Größe Lüneburgs, die in erster Linie Beamten- und Fabrikstadt ist, auf die Dauer nicht fünf Vollbuchhandlungen erhalten kann, erscheint mir nicht fraglich. Selbst wenn man die kaufkräftige Umgebung hinzurechnet. Weit über einen gewissen Radius gehen die Umsatzmöglichkeiten nicht. So war mir stets alles, was in die Nähe Harburgs verzog, geschäftlich verloren. Uelzen hat leistungsfähige Firmen. In Bleckede, Bevensen und anderen Landstädten der Umgegend existieren gemischte Geschäfte, die den buchhändlerischen Bedarf zu decken suchen. Mir kam überseeische Kundschaft, die nach und nach gewonnen wurde, zustatten, wie solche in meinem alten Vaterlande, wobei mir die Kenntnis der dänischen Sprache und Familienbeziehungen halfen, Boden zu gewinnen.

Wandel im Buchhandel

Soviel von der Buchhandlung, nun etwas vom Buchhandel. Bekannt ist, daß schon im Altertum Bücher gehandelt wurden, d. h. wer Geld hatte, konnte sich welche erwerben. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde das Buch Allgemeingut. Im XV., XVI. Jahrhundert geschah der Vertrieb im Wanderverkehr, die Buchführer durchzogen die Lande und brachten die Bücher namentlich auf Messen und Märkten an den Mann. Ähnliches wiederholte sich in den Achtziger, Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Zeit schlimmster Überproduktion, als das Großantiquariat Abflußkanäle schaffte für so manches an sich wertvolle Buch, das aber zum regulären Preise nicht absetzbar war. Emil Strauss³⁴ in Bonn war auf diesem Gebiete bahnbrechend. Seine Reisenden durchquerten das deutsche Sprachgebiet von Westen nach Osten, von Süden nach Norden. Er schreibt, die Hauptschwierigkeit liegt im Kaufen. Hierdurch erwuchs natürlich dem Sortiment ein fast unerträglicher Wettbewerb, der den Börsenverein veranlaßte, Wandel zu schaffen und durch die „Restbuchhandelsordnung“ die übelsten Auswüchse zu beseitigen. Den Wanderverkehr des XVI. Jahrhunderts löste der Tauschverkehr ab. Frankfurt a. M. wurde bis etwas Mitte des XVIII. Jahrhunderts die buchhändlerische Messestadt, woselbst in- und ausländische Buchhändler alljährlich zusammenkamen und ihre Waren austauschten. Es war ein bargeldloser Verkehr. Druckbogen gegen Druckbogen. Man nannte (Bl. 13) das „verstechen“. Überschießen-

33 Georg Daur betrieb seine Buchhandlung 1904 An den Brodbänken 1a, ab 1910 in der Kl. Bäckerstr. 8 und eine Filiale in der Rote Str. 13–14; 1935 übernahm Karl Perl die Fa. Rathmacher. – Dorothee Flohrs Wwe. führte 1905 die Buchbinderei und Papierhandlung in der Grapengießestr. 51 und warb mit dem Alleinverkauf der Photographien von Alt-Lüneburg. – Zudem führte Albert Peppermüller seine Papier- und Buchhandlung in der Rosenstr. 8.

34 Emil Strauß (1845–1903), liberaler Buchhändler und Verleger in Bonn und Leipzig.

de Saldi wurden auf's neue Jahr vorgetragen. Das war so gang und gäbe in jener längst entschwundenen Zeit, die wir „die gute alte“ zu nennen pflegen. Erreicht wurde dadurch, daß jeder Verleger-Sortimenter an seinem Wohnorte ein geeignetes Bücherlager unterhalten konnte. Diese Vertriebsform erinnert etwas an die Genossenschaften der Gegenwart. Der Buchhandel war seiner Zeit unlegbar weit voraus. Ohne ein Vertriebsfilialnetz, das sich auf diese Weise bildete, wäre (ein) Verleger nie auf seine Kosten gekommen. Von seinem eigenen Wohnorte aus konnte er die Auflage einfach nicht absetzen. So verteilte sich das Risiko auf viele. Andererseits wäre eine andere Art der Verrechnung unmöglich gewesen, da das Kapital des einzelnen in dessen Verlagsartikeln festgelegt war. Gedruckt wurde derzeit, wo das Latein die Sprache der Gebildeten war, vorwiegend das gelehrte Buch, das Buch für Studierende und Studierende. Das Buch, das der Unterhaltung diente, das leicht verständliche wissenschaftliche, für die weiteren Kreise bestimmte, kam zwar auch zu seinem Recht, jedoch in geringerem Maße. Die Bücherpreise waren damals immerhin recht hoch, das zehnbiszwanzigfache des heutigen. Jedenfalls wirkte dies regelmäßige Sichbegegnen auf der Frankfurtmesse anregend und fördernd; der Geist der Kollegialität konnte dadurch nur gestärkt werden.

Mit dem Zeitalter des großen Friedrich³⁵ setzte nicht nur eine neue Literaturperiode ein, sondern Deutschland stand geistig selbständiger da, literarisch nicht mehr abhängig von Frankreich. Die Zeit der Aufklärung hub an. Sie bedeutete eine ungeahnte Blütezeit des gesamten Buchwesens. Hinzu kam die politische, durchgreifende Umgestaltung. Die Bedeutung der Einzelstaaten gewann in den Augen der Welt. Die Namen Klopstock, Wieland, Lessing, Gellert erinnerten die Völker daran, daß es eine deutsche Literatur gab. Die Bedeutung Frankfurts als internationale Buchmesse sank mit dem Aufblühen des deutschen Buchhandels für immer dahin. An Frankfurts Stelle trat Leipzig, das diesen Platz in gewissem Sinne behauptet hat bis auf den heutigen Tag. Allerdings sank die buchhändlerische Bedeutung Leipzigs sehr zur Zeit des Weltkrieges und der Inflation. Der direkte Verkehr trat einfach an Stelle des indirekten. Dies hat sich noch nicht völlig zu Gunsten Leipzigs geändert. Mein Freund, der Buchhändler L.H. Meyer-Oldesloe schreibt unter'm 10. Juli 1925: „ Aus dem Adreßbuche ersehe ich, daß Du keinen Kommissionair mehr in Leipzig hast. Mich vertritt das Gross- und Kommissionshaus, man könnte es auch entbehren, so wie früher ist Leipzig für uns Buchhändler nicht mehr von Bedeutung. Mein früherer Kommissionair macht die größten Anstrengungen, mich zu sich wieder hinüberzuziehen. Ich habe nicht grade gefunden, daß die Vertretung gegen früher vorteilhaft ist. Wahrscheinlich kehre ich zu meinem alten Kommissionär zurück. Es ist so etwas wie Luxus, was mich wünschen läßt, wieder die alten Beziehungen anzuknüpfen“.

Ohne Kämpfe des Alten mit dem Neuen ging's nicht ab. Das Reformwerk setzte sich erst allmählich durch. Es ist unmöglich, von ihm zu sprechen ohne den Mann zu nennen, dem wir's in erster Linie mit verdanken: Philipp Erasmus Reich³⁶, dem damaligen Besitzer der heute noch in hohem Ansehen stehenden Weidmann'schen Buchhandlung, s.Z.

35 Gemeint ist Friedrich II. (1712–1786), preußischer König ab 1740.

36 Ph. E. Reich (1717–87) gilt als Reformator des deutschen Buchhandels im 18. Jahrhundert.

in Leipzig. Reich war ein seiner Zeit weit vorseilender Mann mit stark entwickeltem Blicke für's Praktische, das Erreichbare. Er erkannte, daß der Tauschhandel mit samt dem Nachdrucke Schädlinge am wirtschaftlichen Leben seien und bekämpfte sie. Der Tauschhandel hatte seine Berechtigung, so lang Gleichwertiges ausgetauscht wurde, so- (Bl. 14) bald aber das, was man damals „Schofel“ nannte, (heute würde man „Kitsch“ sagen) in Tausch gegeben wurde, lag die Sache anders. Man lehnte die Geschäftsverbindung mit solchen Verlegern ab; diese, an sich wirtschaftlich Schwachen, sahen sich ins Hintertreffen gedrängt und hielten sich durch Nachdruck gangbarer Werke über Wasser. Möglich, daß auf diese Weise „Volksausgaben“, wie wir sie jetzt bezeichnen würden, unter's Volk kamen, aber die Nachdrucker waren und blieben Schädlinge. Schon Luther schrieb in heller Empörung gegen sie. Reich wandte sich in Sachen des Nachdruckes, der Meßordnung und der Privilegien an die Regierung. Als diese zögerte und nicht durchgreifend zu helfen vermochte, versuchte er im Wege der Selbsthilfe, durch Zusammenschluß der Buchhändler weiter zu kommen. Auch hier erlebte er Enttäuschungen und mußte sich bescheiden. Immerhin, ein Anfang war gemacht, die „Sozietät“ gegründet, wenn auch die Zahl der Mitglieder zunächst gering war. Erst die Zukunft brachte die Erfüllung Reich'scher Ideen. Das Tauschgeschäft wurde allmählich durch die zeitgemäßere Form des Bar- und Bedingtverkehrs abgelöst. Eine unangenehme Begleiterscheinung waren die s. g. Krebse oder Remittenden. So schreibt ein Meßbesucher: „Richtig fand ich denn auch für Remittenden im Quartier, die noch eh' ich angekommen, schon einstweilen Platz genommen, aber wer beschreibt mein Bangen, kaum die Firma ausgegangen, war's als käm' das wilde Heer remittierend auf mich her. Hier sind Numero Eins und Viere, Zweek stehn noch im Quartiere“. Um den Ausbau Leipzigs als buchhändlerische Abrechnungsstadt machte sich Carl Christian Horvath³⁷ aus Potsdam verdient. Bis zur Errichtung eines eigenen Gebäudes fand die Abrechnung im Paulinum, dem Hörsaal der Theologen, statt. Kurz vor Gründung des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels zog Horvath sich zurück, behielt aber den Ehrenvorsitz des jungen Börsenvereins. Neun Jahre später tritt der Börsenverein zum ersten Male öffentlich hervor, indem er den „Entwurf eines Regulativs für den literarischen Rechtszustand in Deutschland“ der Ministerialkonferenz vorlegte. Er fiel unter den Tisch, das Auftreten des Börsenvereins sagte den Herren in Wien nicht zu, man meinte, nicht mit Unrecht: jetzt spricht er bittend, später wird er fordern und zwingen. Am 26. Oktober 1834 wurde der Grundstein zum Neubau des Börsenvereins gelegt. Im feierlichen Zuge ging's unter Vorantritt von 26 Marschällen in den Landesfarben zum Bauplatz. Ein Chor sang: „O! sieh herab auf unser Tun, laß Dir es wohl gefallen und Deinen Segen darauf ruhn, Dir weih'n wir diese Hallen, daß unter Deinem Schutz und Hort das Reich des Wissens fort und fort in Fried und Eintracht wachse“. Der Erste Vorsteher Theod. Enslin-Berlin³⁸ sprach die Worte beim Hammerschlag: „Die Weisheit leite und vollende, die Schönheit schmücke und ziere, die Stärke befestige und erhalte“. Dieses Ideal hat

37 C. Chr. Horvath (1752–1837) war Gründer des deutschen Börsenvereins der Buchhändler (1825).

38 Theodor Enslin (1787–1851), Buchhändler und Verleger in Berlin, 1835–38 Vorsteher des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler.

der Börsenverein niemals aus dem Auge verloren. Er hat sich auch von ihm leiten lassen, als er zur Ostermesse 1888 das neue weit größere, äußerlich schönere Heim am Gerichtswege bezog. Ein feiner Renaissancebau, errichtet nach den Plänen der Architekten Kayser u. v.Grossheim – Berlin! Ein großer, mit Glasmalereien und künstlerisch ausgeführten Bildnissen der hervorragenden Vertreter unseres Standes geschmückter Festsaal zieht sich durch das erste Stockwerk.

Betreffs des Urheberrechts, so setzte sich der Gedanke hierzulande nicht so leicht durch wie z. B. in Frankreich, wo es diesen Schutz des geistigen Eigentums bereits lange gab, ehe wir ihn erhielten. Hier fürchtete man sich, dem Verleger eine solche Monopolstellung zu gewähren. Dazu kam die Zerrissenheit Deutschlands mit seinen 39 Staaten. Auf Preußens Antrag gewährte der Bund 1832 dem Urheber gewisse Rechte, bei weitem jedoch nicht genügend. Zunächst mußte man hiermit zufrieden sein. Erst dreizehn Jahre später erhielten die Schutzbestimmungen seitens des Bundes eine erweiterte Form, doch sollten noch viele Jahre dahin gehen, bis die Reichseinheit auch auf diesem so wichtigen Gebiete die Rechtseinheit brachte, nachdem kurz vordem (1867) das Klassikerprivileg aufgehoben worden war. Hand in Hand mit diesen Kämpfen gingen die um die Aufhebung der Zensur, die alle Menschenrechte mit Füßen trat, ihrer geradezu spottete. Sie stellte eine Knebelung ärgster Art dar. Es sollte eben keine öffentliche Meinung geben. Der Untertan mit seinem Minimalverstande hatte nur zu parieren. In Preußen und einigen anderen deutschen Staaten wurden im Jahre 1816 die Zensurvorschriften verschärft. Die Karlsbader Beschlüsse setzten allem die Krone auf! Und solches erhielt ein Volk als Lohn für die Opfer, die es wenige Jahre vordem im Kampfe gegen den äußeren Feind gebracht hatte! Eine rühmliche Ausnahme machte Sachsen-Weimar, das im Jahre 1816 alle und jede Zensur aufhob! Mit Recht singt Heine: „Und wird uns der ganze Verlag verboten, so schwindet am Ende von selbst die Zensur“. Dem Zwangsregiment eines Metternich schien es völlig gleichgültig, ob aufblühende Gewerbe gewaltsam unterdrückt wurden oder nicht. Diese Unterdrückung geschah in einer Zeit der Schnellpressen, Massenaufgaben, verbesserter Fabrikation und einer gänzlichen Umwandlung auf dem Gebiete der Schriftgießerei. Die Geistesströmungen, das Wohl und Wehe des Verlagsbuchhandels und dergleichen Forderungen der Neuzeit waren einem Mann von Metternichs Art völlig unverständlich. Erst mit seinem Sturze 1848 war das Schicksal der Zensur in Oestreich entschieden. Der Deutsche Bund hatte diese vorweltliche Bestimmung wenige Tage vordem außer Kraft gesetzt. Die Hallesche Zeitung begrüßte dieses Ereignis durch einen Freudenartikel, die Vossische durch eine Extranummer. Die Pester Buchhändler schrieben: Die Fesseln fallen von uns. – Von 5000 Veröffentlichungen, die der Michaelis Meßkatalog enthielt, beschäftigte sich 1/3 mit dem Fallen dieser Fesseln.³⁹

Als ich im Jahre 1887 meine Handlung gründete, standen wir im Buchhandel vor einer neuen Reformfrage, von deren Beantwortung das Wohl und Wehe des ganzen Standes abhing, nämlich von der Frage des festen Ladenpreises. Mit demselben steht und fällt

39 Vgl. Gerd Schulz, Buchhandels-Ploetz. Abriß der Geschichte des deutschsprachigen Buchhandels von Gutenberg bis zur Gegenwart. 1973, 5., akt. Aufl. Freiburg/ Br. (Ploetz) 1990.

der Buchhandel. Die Verhältnisse hatten sich zu Ungunsten des Sortiments zugespitzt. Versandbuchhandlungen an Verkehrszentren, Auchbuchhändler und andere Außen-seiter machten den vertragstreuen Firmen zu schaffen. Einer suchte den anderen durch Rabattangebote zu unterbieten. Es mußte scharf durchgegriffen werden. Der Buchhandel war auf Selbsthilfe angewiesen, lediglich auf solche. Die Gewerbefreiheit, die niedrigen Portosätze erleichterten es Firmen gedachter Art, ihr Geschäft zum Schaden der Gesamtheit auf- und auszubauen. Es drängten sich völlig ungenügend vorgebildete Menschen an den Buchhandel heran, Menschen, denen die elementarsten Kenntnisse abgingen. Die Produktionsziffer stieg 1880 um 32% gegen 1869, die Anzahl buchhändlerischer Firmen dagegen im selben Zeitraum um 54%. Die Großstädte wuchsen derart, daß im Jahre 1871 jeder 20., im Jahre 1900 jeder 5. Mensch ein Großstädter war. Die Zahl der (Bl. 16) Studierenden wuchs von 1830 bis 1895 auf das Doppelte. Hier konnten unlautere Elemente so recht im Trüben fischen. Die Verleger suchten durch ihre Erklärung vom Jahre 1878 dem bedrängten Sortiment zu Hilfe zu kommen, die Reformtätigkeit „unseres Kröner“ setzte ein. Durch straffere Organisation des Börsenvereins und seiner Organvereine wurde viel erreicht. Wünsche, unerfüllte Wünsche bleiben selbstredend noch nach. Ich zähle mich zu denen, die aus der erwähnten Neuordnung Nutzen zogen. Adolf Kröner⁴⁰ in Stuttgart ragte um Haupteslänge über seine Zeitgenossen im Buchhandel empor. Man hat ihn nicht mit unrecht den Bismarck des Buchhandels genannt. Er hat sicher nicht wenig von dem titanischen Geiste des großen Staatsmannes gelernt und zu dem Seinigen gemacht. Manches in unseren Organisationen erinnert zweifellos an die Reichsverfassung. Der Börsenverein kann seine Aufgaben nur dann erfüllen, wenn die Organvereine ihn tatkräftig unterstützen. Indem er den Börsenverein zu dem machte, was er jetzt ist, hat Kröner sich unser aller Dank verdient. Wenn ich von den Organvereinen rede, muß ich auch von demjenigen reden, dem ich selbst angehöre: Hannover-Braunschweig, gegründet 1883, und zwar verdankt er sein Entstehen der Energie des Buchhändlers Theodor Fuendeling-Hamel⁴¹. Aus nichts etwas zu schaffen, ist gewiß nicht leicht. Dies hat Fuendeling durchaus verstanden. Trotz allen Widerspruchs, trotz aller Gleichgültigkeit und Lauheit, auf die er stieß, ließ er nicht ab und ruhte nicht eher, bis er sein Ziel erreicht hatte. Es steckte nicht wenig von der Zähigkeit des Niedersachsen in ihm. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Situation des Zusammenschlusses von ihm, dem Sortiment einer Stadt dritter Größe, ausging, während weit bedeutendere Firmen in den größeren Orten sich nicht rührten und sich zunächst zurückhielten. In dem Augenblicke wo ich dieses schreibe, hat unser Verband fast 200 Mitglieder. Ich habe die Verbandstage häufig besucht, habe da viele fröhliche Stunden verlebt, viele liebe Kollegen kennen gelernt und manche nützliche Anregung empfangen. Ich schulde dem Verbands sehr viel. Einmal, im Jahre 1920, habe ich die Freude gehabt, diese Zusammenkunft hier in Lüneburg mit vorbereiten zu dürfen,

40 Gustav Adolf Kröner (1836–1911) hatte u.a. 1889 in Stuttgart die renommierte J. G. Cotta'sche Buchhandlung übernommen und als Vorsitzender des Börsenvereins die Buchpreisbindung 1888 durchgesetzt.

41 Theodor Fuendeling (1852–1919), Buchhändler und Verleger in Hameln.

wobei ich nicht vergesse, daß Kollege Fechner, der auf geselligem Gebiete Gaben besitzt, die mir versagt geblieben, ganz wesentlich zur Unterhaltung der Gäste beitrug. Eine große Genugtuung war es mir und uns allen, daß wir's den Teilnehmern und Teilnehmerinnen deutlich anmerkten, daß sie sich hier wohl gefühlt hatten. Eine ähnliche Freude erlebten meine Frau und ich eine ganze Reihe von Jahren früher, als der Hamburg-Altonaer Buchhändlerverein mit Damen einen Ausflug nach hier unternahm. In diesem Zusammenhang möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß Lüneburg eine alte Buchhändlerstadt ist, in der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Verlag blühte. In dem Jahrzehnt 1837–46 rangierte Lüneburg mit seinen 233 Veröffentlichungen gleich hinter Bielefeld, Görlitz und Innsbruck, die 266, 263 und 259 Neuerscheinungen aufzuweisen hatten. Gleiche Anzahl wie Lüneburg hatte Zittau, darnach kam Krefeld mit 231 Veröffentlichungen.

Im Anschluß hieran möchte ich erwähnen, daß es mir vergönnt war, die Feier aus Anlaß des 100jährigen Bestehens des Börsenvereins in Leipzig mitzumachen. Im Mai dieses Jahres (1925) war's, daß viele hunderte Berufsgenossen aus allen Himmelsrichtungen gen Leipzig fuhren. Auch das „befreundete Ausland“ hatte Vertreter gesandt. Heller, warmer Sonnenschein lag über der Stadt, deren Buchhändlerviertel im reichen Flaggenschmuck prangte. Es herrschte (Bl. 17) nur eine Meinung über den harmonischen Verlauf, die fröhliche Stimmung wie über die würdige Vertretung seitens unsers Ersten Vorsitzenden, des Herrn Max Röder-Mühlheim. Das Reich, der Staat, die Stadt und viele andere Behörden wie Körperschaften, Verbände und Vereine brachten dem Geburtstagskinde Grüße, Wünsche und Gaben dar. Der Thomanerchor erfreute uns durch seinen Gesang, zu Anfang: „Dir, Dir Jehowa will ich singen“⁴². Zum Schluß: „Feiger Gedanken bängliches Schweigen, Weibisches Zagen, Aengstliches Klagen, Wendet kein Elend, Macht uns nicht frei ...“⁴³

Ein Festessen vereinigte 950 Teilnehmer. Da hieß es, eng zusammenrücken, aber es ging doch weil es mußte. Viele schöne Tischgeschenke erhielt jeder als Andenken, künstlerisch ausgeführte Drucke für die eigene Bücherei. Der Verein Leipziger Kommissionäre hatte sich's nicht nehmen lassen, für die Beförderung dieser Gaben nach dem Wohnorte des Empfängers Sorge zu tragen. Anders wäre Wohltat Plage geworden, wenn man Umfang und Gesamtgewicht bedenkt. Die Stadt Leipzig hatte uns eine feine Aufmerksamkeit ersonnen: ein Konzert im Gewandhause. Schon beim Betreten dieses Tempels der Kunst bemächtigte sich eines jeden die feierliche Stimmung. Unter dem Dirigentenstab eines Brecher⁴⁴, auf den die Augen von reichlich 70 Künstlern gerichtet waren, erfolgte ein Orchesterkonzert, das jeden Zuhörer in seinen Bann zwang. Meisterwerke von Weber, Beethoven, Joh. Strauss erfreuten Herz und Gemüt. Als Unmusikalischer werde ich nicht den Versuch wagen, näher auf diese unvergeßliche Darbietung einzugehen. Ich nenne nur die Feinheiten der VII. Symphonie Beethovens und

42 Kantate von J. S. Bach, BWV 452.

43 Vielfach vertontes Gedicht von J. W. Goethe (1778).

44 Gustav Brecher (1879–1940) war seit 1914 Generalmusikdirektor an der Leipziger Oper, wo er seiner jüdischen Herkunft wegen 1933 entlassen wurde.

aus dem „Heldenleben“ eines Strauss⁴⁵ das Geigensolo (die Liebeszene). Mein Freund Gude-Hildesheim erklärte nachher: dies kann überhaupt nicht überboten werden. Ganz still verlebten wir beide ein einsames Stündchen in genußreichem Schweigen, ehe wir uns wieder in einen größeren Kreis begaben. Tage später folgte der Verein einer Einladung der Stadt Dresden zu einem Empfang im Rathause, der mir unvergeßlich verbleiben wird. Die vornehmen Räume, die prachtvolle Aufmachung und Lichtwirkung, das Ratssilber und vor allem die freundlichen Menschen, die uns gastlich aufnahmen und uns mit dem, was sie „Frühstück“ nannten, bewirteten. Frühstückt man in Dresden täglich so gut, kann man's da aushalten. Eine gemeinsame Dampferfahrt nach dem herrlichen Pillnitz und zurück bildete für mich den Abschluß des Festes, an das jeder, der es erlebt hat, befriedigt zurückdenken wird.

Kaiserzeit

Doch, ich bin den Ereignissen vorausgeeilt. Wenden wir den Blick noch einmal rückwärts. Wenige Monate nach Eröffnung meines Geschäfts trat das seit einiger Zeit Erwartete ein. Kaiser Wilhelm I. schloß die milden Augen für immer. Wer hätte ihm nicht den ewigen Schlaf gegönnt, und doch, als das Tatsache geworden, was jeder kommen sah, war's als sei die Weltuhr für Augenblicke abgelaufen. Hier sah man eine Stadt in Trauer, nicht die amtlich befohlene, denn sein todwunder Sohn und Nachfolger erklärte ausdrücklich, in dieser Beziehung nichts befehlen zu wollen, sondern es war die Trauer, die eine große Familie beim Tode des Vaters empfindet. Mein etwas schriftstellerisch veranlagter früherer Chef, Herr Heinrich Wichern-Hamburg, begab sich zur Trauerfeier nach Berlin. Es gelang ihm, die Vorgänge gut zu beobachten. Diese mit Augen und Herzen gesehenen Bilder hat er in einer, nicht im Buchhandel erschienenen kleinen Schrift weiteren Kreisen mitgeteilt. Bis vor kurzem hatte ich das mir gewidmete Exemplar im Besitz, das nun in den meines Sohnes, des Studienassessors Paul Delbanco, übergegangen ist. Wie die Lektüre der ganz aus dem Augenblicke geborenen Niederschrift auf ihn, den Historiker und Schulmann, gewirkt hat, geht aus seinem Briefe an mich hervor, den ich im Einverständnis mit ihm folgen lasse: „Ich komme eben von der Lektüre von Wicherns Schrift über 1888. Er hat mich tief ergriffen. Was für eine Zeit war das doch, als bejahrte Männer so ergriffen werden konnten, als man alle Begeisterung und weihevollte Stimmung, deren ein Mensch fähig ist, auf fürstliche Personen vereinigen konnte, als noch keine wenn auch noch so berechtigte Kritik daran etwas änderte. Unsere Zeiten sind nicht deren Zeiten. Aber eines hatte die alte Zeit (vor 1914) vor der jetzigen voraus: es gab etwas, für das man sich begeistern konnte, und man gab der Sache persönlichen Ausdruck. Unserer Zeit fehlt darum jeglicher Schwung.

Im übrigen ist dieser Bericht ein kulturhistorisches Zeitdokument erster Ordnung. Wie deutlich lassen die Einzelzüge, die vom Verfasser gar nicht in der Absicht eingefügt sind, die Zeit vor einem Menschenalter erstehen. Es war ja alles anders! Verbindung durch Fernsprecher von Berlin nach Hamburg ist ein kleines Ereignis, zur Abreise

⁴⁵ Die sinfonische Dichtung „Ein Heldenleben“ wurde 1899 unter Leitung des Komponisten Richard (!) Strauss in Frankfurt/ M. uraufgeführt.

in Hamburg Zoll, die umständliche Bahnfahrt, der Schaffner hält für Trinkgeld das „Coupé“ frei. Dann aber die Allmacht der Schutzleute und ihre Rücksichtslosigkeit und Roheit gegen das Publikum. Das Volk ist offenbar wegen der Schutzleute da, und nicht umgekehrt. Die Berliner Bevölkerung offenbar mit realistischer Sicherheit getroffen: die Gefühlsroheiten zu Anfang, und die aufrichtige Ergriffenheit des besseren Publikums zum Schluß.

Wer geht im Leichenzug? Nur Militär und Fürstlichkeiten und der Bundesrat. Außerdem vom „Volk“ nur der Bürgermeister. Niemand von den Volksvertretungen des Reichs und Preußens. (Anm. d. Verf.: Wenigstens nicht besonders genannt.) Niemand von den Erwerbsständen oder irgendwelchen Verbänden. Auch ist Preußen mehr vertreten als das Reich. Auch Wilhelm II. dachte doch noch 1918 daran, preußischer König zu bleiben und die Kaiserkrone niederzulegen. Zum Herrscher gehört sein Hof und sein Heer, das drückt sich doch im Leichenzug aus. Das Volk ist Objekt der Herrschaft. Die meisten empfanden das damals nicht so, sondern sie sahen sicher im Heer und im Hofstaat die glänzendsten Exponenten des Volks selbst. Aber die Spaltung von 1918 findet man, meine ich, damals durchaus vorbereitet: das Volk wird beherrscht. Zumal das Großstadtpublikum, das alles anders als inneren Anteil an dem Ereignis nimmt, hat sich nicht geändert, war damals schon wie heute. Liliencron⁴⁶ mit seinem idealisierenden herrlichen Gedicht von jenem Tage erscheint mir jetzt doch durchaus als Vertreter des herrschenden Teils.“

Allerdings! Mein Sohn hat nur zu sehr recht in dem, was er im obigen Briefe ausspricht: der Herrscher Subjekt, das Volk Objekt. Dazu der Polizeibüttel. Hier enthüllen wir nicht die starken Wurzeln unserer Kraft, sondern des Unsegens, des Niedergangs, des Zerfalls. Auf dieses traurige Kapitel werden wir noch zurückkommen. Auf den „greisen“ Kaiser folgte der „weise“ Kaiser, der Vater des „Reise“-Kaisers. Friedrich III. – 99 Tage! – ein hartes Los für Land und Volk! Wie anders veranlagt als jener Friedrich III.⁴⁷, der im Mittelalter 53 Jahre lang die Geschicke des Reiches in der untätigen Hand hatte! Wieviel Segen hätte unser, auf den Tod erkrankter Friedrich III. stiften können, wenn ihm die unheilbare Krankheit nicht ein frühes Ziel gesetzt hätte. Bald wehten in Lüneburg wieder die Trauerfahnen. Die Truppen leisteten dem neuen Kaiser den Treueid. (Bl. 19) Wilhelm II., der letzte deutsche Kaiser, der letzte König von Preußen! Wieviele Historiker werden sich mit ihm abzufinden haben? Wann wird die Zeit gekommen sein, ein gerechtes Urteil zu fällen über diesen Mann? Wer kann jetzt entscheiden,

46 Detlev von Liliencron (1844–1909), Dichter zahlreicher Gedichte, Balladen und Erzählungen. Zum Leichenzug Kaiser Wilhelms I. verfasste Liliencron u.a. diese Verse: „Ein dunkler Sarg, so tränen-schwer, / Ein Troß von Königen hinterher, / Wie die Wolken erschrocken hasten, / Der Wind packt: Halt, halt! des Bahrtuchs Quasten. / Doch durch das bewegte Lüfteleben / Seh ich wohl hundert Adler schweben / Mit wundervoll ruhigem Flügelschlag, / So stolzes Geleit wie am Siegestag.“ Siehe Heinrich Spiero, Detlev von Liliencron. Sein Leben und seine Werke. Berlin - Leipzig 1913, S. 292.

47 Gemeint ist der Habsburger Friedrich III. (1415–93), der als römisch-deutscher König ab 1440 und als römischer Kaiser von 1452 bis 1493 regierte. – Der Hohenzoller Friedrich III. (1831–88) knüpfte auf Einwirken Bismarcks als Kaiser an die Zählung der preußischen Könige an. An Kehlkopfkrebs erkrankt, starb er am 15. Juni 1888 nach drei Monaten Herrschaft, so dass sein Sohn Wilhelm II. ihm als Kaiser (bis 1918) folgte.

wieviel ist Schuld, wieviel Schicksal. Allenfalls habe ich das Gefühl, daß man sich vor seinem Unglück beugen muß. –

Die ersten Erlaße des blutjungen Herrschers wirkten, im Gegensatz zu denen seines Vaters, auf mich wie ein eisiger Nordwind. „An mein Heer“, „An meine Marine“, „An mein Volk“ – so war die Reihenfolge. Viele Reisen, noch mehr Reden, viel Apparat, ganz ein Kind seiner Zeit. Das war eben das Unglück dieses zweifellos begabten, kenntnisreichen, das Beste wollenden Herrschers. Er war im Dunstkreise aufgewachsen, glaubte an das Gottesgnadentum wie er es auffaßte, war von Hofgeschmeiß umgeben, das ihm einimpfte, welche Aufgaben zu lösen er berufen sei und ihn in seinem Zäsa-renwahn stärkte. Bei jeder Gelegenheit berief er sich auf seinen „hochseligen Herrn Großvater“ wie die Juden zur Zeit Christi: „wir sind Abrahams Kinder“. Niemand wagte, diesem Selbstherrscher entgegenzutreten. Die herausfordernden Reden wurden geschwungen ohne jegliche Rücksichtnahme auf London, St. Petersburg, Paris. Diese Drachensaat mußte aufgehen; und sie ging auf. Dazu die Stellung zur Demokratie, zur Sozialdemokratie! Den Dänen Nordschleswigs nahm er ihre Sprache. Kein Wunder, daß das kleine Land in ohnmächtige Wut geriet. Daß die Fürsten, die alljährlich auf Schloß Fredensborg⁴⁸ zusammenkamen und die dem dänischen Hofe nahestanden, den Aufenthalt dort nicht nur zur Erholung benutzten, erscheint wenigstens mir nicht ausgeschlossen. Wer erinnert sich nicht der Novembertage 1908⁴⁹ als er mit der Reichsvertretung in Konflikt geraten [war], weil er England im Burenkriege unterstützte und sich, trotz des sich zuspitzenden Konflikts auf den Besitzungen des Fürsten v.Fürstenberg zu Donaueschingen aufhielt, woselbst die Stimmung und der Ton nicht gerade dem Ernst des Augenblicks angepaßt waren. „Le roi s’amuse“, schrieb die „Zukunft“⁵⁰, ja, der König amüsierte sich – leider auf unsere Kosten! Dabei soll gewiß nicht vergessen werden, daß wir wirtschaftlich vorwärts kamen. Handel und Industrie blühten. Die Entwicklung der Kolonien brachte Fortschritt auf allen Gebieten. Es geschah viel im Interesse der Bildung, der Kunst und der Literatur. Zweifellos kam dies vielen zustatten. Soll ich eins nennen, an dem wir Lüneburger heute noch unsere Freude haben, und das wir der Initiative Kaiser Wilhelms verdanken, so ist es die so notwendige Wiederherstellung der St. Johanniskirche, der er das Glasfenster schenkte. Für die Wiederherstellungsarbeiten stellte er erhebliche Mittel bereit durch die Klosterkammer in Hannover. Für unser Rathaus und die mittelalterliche Bauart Lüneburgs zeigte er lebhaftes Interesse und feines Verständnis. So hat er auch hier in Lüneburg Gutes gestiftet, das ihm nicht vergessen werden soll.⁵¹ Trotz allem, was die wilhelminische Zeit brachte und wodurch

48 Dänisches Barockschloß auf der Insel Seeland.

49 Delbanco spielt hier auf die „Daily-Telegraph-Affäre“ an: Wilhelm II. wurde in der englischen Zeitung mit höchst undiplomatischen Äußerungen zum deutsch-englischen Verhältnis zitiert, was zu weiterem Misstrauen in England und zu erheblichen Turbulenzen im deutschen Reichstag führte; letztlich folgte dieser Staatskrise auch die Entlassung von Reichskanzler Bernhard von Bülow im Juni 1909.

50 Gemeint ist offenbar die von dem Berliner Publizisten Maximilian Harden (1861–1927) von 1892 bis 1922 herausgegebene politische Wochenschrift „Die Zukunft“.

51 Vgl. Reinecke, s.o. Anm. 2, Bd. 2, S. 565.

sie uns erfreute, es kann nicht geleugnet werden, der Glanz täuschte uns über die inneren Schwächen des Baues hinweg.

Kann man den Namen des dritten Kaisers aus dem Hause Hohenzollern nennen ohne den Namen dessen, der der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts den Stempel gab, Ottos v. Bismarck? Gewiß, eine weltgeschichtliche Größe, ein treuer Diener Kaiser Wilhelms I., wie seine selbstgewählte Grabinschrift⁵² lautet, ein Mann, dessen sittliche (Bl. 20) Reinheit auch seine erbittertsten Feinde nicht anzutasten wagten, wie ein dänisches, also ein feindliches Blatt bald nach seinem Tode schrieb. Aber wenn der Deutsche im Auslande nicht beliebt war, so ist das bismarck'sche Regiment nicht ohne Schuld daran. Seine Friedensschlüsse, die Nichtachtung der Rechte besiegter Nationen, seine Balkanpolitik haben dem Deutschen Reiche viel Feindschaft zugezogen. Und im Innern? Denken wir an die Polen, den Kulturkampf, das Sozialistengesetz, die Preßgesetze, kurz: die Zwangsherrschaft, die wir kennen lernten, nur zu gut in Erinnerung haben! Und trotz allem – als es hieß: Bismarck geht, stockte einem der Atem. Kaiser und Kanzler trennten sich. Es erscheint begreiflich, daß Alter und Jugend, Vergangenheit und Gegenwart den gemeinsamen Weg nicht finden konnten. Der Altreichskanzler zog sich in seine lauenburgischen Wälder zurück, ein hartes Los für einen solchen Mann. Liebe und Verehrung seiner Anhänger begleiteten ihn in seiner Einsamkeit. Kaiser und Kanzler reichten sich wiederholt die Hand, ehe diese Größe, dieser „bestgehaßte Mann“, wie er sich nannte, die Weltbühne für immer verließ.

Einige Male weilte der Kaiser als Gast in unserer Stadt. So viel ich erinnere, nur einmal die Kaiserin⁵³. Ich zweifle nicht daran, wenn die Namen der Herrscherinnen dem Werte nach genannt würden, dürfte der ihrige als einer der ersten stehen. Von ihr kann gesagt werden, sie hatte das Herz auf dem rechten Fleck und bewies dies durch ein gottgefälliges Leben. Und wie heldenhaft trug sie das Unglück, als es über sie, ihr Land und ihre Familie hereinbrach. Sie sah ihr Vaterland, das sie so innig liebte, nicht wieder. Als ihre Leiche nach Deutschland gebracht wurde, legte das Oberhaupt einer Stadt, wo der Zug Aufenthalt hatte, namens der Stadt eine blumengeschmückte Dornenkrone auf den Sarg, ein redender Beweis seines feinen Empfindens. Als sie auf der Höhe ihrer Macht stand, war sie einmal in Fredensborg zu Besuch. Eine Verwandte von mir, Gattin eines höheren Justizbeamten, gehörte in den Tagen zu ihrer näheren Umgebung und war erfüllt von ihrer ungekünstelten Art. Zuletzt verabschiedete sich die unvergeßliche, hohe Frau von der Genannten durch einen Kuß. Diese meine Verwandte hat tiefe, bleibende Eindrücke von dem Beisammensein empfangen und sie als teure Lebenserinne- rung treu gehütet. So viel im Andenken der letzten deutschen Kaiserin.

52 Mausoleum in Friedrichsruh mit Grabinschrift für den Reichskanzler: „Fürst von Bismarck, geb. 1. April 1815, gest. 30. Juli 1898. Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I.“

53 Auguste Viktoria (1858–1921), Tochter des Herzogs Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Heirat 1881 mit dem Hohenzoller Prinz Wilhelm (1859–1941). – Zu Aufenthalten des Kaiserpaares in Lüneburg vgl.: Reinecke (wie Anm. 2), Bd.2, S. 564ff. und Plath, Strasser (wie Anm. 4), S. 123 u. 126 (Fotos).

Weltkrieg

Ich komme jetzt zu dem blutigsten Kapitel der Gegenwart, richtiger: der Weltgeschichte, dem Weltkriege. Es kann sich nur um Stimmungen, Beobachtungen, Gedanken handeln in dieser Niederschrift. Wer beschreibt das Entsetzen des Mordes von Sarajewo an jenem 28. Juni 1914, der Auftakt zu dem furchtbarsten aller Kriege. Bis zuletzt hofften wir, er würde sich vermeiden lassen. Der Monat Juli verging in Angst und Zittern. Das Gefürchtete wurde Tatsache, die Kriegsfurie brach los, ganze Völker wüteten, alles starrte in Waffen. Das blutige Spiel begann. Wie sah es hier in Lüneburg, in der Familie aus bei Kriegsbeginn, im Laufe der schrecklichen Tragödie? Ich beginne mit dem, was mich am härtesten traf, mit den Erlebnissen in unsrem häuslichen Kreise. Meine Frau und Tochter befanden sich in Görlitz zur Hochzeitsfeier unserer Nichte Margarethe Breetsch und Paul Witschel. Unheimliche Schwüle läßt keine Feststimmung aufkommen. Während des Essens erscheint das Extrablatt, das die Mobilmachung bekanntmacht. Mein Sohn Paul diente seit Oktober 1913 als Einjähriger bei (Bl. 21) den Neunzignern in Wismar, war zu der Hochzeitsfeier beurlaubt worden, kaum in Görlitz eingetroffen, telegraphisch nach Wismar zurückbeordert, angeblich zu einer militärischen Übung! Jeder wußte was dies bedeutete. Somit konnten er und ich uns nur schriftlich von einander verabschieden. Meine Frau und Tochter kamen nach endlosen Schwierigkeiten hierher zurück. Mein jüngster Sohn Waldemar und ich hatten den ganzen Tag, fast ununterbrochen, einzeln und zusammen, in der Nähe des Bahnhofs Aufstellung genommen. Da es ein Sonntag war, ließ es sich so einrichten. Mein Sohn Gustav Adolf war in Lüttich in kaufmännischer Stellung und im Begriff nach London zu reisen und einen Posten bei einer Bank anzutreten. Sein Gepäck war bereits unterwegs, da merkte er, was die Weltuhr geschlagen hatte und begab sich in die Heimat, um sich als Kriegsfreiwilliger zu melden. Nach kurzen Wochen glückte es ihm, bei dem X. Dragonerregiment in Kulm (Neu-Gut) angenommen zu werden, während mein jüngster Sohn, Waldemar, bereits bei unseren (XVI.) Dragonern⁵⁴ als Kriegsfreiwilliger ausgebildet wurde. Unser Sohn Paul stand schon vor'm Feind im Westen, seine beiden Brüder lernten nach beendigter Ausbildung die Schrecken des Krieges im Osten kennen. Waldemar geriet bei Suwalki in russische Gefangenschaft und wurde nach Chabarowsk abtransportiert. Die Fahrt dauerte 38 Tage. Ich will nicht versuchen, die seelischen Leiden der Eltern und Schwester zu schildern. Vor allem hieß es jetzt Handanlegen. Jeder ohne Ausnahme fühlte es, etwas, und sei es auch noch so wenig, mußst Du, kannst Du, willst Du tun. Mir persönlich war es eine Freude, nach schwachen Kräften an der möglichst schnellen und sicheren Weiterbeförderung des Gefangenenbriefwechsels mitzuarbeiten. Es handelte sich um deutsche Kriegsgefangene in Rußland. Diese bescheidene Arbeit hat mir viel Befriedigung und Freude bereitet. Auf meine Bitte stellten sich in dankenswerter

54 Die „Lüneburger Dragoner“ (vier Schwadronen des 2. Hann. Dragoner-Regiments Nr. 16) waren nach Reinecke (wie Anm. 2, Bd. 2, S. 520) mit ihren blauen Uniformen und gelben Halskragen aus dem Straßenbild „nicht hinwegzudenken“. Das Denkmal im heutigen Clamart-Park erinnert an die Gefallenen in beiden Weltkriegen. Vgl. Werner H. Preuß, Lüneburger Denkmale, Brunnen und Skulpturen. Husum 2010, S. 17ff.

Weise meine dänischen und schwedischen Angehörigen in den Dienst der guten Sache, ebenso half mir Herr Verlagsbuchhändler Heinrich Minden–Dresden, der russische Verhältnisse gründlich kannte, mit nachgemachten russischen Stempeln ausgerüstet war und ein großzügiges Hilfswerk in Dresden organisiert hatte. Eine Flucht von Zimmern im Dresdner Stadtschloß nebst Personal stand zu seiner Verfügung, ein besonderes Postbüro befand sich im Schloß, kurz, es fehlte dort an nichts. Dank schulde ich aber auch dem früheren Kassierer der Weinhandlung Otto Frederich⁵⁵, hier, Herrn Otto Freytag, der stets bereit war, die ausgehende Korrespondenz, die über Skandinavien oder die Schweiz, als von dort kommend, geleitet wurde, in tadelloses Französisch zu übersetzen. Dadurch wurde eine viel schnellere Beförderung erzielt und die russische Post in den Glauben versetzt, diese Korrespondenz komme aus dem neutralen Auslande. Außerdem suchte ich, mich bei den Verwundetentransporten zu betätigen. Gelegenheit zu solcher Arbeit war leider nur zu reichlich geboten. Ich brauche nicht zu sagen, wie gerne ich es tat, so wenig wie ich zu erwähnen nötig habe, wie hart es war, die langen Eisenbahnzüge einlaufen und ihre kostbare Last vorsichtig und behutsam ausgeladen werden zu sehen. Viel Opferwilligkeit, viel Hilfsbereitschaft und Selbstlosigkeit in allen Schichten der Bevölkerung kennzeichnen jene Zeit. Voran die Jugend! Wir erlebten es, wie sie sich um die Sachen scharte, eine freudige Begeisterung alle erfüllte. Es ging wie vor 100 Jahren, als Körner es aussprach: Keiner sei zu gut zu diesem Waffengang, wohl aber der eine oder andere zu schlecht.

(Bl. 22) Wir sahen es buchstäblich: der König rief und alle, alle kamen; wir erinnerten uns des Dichterwortes: das Volk steht auf, der Sturm bricht los!⁵⁶ Ja, er brach los und wir fragen uns heute noch entsetzt: wie war das möglich? Ich hatte und habe keine andere Antwort als die des Psalmisten: Gott redete mit uns in Seinem Zorn und schreckte uns mit Seinem Grimm (Ps. 2,5). Antwort auf die ganze Kriegsschuldfrage finden wir in dieser einen Zeile. Kein einzelner hat Schuld an dem Ausbruch des Krieges. Ein höherer Wille hat sich hier offenbart, und wir Menschen hatten diese furchtbare Züchtigung hinzunehmen. Alle ohne Ausnahme wurden aufs härteste betroffen. Am wenigsten darf man dem Kaiser die Schuld geben. Bis zum letzten Augenblicke suchte er Frieden zu vermitteln, aber auch er war nur ein Mensch. Die Kriegesfurie konnte er nicht bezwingen. Daß in Deutschland eine Kriegspartei existiert hat, ist völlig ausgeschlossen. Die geographische Lage Deutschlands machte es der Regierung zur Pflicht zu rufen, als sie das furchtbare Unwetter aufziehen sah, gradeso wie man sein Haus zu schützen sucht, wenn aus den benachbarten Häusern Flammen herausschlagen. Wir stehen den Ereignissen noch viel zu nahe, aber ich habe das Gefühl, die Hauptschuldigen

55 Otto Frederich (1853–1903), kgl. preuss. Kommerzienrat, führte seine Weingroßhandlung in der Großen Bäckerstraße „zum größten Lüneburger Handelsgeschäft“, „in seiner Branche zu einem Unternehmen von europäischem Rang“ – so Luntowski, 1965, s.o. Anm. 8, S. 11. – Vgl. auch: Erinnerungen Heyn, hrsg. v. Vissering, s.o. Anm. 8, S. 129. – Reinecke, s.o. Anm. 2, Bd. 2, S. 552. – Wilhelm Glöde, Bei Weinhändler Frederich logierte Belgiens König, in: LZ v. 5.9.1979, S. 5. – Frederich war Präsident der Handelskammer von 1895 bis 1903.

56 Gedichtzeile von Theodor Körner (1791–1813) aus den Befreiungskriegen gegen Napoleon. (Von J. Goebbels in seiner Sportpalastrede am 18. Febr. 1944 als Textvorlage missbraucht.)

saßen – menschlich geredet – in St. Petersburg. Daß der Kaiser mit dem Feuer gespielt hat, daß er in gewissem Sinne der Erbe Bismarcks war, erscheint mir fraglos. Ebenso ließe sich gegen den brutalen Überfall Belgiens, die Mißachtung der Rechte Luxemburgs viel sagen. Unheilvoll war auch das Eingeständnis Bethmann-Hollwegs⁵⁷ im Reichstage bei Kriegsausbruch. Diese Tatsachen haben zweifellos wesentlich dazu beigetragen, die übelsten Kriegsleidenschaften aufzupeitschen. Zu den seelischen Kriegsleiden, die wir Älteren durchmachten, zähle ich den Anblick der zur Fahne einberufenen Familienväter und – der ganz Jugendlichen. Bei dem Anblick der letzteren mit ihren Schülermützen und ihren Kartons bezw. Packen blutete einem das Herz. Wieviele Tränen mögen heimlich geflossen sein, als Väter und Mütter diese dem Knabenalter kaum Entwachsenen ziehen sahen? Wie viele von ihnen haben das geliebte Vaterhaus nie wieder gesehen? Ehre ihrem Andenken! – Unsere Stadt gewann ein völlig verändertes Aussehen. Das 78. Reserve-Infanterie-Regiment wurde hier aufgestellt und gedrillt. Wo so viele Menschen zusammengezogen werden, offenbaren sich bald die nichtlobenswerten Eigenschaften, dafür sind wir eben Menschen. Aber es geschah viel, die Härten zu mildern. Wer wollte, konnte etwas tun und es meldeten sich viele.

Hier in Lüneburg stand Oberbürgermeister König⁵⁸ an der Spitze unseres Gemeinwesens. Ein etwas bürokratisch eingestellter Herr, Buchstabenmensch, nervös, zumeist vorbeigreifend, wollte populär tun, was ihm stets mißlang, kurz: wenig geeignet für die grobe Arbeit. Das allgemeine Urteil über ihn lautet etwa: ein gewissenhafter, tüchtiger Mann von reinstem Charakter, der einen vorzüglichen Richter oder Gelehrten abgegeben hätte! Etwa ein Jahr nach der Revolution ließ er sich pensionieren in noch rüstigem Alter. Durch den Krieg war er der Bevölkerung nicht näher gekommen. Die vielen Maßnahmen, unter die er seinen Namen setzen mußte, traten zwischen Oberbürgermeister und Bürgerschaft. Ich sage ausdrücklich „setzen mußte“, denn es ist ein Gebot der Gerechtigkeit, daran zu erinnern, daß er in tausend Fällen nur das ausführende Organ war. Wir lebten in einer Zeit, in der Schillers Wort sich erfüllte: der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger alles (Prolog zu Wallenstein).

(Bl. 23) Dies muß man sich vergegenwärtigen wenn man auf sie zurückblickt. Auch der treuen Arbeit unserer Geistlichen sei hier ein bescheidenes Denkmal gesetzt. Das Gemeindehaus⁵⁹, das wenige Jahre vor'm Kriege eingeweiht wurde, bot einen trefflichen Sammelpunkt für die verschiedenste Liebestätigkeit. Ich gedenke der Lehrer und Lehrerinnen, die in großer Treue viel Kleinarbeit, direkt und indirekt, geleistet haben. Vor allem der Ärzte, Pfleger und Pflegerinnen! Die Stadt war ja ein großes Lazareth! Von dem, was wir am liebsten vergessen möchten, schweige ich. Lieber gedenke ich der Lichtseiten. Meine beiden ältesten Söhne kämpften zunächst an zwei verschiedenen

57 Theobald von Bethmann-Hollweg (1856–1921), Reichskanzler von Juli 1909 bis Juli 1917. – Delbanco spielt hier offensichtlich auf das Eingeständnis Bethmanns im Reichstag an, wonach die Verletzung der belgischen Neutralität durch das Deutsche Reich nachrangig sei.

58 Georg König (1861–1938) war seit 1889 in städtischen Diensten, zunächst als Senator, dann Syndikus und Oberbürgermeister in Lüneburg 1901–1919.

59 Vgl. Dieter Rüdebusch, Das Haus der Kirche. Das evangelische Gemeindehaus an den Reeperbahnen zu Lüneburg. 38 S., Lüneburg 2010.

Fronten, wurden beide zu Offizieren befördert und mit dem Eisernen Kreuz I + II ausgezeichnet. Gott hat sie uns wiedergeschickt, den zweitältesten allerdings schwer verwundet. Bei Laon war's, wo ihn das harte Geschick traf, das verhältnismäßig gesunde Auge zu verlieren. Ein schwerer Verlust für den, der, wie er, seit der frühesten Kindheit augenleidend gewesen. Aber seine Fähigkeit, sein Fleiß, seine Energie haben es ihm ermöglicht, trotz dieser Verstümmelung vorwärts zu kommen. Abiturium mit Ehren zu bestehen und zum Doktor der Volkswirtschaft zu promovieren. Seit ein paar Jahren in angesehener kaufmännischer Stellung in Hamburg, entfaltet er nebenher eine lebhaft schriftstellerische Tätigkeit auf volkswirtschaftlichem Gebiete. Viele Zeitungsartikel von seiner Hand liegen vor im „Hannovers[chen] Kurier“, „Hamburger Stimmen“, „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ und anderen Blättern. Seit 1924 lebt er in glücklicher Ehe mit Hanna geb. Möscher. Sein älterer Bruder Paul war die letzten 2–3 Kriegsjahre Adjutant seines Bataillons und ist jetzt Studienassessor in Verden a.A. Sein Staatsexamen hatte er bereits 1913, ebenfalls mit Ehren bestanden, eben 23 Jahre alt: Hauptfächer Latein, Griechisch und Geschichte für Oberstufen, etwas, um das ihn mancher beneidete. Aber er hat es stets verstanden, die Zeit auszukaufen und jede Gelegenheit benutzt, etwas Tüchtiges zu lernen. In Krieg und Frieden hat er seinen Mann gestanden! Möge Gott ihn fernerhin in seinem Berufe segnen. In höherem Auftrage hat er die Geschichte des 359. Inf. Regt.s herausgegeben (Oldenburg. Stalling 1922). Im Juli 1925 hat er seine junge Frau Helene geb. Everts aus Aurich heimgeführt. Unser jüngster Sohn Waldemar zog fröhlich und in jugendlicher Begeisterung mit hinaus. Es sollte ihm nicht vergönnt sein, lange für Heimat und Vaterland zu kämpfen. Wie schon erwähnt, geriet er in russische Gefangenschaft, in der er über drei Jahre aushalten mußte. Um den vorzüglichen Flieger, seinem Mitgefangenen Landmann, die Flucht in die Heimat zu ermöglichen, ließ er sich statt seiner einsperren und mußte 16 Monate im Kerker schmachten. Das Heimatregiment (2. Hann. Drag. No 16) ehrte ihn dadurch, daß es diese Opfertat in seiner Regimentsgeschichte aufnahm zum bleibenden Gedächtnis seines jugendlichen Angehörigen. Seine früheren Vorgesetzten beweisen ihm noch heute ihre Zuneigung und Wertschätzung. Auch seine Brust ziert das Eiserner Kreuz I + II. Seine Rückkehr aus der Gefangenschaft geschah im Mai/ Juni 1918. Es gelang ihm die zweite gefahrvolle Flucht aus jener fernen Gegend am Amur. Zunächst glückte es ihm, mittels gefälschter Telegramme in ein Lager am Baikalsee transportiert zu werden. Von dort entfloh er in Begleitung zweier reichsdeutscher Offiziere, von denen einer die Reisekosten bestreiten konnte. Die russischen Sprachkenntnisse hatte mein Sohn sich angeeignet (Bl. 24) während seiner Gefangenschaft. Es versteht sich von selbst, daß die Reise nur möglich war unter der Maske der Bolschewiken. Wer beschreibt seine Bewegung, als er in St. Petersburg von einem deutschen Ausschuß in Empfang genommen wird, sich geborgen weiß, alle Gefahren überwunden hat und die Masken fallen lassen darf! Nach der vorgeschriebenen Quarantäne feierte er in Graudenz ein Wiedersehen mit seinem Bruder Gustav Adolf, bald darauf mit mir in Hamburg, einige Stunden später mit seiner Mutter, dem Bruder Paul und seiner Schwester hier im Elternhause. Unsere Herzen waren des Dankes voll. –

Seit seiner Entlassung hat Waldemar in meiner Buchhandlung gearbeitet, sie durch die schwere Zeit der Geldentwertung, Inflation und Geldknappheit geführt, seit etwa 2 Jahren ist er Mitinhaber, seit einigen Monaten liegt die Führung der Geschäfte allein in seiner Hand.⁶⁰

Er hat sich gleichzeitig mit seinem Bruder Gustav Adolf verheiratet; und zwar haben sich die beiden ihre Frauen aus einem und demselben Hause geholt. Der Name seiner



Waldemar
Delbanco
(1894-1967)



Ferdinand
Delbanco
(1863-1936)

Rote Straße 13/14 (1934)

Gattin ist Emma geb. Möscher. Ihr reizendes junges Heim hat uns oft gastlich aufgenommen. Es ist uns stets eine Herzensfreude, es zu betreten. – Meine Tochter Elisabeth war uns in den schweren Kriegsjahren eine treue, wertvolle Stütze. Von den 12 Arbeitsstunden des Tages widmete sie jedem von uns die Hälfte. Vormittags erledigte sie häusliche Pflichten, nachmittags geschäftliche. Mit vielem Geschick, feinem Verständnis und großem Fleiß arbeitete sie sich in die ihr völlig fremde Materie ein und vertrat mich im Verkehr mit dem Publikum aufs Beste. Ihre Mitarbeit erleichterte mir die so schweren Kriegsjahre um ein Erhebliches. Fremde Hilfe war teils nicht zu haben, teils unerschwinglich. Jetzt lebt sie seit mehreren Jahren in Rheydt in glücklicher Ehe mit Wilhelm Neuss, Inhaber einer mechanischen Weberei. Zwei kleine reizende Enkelkinder, Ingeborg und Gudrun, hat sie uns geschenkt.

Und die Mutter⁶¹ von diesen vier Kindern? Sie hat mich ausdrücklich gebeten, in der Verborgenheit verbleiben zu dürfen. Ich respektiere diesen Wunsch mit dem Bemerkten, daß die besten Frauen diejenigen sind, von denen man am wenigsten spricht, und indem ich ihren Wunsch ehre, darf ich wohl meinen eigenen aussprechen, daß Gott mir vergönnen wolle, sie zu besitzen, bis auch meine Lebensuhr abläuft. Ich schließe diese Mitteilungen über meine Familienverhältnisse aber nicht, ohne des Kindes zu

⁶⁰ Waldemar Delbanco (* 10.7.1894 † 15.1.1967). – Dr. rer. pol. Gustav Adolf Delbanco (* 22.8.1892 † 23.9.1949). – Paul Delbanco (* 22.7.1890 † 5.7.1977) war 1925 Studienrat am Domgymnasium in Verden a. d. Aller. – Alle drei Söhne waren Johanniter in Lüneburg.

⁶¹ Caroline Delbanco, geb. Wessendorf, evang., * 28.4.1861 in Hamburg, ⚭ 23.3.1888, † 27.9.1942 in Lüneburg.

gedenken, das uns als erstes geschenkt und uns nach 16 Monaten durch den Tod ent-rissen wurde, unsrer kleinen Camilla.

Doch kehren wir zurück zu den großen Ereignissen. Die Jahre 1914–18 flogen nicht pfeilgeschwind, sondern sie schlichen langsam daher. Wir erfuhren es reichlich, daß jeder Tag seine Plage hat! Und welche Plagen! Soll ich an die Hungerkur erinnern, die wir alle durchmachten?

Standen wir doch Schlange vor den Lebensmittelgeschäften, wie die Menge in Hungersnot um Brot an Bäckertüren, nur um etwas zu erhaschen. Und wie liebäugelten wir mit den Lebensmittelhändlern und erst recht mit den Landleuten! Kilometerweite Entfernungen wurden zurückgelegt, um unentbehrliche Lebensmittel in geringen Mengen einzuhandeln. Oft waren



Caroline und Ferdinand Delbanco (Aug. 1914)

solche Wege umsonst oder lohnten sich kaum. Mit List und Tücke suchte man, zum Ziel zu kommen und konnte froh sein, wenn es einem glückte, die kostbare Beute in Sicherheit zu bringen. Denn überall wurde scharf (Bl. 25) aufgepaßt, es wachte das Auge des Gesetzes! Jeder hatte „nach der Karte“ zu essen. Hier in Lüneburg soll es nur unser Herr Landgerichtspräsident [Konrad] Jess nebst Familie getan haben, wir andern waren ohne Ausnahme Zöllner und Sünder, wer das Gegenteil von sich behauptete, log glatt, ich habe aber niemand gekannt, der solche Behauptung aufzustellen wagte. Natürlich wahrte jeder seine „Geschäftsgeheimnisse“ so gut er konnte. Hätten wir, meine Frau, Tochter und ich, nicht einige gute Freunde in Stadt- und Landgebiet gehabt, wären wir sicher verhungert. Ein Stück Landbrot, selbstgebacken, mit Grebenschmalz und Pflaumenmus bestrichen, ließ das Herz höher schlagen. Unsere Söhne und deren Bekannte halfen uns treulich. Sandten wir Liebesgaben ins Feld, solange wir etwas zu schicken hatten, taten sie ein Gleiches in die Heimat, als wir Hungerleider nicht wußten, ob es Wahrheit oder Dichtung sei, wenn eine Kiste mit vielen frischen Hühnereiern ins Haus kam. Ärzte, die man in Krankheitsfällen um Rat fragte, stellten die Gegenfrage: Haben Sie keine Beziehungen „nach dem Lande“, dies war der technische Ausdruck. Wer Weizenmehl und Bohnenkaffee sein eigen nannte, besaß einen Schatz. Das Weißbrot, das man kaufte, sah recht „feldgrau“ aus; der Kornkaffee, der Mischkaffee, die Steckrübe sah ich nicht als das Schlimmste an, es kam ja so sehr viel auf die Bereitung an. Das Schlimmste waren ungezählte, blödsinnigste behördliche Verfügungen, die sich überstürzten und um die kein Mensch sich kümmerte. Die nur den

ungewollten Zweck hatten, die notwendigen Lebensmittel wegzurationalisieren, aufzuspeichern, zu „verschieben“, dem Verderben preiszugeben. Es ist gar nicht auszudenken, was die Zwangswirtschaft gesündigt hat. Dazu der Mangel an Rohstoffen, überall Beschlagnahme, überall „Ersatz“, überall Schnüffelei, überall Geheimtuerie. Wir waren in der glücklichen Lage, keine Dienstboten zu haben, hüteten uns ängstlich, fremde Hilfe zu nehmen und kamen somit einigermaßen davon. „Einigermaßen“ sage ich, denn die Gesundheit meiner kleinen Familie wurde in der Zeit gewiß nicht gefördert, was sich nachher auch herausstellte. Weit schlimmer sah es in den Großstädten aus. In Leipzig, wo ich 1918 geschäftlich zu tun hatte, trug ein Halbwüchsiger mein Gepäck. Ich fragte ihn, ob er lieber 1 M oder zwei Wurstbutterbrote haben wollte. Er wählte letztere und bekam beides. Ich habe nie jemand so seelenvergnügt in ein Butterbrot beißen sehen, wie dieser gute Junge es tat. Mit einigen Freunden marschierte ich allmonatlich abends nach Heiligenthal um uns ordentlich statt zu essen. Die Wirtin, Frau [Margarete] Meyer, freute sich, wenn die leeren Schüsseln herauskamen. Gewöhnlich gab es ein Fleischgericht mit Gemüse; wir aßen, als sei es unsere Henkersmahlzeit. Von den Teilnehmern nenne ich [Staatsanwaltschafts-]Obersekretär [Heinrich] Zimmermann, [Mittelschul-]Lehrer [August] Hesse (inzwischen verstorben), Oberpostsekretär [R.] Dening, Gerichtssekretäre Gebrüder [Karl und Ernst] Müller, von denen der ältere später gefallen ist, Stadtsekretär Wittig⁶² und Domänenrat [August] Petzoldt. Die Genannten und einige andere Herren finden sich jetzt zusammen, um Nachmittagsausflüge zu unternehmen. – Eine wichtige Rolle im Kriegs-Wirtschaftsleben spielte das hochvalutige Auslandsgeld. Unsere Mark sank beständig, da war wertbeständiges Geld begehrt. Ich habe mich bei den wirtschaftlichen Schäden als üble Begleitscheinungen des Weltkrieges lange aufgehalten, hinweggehen möchte ich über die moralischen Schäden, die gleichsam einen tiefen Sumpf bloßlegten. Ich gehe nicht ein auf das Witwen- und Kinderelend, über (Bl. 26) welches viel zu schreiben wäre. Ich nenne als letztes das Elend der unterernährten Tiere. Der Anblick hat mich stets gepackt. Die armen Tiere litten völlig unschuldig und mußten mit ihrer gekürzten Ration zufrieden sein.

Das Drama ging zu Ende. An Kriegstüchtigkeit, an glänzenden Führern, an Mut und Tapferkeit hatte es nicht gefehlt. Dagegen hatte unsere Diplomatie völlig versagt. Zuletzt kam die „glorreiche Revolution“, die machte es den Feinden leicht. Die Revolution kam, weil die Zeit erfüllt, der Boden vorbereitet war. Nach Ausspruch eines Klassikers der Sozialdemokratie kann sie ja nur dann kommen, kommt dafür aber dann totsicher. Und der Boden war vorbereitet! Nur zu gut hatte man vorgearbeitet. Ernste Männer sahen das Unglück kommen, sprachen ihre Befürchtung in dieser Hinsicht offen aus. So kam der Zusammenbruch, das Alte stürzte, aber das neue Leben, das aus den Ruinen emporblühen soll, ja das sehen wir noch nicht. Vorläufig leben wir der Hoffnung, daß es kommen wird, kommen muß.

62 Reinecke (s.o. Anm. 2, Bd. 2, S. 551) nannte Georg Wittig „eine Säule der Stadtverwaltung“, habe er doch „länger als 50 Jahre ... seiner Vaterstadt in Treuen gedient“.

Das Alte stürzte! Kaiserthron, Königs- und Fürstenthronen sanken dahin, als wären sie nie gewesen, und wir fragen uns, werden sie je wiederkommen? Wir wissen es nicht. Jedenfalls so zahlreich, so machtvoll, so glänzend wie das Alte war oder schien, wird es sicher nie wiederkehren. Das ist aber auch nicht die Hauptsache. Lassen wir diese Frage auf sich beruhen.

Revolution

Vor unseren Augen sahen wir den furchtbaren Schlußakt des Dramas sich abspielen, die Revolution. Welch' entsetzliches Wort! Was merkten wir hier im kleinen Lüneburg davon? – Der Arbeiter- u. Soldatenrat trat in Tätigkeit.⁶³ Eines Morgens hatte die Umwälzung sich hier vollzogen. Eine nächtliche Sitzung auf dem Rathause ging vorauf, die Behörden machten mit dem A+S-Rat gemeinsame Sache, weil nichts anderes übrig blieb. – Zufällig, eigentlich nichts ahnend war ich zugegen, als der Bahnhof besetzt wurde durch einen Zug Feldgrauer unter Führung eines Unteroffiziers, der die Erklärung abgab, falls nicht alles ruhig verbleibe, lasse er „scharfe Patrouillen“ durch die Stadt ziehen. Aber es blieb ruhig. Auf dem Markt war den folgenden Tag viel Leben wie bei Kriegsausbruch, nur völlig andere Stimmung. Bekanntmachungen in Form von Inseraten und Anschlägen an Mauern und Säulen häuften sich. Das Gesamtbild wechselte eigentlich täglich. Ein Beispiel: das Lehrerseminar. Von glaubwürdiger Seite wird mir berichtet, daß die Seminaristen am Tage nach der Umwälzung mit roten Rosetten bzw. Blumen im Knopfloch in den Unterrichtsstunden erschienen. Die Quittung für empfangene Freundlichkeiten! Ich nahm innerlich und nehme in diesem Augenblicke Partei für die jungen Leute. Ich vermute, daß man in den Büchern der Geschichte lange vergeblich suchen muß, um ein Gegenbeispiel zu finden; man bedenke, wie diese jungen Menschenkinder gedrillt, geduckt, in die Zwangsjacke gesteckt wurden! Ich habe es oft nicht für möglich gehalten wenn ich davon hörte. Wir lebten doch im 20. Jahrhundert! Willige Werkzeuge fanden sich zu diesem „Erzieheramte“; die Herren Direktoren gingen vielfach aus dem Stande der Theologen hervor. Der „Staatsgedanke“, von dem heute so viel die Rede ist, sollte sich durchsetzen. Wir ernteten später, was ein System, über welches kein Urteil zu hart ist, gesäet hatte. Daß dieses „System“ das Strebertum förderte, versteht sich von selbst. Freie Bahn dem Tüchtigen! (Bl. 27) Zu allerletzt bewahrheitete sich der Ausspruch, den ich einmal hörte: bei jeder Revolution kommt zuerst der Mann von der Straße, hernach der anständige Mensch an die Oberfläche.

Unsere Stadt in den Händen des Arbeiter- u. Soldatenrats! Ein Kapitel für sich. Auf dem Ochsenmarkt stand ein Maschinengewehr, an wievielen Stellen mögen diese Herren gegessen haben und „regiert“. Wollte man verreisen galt es zunächst, diese

63 Vgl.: F.C. (= Chefredakteur Dr. Friedrich Corssen), Lüneburg unter dem Arbeiter- und Soldatenrat. In: Lüneburg'sche Anzeigen, 8.11.1918, S. 2. – W. Reinecke, s.o. Anm. 2, 2. Bd., S. 578ff. – Uta Reinhardt, Maschinengewehre vor dem Rathaus. In: Landeszeitung, 27.5.1981, S. 12 = 1. Teil ihres Aufsatzes „Lüneburg zwischen Erstem Weltkrieg und Drittem Reich“. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 54, 1982, S. 95–127.

Ehrenmänner von der Notwendigkeit der Reise zu überzeugen, dann bekam man den Fahrschein, bezw. einen Ausweis, der zum Lösen der Fahrkarte berechnete. Meine Söhne wollten uns auf dem Lande Obst kaufen und heranschaffen. Das war nur dadurch möglich, daß sie ihre Offiziersabzeichen ablegten und sich auf der Fahrt zum Schein möglichst fleghaft benahmen. So kamen sie durch Sperre, an Posten vorbei und ins Haus.



*Gustav Adolf – Paul – Waldemar
Delbanco (1919)*

Natürlich gab's in der Zeit tagtäglich politische Versammlungen und Gegenversammlungen. Die Bürgerlichen blieben nicht untätig. Ein Bürgerrat wurde gebildet als eine Art Gegengewicht, ein Damm gegen die rote Flut! Lieber rede ich von einer anderen Flut, von unseren Truppen. Für uns Daheimgebliebene hatten sie ja das Menschenmögliche, oft mehr als das geleistet, hatten ihr eigenes Leben gleich nicht geachtet bis zum letzten Augenblick. Viele Denkmäler, große und kleine, sichtbare und unsichtbare, sind ihnen gesetzt. Mögen diese meine wenigen Zeilen in dem Sinne aufgefaßt werden. – So fluteten unsere Feldgrauen zurück in die Heimat, in die verratene Heimat. Eine Begrüßung durch den A-u.-S-Rat lehnten sie hier in Lüneburg dankend ab. Ich fühlte mit ihnen. Es gibt auch einen berechtigten Stolz. Wir gedachten des Schiller-Wortes: „Zerfallen sahen wir in diesen Tagen die alte feste Form“. Schlimmer war, daß sich auch das im selben Meisterwerke gesprochene Wort erfüllte: „Straflose Frechheit spricht den Sitten Hohn“. ⁶⁴ Zu der Rechtsunsicherheit, die jetzt zur Tagesordnung gehörte, vermag ich nur wenige Worte zu sagen. Eine erschöpfende Darstellung würde ein Buch für sich füllen. Nichts war dem Diebesgelichter, dem Raubgesindel heilig, man konnte auf der Bahn sein Gepäck nicht einen Augenblick verlassen, schon war das Unheil geschehen. Dazu die Gewalttätigkeit der Straße. Wie auf unsere Zeit geschrieben kommt mir das Wort unseres Dichters vor: „Und alle die gesegneten deutschen Länder sind verkehrt worden in Elender, Und das Römische Reich – daß Gott erbarm, Sollte jetzt heißen Römisch Arm“ ⁶⁵. Setzen wir für Römisch: Deutschland trifft der Ausspruch den Nagel auf den Kopf. Die trostlose Zeit der Geldinflation brach an. Wir ahnten nicht, wie es mit uns bergab ging. Unsere Wirtschaft stand vor dem Verfall. Wir Geschäftsleute erhielten unser Guthaben in fast allen Fällen in stark entwertetem Gelde ausbezahlt. Die Verleger entzogen uns den Kredit, das Publikum beanspruchte solchen. Notgeld, Bank- und Industrieschecks erhöhten die Verwirrung. Die Buchausstattung

64 Zitate aus: Friedrich Schiller, Wallensteins Lager (1798), Prolog

65 Ebda., 8. Auftritt

wurde wegen Mangels an Rohmaterialien immer schlechter, dadurch entwertete sich das Lager, bei Besserwerden der Herstellung erhöhte sich der Verlust. Die Besitzenden verarmten, die Rentenmark, für die der Grundbesitz, der Handel und die Industrie aufzukommen hatten, begegnete allgemeinem Mißtrauen! Zuletzt verkauften wir zur Grundzahl x Schlüsselzahl, die täglich bekannt gegeben wurde, (Bl. 28) ins Ausland lediglich gegen Auslandsvaluta. Das war in ganz kurzen Zügen die entsetzliche, zermürbende Zeit des Währungsverfalls. Und die Beamten, die Klein- und Großrentner, die freien Berufe? Denen ging es womöglich noch schlechter, jedenfalls nicht um ein Haar besser. Wer Geld einnahm, jagte los, um es vernünftig anzulegen. In vielen Fällen hieß das, es einem andern abzunehmen, ohne daß dies Käufer und Verkäufer zum Bewußtsein kam. Beträge, die heute für ein Grundstück reichten, genügten morgen schon für ein Glas Münchener Bier. Auf den Krieg folgten Waffenstillstand und „der Friede“. – Aber was für ein Friede! Wenn irgend, so hieß es jetzt: „Allen Gewalten zum Trotz Dich entfalten, nimmer Dich beugen, kräftig sich zeigen rufet die Arme der Götter herbei!“⁶⁶ Das gilt uns allen, deren Tag noch nicht zu Ruhe gegangen, noch mehr aber denen, die nach uns kommen. Wir Gegenwartsmenschen haben schwer gelitten, und doch ist's, als sähen wir am fernsten Horizont den Lichtschein eines neuen Tages, auf den wir alle miteinander, wie verschieden wir auch eingestellt sind, hoffen. Wir hoffen! Staat und Reich werden diesen furchtbaren Aderlaß überwinden, so gewiß als der innerste Kern unseres Volkes gesund ist. Wir hoffen für unsere Kinder, die das Mannesalter bereits erreicht haben, wir hoffen für unsere Enkel, die ihren Weg soeben beginnen. Und was gibt uns eine gewisse Berechtigung, solche Hoffnung zu hegen? Ich antworte mit dem oft ausgesprochenen Worte: die Städte sind die Keimzellen des Staates. Auch unser Lüneburg ist eine solche, eine unverseuchte, lebenerneuernde Keimzelle. Wieviel wirtschaftliche, wieviel geistige Kraft hat die teure alte Stadt erzeugt! Von wieviel Tüchtigkeit müssen die Steine reden wie die Bücher! In diesen Zusammenfassungen möchte ich nur die Namen einiger Männer Lüneburgs nennen, die in Krieg und Frieden daran mitgearbeitet haben, unsichtbare und sichtbare Kulturgüter zu erhalten und weiteren Schichten der Bevölkerung zugänglich zu machen, Liebe zur machtvollen Vergangenheit bei Alt und Jung zu hegen und zu pflegen. Dadurch haben sie sich unvergängliche Denkmäler gesetzt. Zu ihnen gehört der in diesem Jahre verstorbene Prof. Wilh. Görge⁶⁷, Sohn des oben genannten Seniors Görge. Die Schale oft rauh, ja vielleicht nicht gerade anziehend, aber das Herz von lauterem Golde. Seine Lebensarbeit mögen Berufenerer bewerten, hier kann sich's nur um Beobachtungen eines Fernerstehenden handeln. Als ich 1887 als Fremder nach Lüneburg kam, sah ich ihn fast immer in Begleitung eines Schwarmes von Schülern im Alter von 14–17 Jahren. Sein Ruderboot, seine Bücherei, seine Zeitschriften stellte er ihnen bereitwillig zur Verfügung, vor allem, er schenkte ihnen seine Persönlichkeit, seine Zeit, sein reiches Wissen. Die Arbeit an der Jugend, die jetzt in vollem Umfange geschieht, nahm er bereits vor 50–60 Jahren auf. In den vielen Jahren meines Hierseins habe ich oft beobachtet,

66 J. W. v. Goethe (1778), 2. Strophe, s. o. Anm. 41

67 Vgl. Nachruf von W. Reinecke auf Wilhelm Görge, in: Lbg. Museumsblätter, H. 12/1928

wie die „Görgeschüler“ an ihrem Lehrer hingen, auch als sie längst ergraut waren. Mehr als einmal fanden sie Gelegenheit, ihm öffentlich ihre Zuneigung zu beweisen. Mir persönlich war es eine große Genugtuung zu erfahren, daß er's bedauerte, daß ich meine Handlung vom Markt in die Rotestraße verlegen mußte, weil das Aufsuchen des Geschäfts ihm dadurch erschwert würde. Diese indirekte Anerkennung gerade aus seinem Munde tat mir wohl. –

(Bl. 29) Ich nenne außerdem den vor einigen Jahren verstorbenen Stadtbaumeister Kampf, dem wir die Erhaltung, die Wiederherstellung und die Ergänzung mehrerer öffentlicher Gebäude wie Errichtung verschiedener Neubauten (Lyzeum, Schule an der Neuen Sülze, Roter Hahn, Stadtarchiv – ich nenne nur einige seiner Arbeiten –) verdanken.⁶⁸ Ja, das Stadtarchiv! Wer es einmal betreten hat, vergißt es, vergißt das reizvolle Bild nicht so leicht. Aber was wäre es ohne unseren Herrn Stadtarchivar Dr. Reinecke⁶⁹, der seine Lebensarbeit darin gesehen hat, die Schätze des Jahrhunderte alten Archivs im Rathaus zu heben, zu ordnen und in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Wir können getrost sagen, Herr Dr. Reinecke hat keinen Feind, man sieht ihn nie verdrießlich, für jeden hat er Zeit. In den Kriegsjahren hörte ich Aussprüche ganz einfacher Leute über ihn, der ihr militärischer Vorgesetzter war. Sie wußten, was sie an ihrem Hauptmann hatten. In Verbindung mit dem feinsinnigen Architekten Krüger, der unsere schöne St. Johanniskirche wiederhergestellt hat, veröffentlichte Prof. Reinecke „Die Kunstdenkmäler der Stadt Lüneburg“ (Hannover, Schulze 1906), außerdem veröffentlichte er allein: „Die Straßennamen“ unserer Stadt (Hannover, Gersbach 1914) und „Lüneburgs ältestes Stadtbuch und Verfestungsregister“ (Hannover, Hahn 1903). In Kürze erscheint von seiner Hand: „Das Rathaus zu Lüneburg“.

Ich habe nur wenige führende Männer unserer Stadt nennen können. Wenn ich die Aerzte: San.Rat Dr. Hölscher und Geh.Rat Dr. Hesse hinzufüge, weiß ich sehr wohl, daß ihre Kollegen ihnen nicht nachstanden. Diese beiden Herren sah ich häufiger bei den Verwundetentransporten. Herr Pastor Reuter, als Militärgeistlicher, wie seine evangelischen Amtsbrüder suchten die Verwundeten in den Lazarethen auf, um ihnen Worte des Trostes und der Erbauung zu bringen. Ein Gleiches tat ihr katholischer Amtsbruder, Herr Dechant Wenig.⁷⁰

68 Richard Kampf (1857–1919) war Stadtbaumeister von 1890 bis 1919. – Mit „Lyzeum“ war die Höhere Mädchenschule an der Feldstraße, seit 1925 Wilhelm-Raabe-Schule, gemeint, mit der „Schule an der Neuen Sülze“ die neue Gewerbliche Fortbildungsschule, später Berufsschule und bis 2012 Musikschule, mit „Roter Hahn“ das seit Ende des 15. Jahrhunderts bestehende Stift für Kranke und Bedürftige in der entsprechenden Straße; das neue Stadtarchiv entstand 1899.

69 Prof. Dr. Wilhelm Reinecke (1866–1952), Stadtarchivar in Lüneburg von 1895 bis 1935, Leiter der Ratsbücherei ab 1922 und Direktor des Museums für das Fürstentum Lüneburg. Vgl. Nachruf von G.K. (= Gerhard Körner), in: Lbg. Bl. H. 4, 1953, S. 5–10. Schriftenverzeichnis, zus.gestellt von Wiltrud Bückmann, ebda., S. 11–16. – Zu Dr. h.c. Franz Krüger (1873–1936) vgl. Nachruf von W. R. (= Wilhelm Reinecke) in: Lbg. Museumsblätter, H. 13, 1937, S. 8–12. – Werner Preuß, Architektur ohne aufgeklebten Schmuck, in: LZ v. 5./6.1.2008, S. 7.

70 Sanitätsrat Dr. med. Richard Hölscher (1868–1949) war von 1901 bis 1936 der erste Direktor des städtischen Krankenhauses. – Geh. Medizinalrat Dr. med. Fr. Hesse war Kreisarzt. – Hans Reuter (1861–1937) war bis 1932 Pastor prim. an St. Michaelis. – Dechant Klemens Wenig wirkte an der St. Marienkirche.



Rote Straße 13-14 (1953)

Gedenken wir derer, denen es Herzensbedürfnis war, die Not des Krieges und der Nachkriegszeit zu lindern, würde das Bild nicht vollständig sein, wenn wir nicht der oft stillen, geräuschlosen Arbeit der deutschen Frau gedächten. Sie stand vor lauter neuen Aufgaben im Hause, in den Lazarethen, in der Kriegsindustrie, im Wirtschaftsleben.

Das Wort unseres größten Dichters bewahrheitete sich an ihr:

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heiteren Kräften,
Überall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.
(aus: Wilh. Meisters Wanderj.)

Weltkriegs-Erinnerungen von Paul Delbanco⁷¹

Ich bin ein Sohn der Stadt Lüneburg, aufgefordert von meinem Vater, dem Buchhändler Ferdinand Delbanco, einige Erinnerungen den seinigen hinzuzufügen. Das grösste Erlebnis unserer Generation bildet vorläufig der Weltkrieg. Er beherrschte in der Folgezeit bis heute unser ganzes äusseres Leben. Seine Bedeutung für unser Innenleben können wir noch nicht überschauen. Die Wucht der Tatsachen überwiegt heute noch die Beurteilung der wahren Veränderung unseres Seelenlebens. Der Krieg als seelisches Erlebnis, diese Fragestellung fesselt heute die Teilnehmer des Krieges. Darum will ich etwas davon schreiben, wie der Krieg auf uns wirkte, nicht, wie er war.

I. Vom Frieden zum Krieg. (Lüttich)

1890 bin ich geboren, also in Erziehung und Ausbildung durchaus noch „Friedensware“. Auf der Schule lernten wir, wahrscheinlich würden die engen wirtschaftlichen Bindungen der Völker, die in aller Weltgeschichte noch nie so eng gewesen waren, dazu der enge literarische, brieflich und persönliche Verkehr einen Krieg ausschliessen. Wenn aber die immer schärfer betonten nationalen Gegensätze der waffenstarrenden Völker doch einen Krieg hervorrufen würden, würde er kurz sein. Beides hat getäuscht. Als ich studierte (1908–1913), lasen wir alle Jahr einmal in den Zeitungen von den schweren diplomatischen Verwicklungen an den merkwürdigsten Punkten der Erde, die jedes Mal (Seite 2) wieder irgendwie eingerenkt wurden. Die Überzeugung von der Friedlichkeit der Entwicklung setzte sich ganz fest durch: 1870 wäre der letzte europäische Krieg gewesen, seitdem ein einziges Aufblühen, lauter immer feinere Kultur und vertiefte und verbreiterte Bildung. Bis 1870 „Entwicklung“ – die lernte man auf der Schule im Geschichtsunterricht –, seitdem „Zustand“. Dass ich selbst die Beendigung dieses schönen Dauerzustands aus erster Hand miterlebte, ja mit herbeiführen sollte, war die grösste Überraschung meines Lebens.

Mit dem Eintritt der Mobilmachung hörte die Verfügung über das eigene Leben auf. So etwas war noch nicht dagewesen. Man stand jetzt zur Verfügung anderer, des Vaterlands meinetwegen, aber die Verfügung über sich selbst hatte man zunächst mal nicht mehr, nicht mehr über Woher und Wohin und auch nicht über das Wie lange? dieses Zustandes. Ich war Einjährig-Freiwilliger; ich kannte Dienst und Unterordnung; aber ich hatte Ort und Zeit des Eintritts ins Heer frei gewählt; ich hatte meinen Dienst

71 In: Stadtarchiv Lüneburg, Sign.: NBi 2 – Aus dem Typoskript (Durchschrift) übertragen von Dirk Hansen/ Lüneburg im Mai 2013



(1917 – Lt. d. Res.) Paul Delbanco (Aug. 1915)

für bestimmte Tagesstunden und wußte, dass ich nachher frei war und wieder in meine Wohnung gehen konnte. Am 30. September 1914 würde meine Zeit vorbei sein und ich war wieder ganz frei wie vorher. Jetzt war die Freiheit völlig vorbei, jedenfalls zunächst, das aber bestimmt. Daran gab's nichts zu rütteln und zu deuten.

Fürs Vaterland! war also die einzige Forderung. Ob in heroischer Hingabe, ob getrieben vom allgemeinen Handeln der Masse, danach fragte man uns nicht, danach fragten wir uns nicht, d.h. wir aktiven Soldaten. Dienst ist Dienst, und jedenfalls wird jeder der gegebenen Befehle bis zum letzten Hauch stramm ausgeführt, da gibt's keine Frage. Schlapheit gibt's bei uns nicht vorm Zusammenbrechen. Wir Einjährig-Gefreiten waren die gegebenen Patrouillenführer, also da wird gehandelt la.

Aber vielleicht war die Mobilmachung eine drohende Geste, vielleicht rückte man auch an die Grenze und übte einige Tage Felddienst, scharfe Patronen im Gewehr; die Diplomaten würden die Sache (S. 3) schon auch diesmal wieder zurecht kriegen.

Es ging an die Grenze, bis Kohlscheid bei Aachen. Mit donnerndem Gesang über den freien Rhein: „Solang ein Tropfen Blut noch glüht, noch eine Faust den Degen zieht ...“. Wahrlich wir haben gehalten, dem Wortlaut zum Trotz, diesen Schwur, lange, lange haben wir ihn gehalten, über alles, was menschenmöglich schien, weit hinaus $4 \frac{1}{4}$ Jahre, wer damals daran gedacht hätte. Und doch, hätte man es damals verlangt, wir hätten willig alles beschworen. Damals konnte man von uns verlangen, die Welt aus den Angeln zu heben, wir deutsche Soldaten waren bereit, an alles unsere Kräfte mit vollem Einsatz zu wagen.

„Aber vielleicht gibt es doch noch keinen Krieg“. – Am nächsten Tag marschierten wir durch Aachen. „Gott sei Dank, Jungens, das Ihr da seid!“ Hier war Grenzstadt, hier fühlte man die Nähe des feindlichen Landes. Stockung: „Artillerie soll nach vorn!“ Nun, eine neue Marschgliederung, dachten wir. „Infanterie soll scharf laden!“ Immerhin für alle Fälle. Mitten in der Stadt klirrten die Ladestreifen aufs Pflaster. Drüben auf der Landstrasse am Bergeshang stellten sich viele Wagen des Kaiserlichen Automobilklubs bereit; also die Vorbereitung hat in allem geklappt. Warten im Aachener Stadtwald, stundenlang. Dass währenddes letzte Verhandlungen waren und die Entscheidung Englands fiel, ahnten wir nicht. 1h mittags Grenzübergang. Von der Passhöhe, die die Grenze bildete, sahen wir, sich ins Tal windend, in Marschkolonne das herrliche feldgraue Heer von 1914, jede Kompagnie ein geschlossenes Häufchen, von Kompagnie zu Kompagnie 10 Schritt, von Bataillon zu Bataillon 20 Schritt, ganz nach Vorschrift, berittene Offiziere an ihren Plätzen, rauchende Feldküche, blitzende Kanonen (die waren damals noch nicht angestrichen). Unsere Aufrufe, die wir, französisch gedruckt, vor uns hertrugen, nahmen die Einwohner, die mürrisch am Wege standen, scheinbar zunächst nicht an: dass sie sich anders benahmen, konnten wir auch gar nicht erwarten. Hinter dem ersten Dorf waren Bäume abgesägt und über die Strasse gelegt, unsere Vorhutpioniere hatten (S. 4) dieses „Hindernis“ bereits in den Strassengraben gelegt. So nur weiter, das lässt sich gut an. Im Auto von vorn wird ein verwundeter Soldat (Husar) zurückgebracht; weisser Gesichtsverband. Nun, sagten wir uns, dass ein Patrouillenführer vorn mal von seinen scharfen Patronen Gebrauch macht, und dann auch wieder beschossen wird, das ist noch kein Krieg. Ein feindlicher Flieger. „Alles auf den Flieger schießen!“ Da habe ich denn auch meine ersten 8 Patronen ‚rausgeschossen‘. „Edles Wild!“ dachte ich. Wir wussten damals noch nicht, dass das Schiessen mit Infanteriegewehren auf Flieger im allgemeinen aussichtslos ist, zumal wir auch sicher nicht genügend vorgehalten haben.

Ein ungeheuer anstrengender Marsch dieser Tag, im wesentlichen dieser Nachmittag, 45 km! Das war zuviel selbst für uns Aktive – Reservisten hatten wir noch garnicht mitbekommen –. Alle Marschkranken, 20–30%, holten abends die Truppe wieder ein.

Biwak in Obstgärten beim Dorfe Berneau. Die Maas hatten wir doch nicht mehr ganz erreicht. Und nun in dieser ersten Nacht in Feindesland, 4. zum 5. August, ein dreimal wiederholter Feuerüberfall belgischer Zivilisten auf unser enges Lager. Tote und Verwundete rund um uns, grässliches Aufregungsschiessen der eigenen Mannschaften gegen einander. Mit blanker Waffe wachen wir in den dämmernden Morgen. Die gefangenen Zivilisten werden erschossen, das Dorf, wo die Gewehre in Küchen und Kleiderschränken gefunden wurden, wird angesteckt. Ein warnendes, ein gerechtes Strafgericht. Aber Krieg, nein, nur Zivilisten.

Am 10. Aufbruch zum Maasübergang. Ein Zug muss ausschwärmen gegen Zivilisten. Wir in die verlassenen Häuser zum Durchsuchen. Ich habe selbst das Gewehr und grosse dicke Patronen auf dem Küchentisch gefunden, während im Wohnzimmer einer Klavier spielt und im Esszimmer ein Pole Porzellanteller in den Spiegel wirft. Wir sind mitten im Krieg und merken es noch nicht einmal. – Drüben brennt’s,

draussen schießt's, Wagen werden requiriert, Hoftüren, Kleiderschränke, Tische, Kommodenschiebladen, alles, was schwimmen kann, wird aufgeladen für den Massübergang. Die grosse (S. 5) Brücke ist gesprengt, aus den Häusern gegenüber sollen die Pioniere Feuer bekommen haben; um den Widerstand schnell zu brechen, soll sich General Emmich selbst in die Schützenlinie gelegt und mitgeschossen haben. So hören wir. Wir sehen ihn selbst, unsern obersten Führer, hochaufgerichtet an der Abfahrtstelle, und ein Truppenteil nach dem andern setzt über, auf Flößen, an Drahtseilen gezogen, Pferde ins Wasser, am Zügel hinterhergezogen, Fahrzeuge und Geschütze müssen zurückbleiben. Der Patronenwagen hat alles ausgegeben: 225 Patronen drücken jeden Mann.

Nun dachten wir, jetzt gäbe es drüben wieder ein Biwak in einem andern Obstgarten. Doch nein, es wurde marschiert. Wo sind wir? Schon dunkelt's, aber im Vorbeimarschieren entdecke ich doch noch auf dem blauen Wegweiser die weissen Buchstaben: Liège so und soviel Kilometer. Ich wusste, dass Liège Lüttich war, weil mein Bruder Gustav Adolf als deutscher Kaufmann in Lüttich beschäftigt war, wenigstens bis 1. August. Dann wollte er eine Stellung in London annehmen. Wo war er: in Lüttich, mit dem letzten Zuge nach Aachen, oder auf der Reise nach England? Und ich auf dem Marsch dorthin, von wo seine letzten Briefe kamen, mit feindlichem Heer in tiefer Nacht? Die Frauen auf der Strasse sahen uns an wie Totgeweihte, – na, so schlimm war es doch noch nicht. Ich glaube noch nicht an den grossen Krieg. 2 Mitschüler aus Lüneburg, Hans Rauno und Hans König, treffe ich in einer Marschpause. Unser Glaube ist der gleiche, aber wenn? – und wenn es nötig sein sollte, wollen wir den Angehörigen die letzten Grüsse bestellen. Wir hatten ja hinaus müssen, ohne Abschied von den Lieben, unmittelbar von der Garnison ins Feld. König fiel in dieser Nacht.

Die Marschpausen häufen sich. Begreifliche Müdigkeit stellt sich ein. Immer mehr Mannschaften schlafen im Staub der Landstrasse.

„Auf: Marsch!“ Die Offiziere kommen von der Besprechung. Den Kompagnien sind verschiedene Dorfausgänge zugewiesen. Also Entfaltung! Entwicklung hiesse der nächste Schritt, der letzte vorm Gefecht. Also: unter Führung unseres Hauptmanns hasten wir durch die Strasse zu unserm Ausgang. Rechts Häuser, links eine (S. 6) Erhöhung mit Hecke und Gärten. Da s-s-s-st- - bumm! haut mit Zisch und Krach die erste Granate links in den Garten. Laufschrift, Dorfausgang, Schwärmen, die zweite Granate über unsere Köpfe, wir machen ausnahmslos eine tiefe, aber schon wertlose Verbeugung. Dies war die grösste Überraschung meines ganzen Lebens. Der grosse Krieg auf allen Schlachtfeldern Europas war da, vor uns, hinter uns, um uns, wir waren selbst die, die ihn führten.

II. Im Schützengraben.

(1915/1916)

Von der Nordsee bis zur schweizer Grenze, von der Ostsee bis zur Bukowina schirmt ein Wall von Leibern, hinter Erdaufwurf und Stacheldraht die vom Weltverkehr abgeschnittene, sonst aber vom Krieg nicht mehr unmittelbar berührte Heimat. Dort aber

arbeitet alles für den Krieg. „Der friedliche Bürger merkt es doch, wenn die Nation sich schlägt“. Friedrichs des Grossen Wort ist ins Gegenteil umgekehrt. Volk ringt jetzt mit Volk, nicht mehr Heer mit Heer. Meine Brüder stehen als Kriegsfreiwillige draussen gleich mir, mein Vater als freiwilliger Sanitätshelfer in der Heimatstadt, Mutter und Schwester arbeiten doppelt. Alles ist oder wird auf lange Sicht eingerichtet. Fabriken werden umgestellt, neue Eisenbahnen gebaut, belgische Felder von uns wieder gepflügt: wer hat den längsten Atem? Vielleicht gibt die Entscheidung gar nicht der Soldat, sondern der Wirtschaftler, oder der Techniker, oder der Erfinder?

Jedenfalls wurde unser Soldatenleben etwas gemütlicher dabei. Gleich lange Zeit war man im Graben, in Bereitschaft und in Ruhe; man kehrte immer wieder in dieselben Gräben, dieselben Unterstände, dieselben Häusertrümmer und Waldlager zurück. Also gestaltete man sich diese wohnlich. Ausserdem hob man damit die Stimmung der Truppe, und es fing an, auch darauf anzukommen. Der deutsche Soldat arbeitete immer. Musste er nicht auf Befehl Stollenhölzer schleppen (S. 7) oder Betonklötze oder fertige Barackenwände, dann arbeitete er für sich, für Wohnlichkeit, Reinlichkeit und Gemütlichkeit. Die Begriffe mussten erst wieder gelernt werden, Ersatzmannschaften aus der Heimat brachten sie manchmal noch mit. Ein Neuer aus Berlin wusch sich eines Morgens im Yserkanal Gesicht und Hände. Ein Alter, der vorübergeht, fragt ihn: „Du, wie oft machst du das eigentlich?“ Antwort: „alle Tage einmal“. Darauf der Alte: „Du, wenn du das alle Jahr einmal machst, kriegst du viel mehr Dreck herunter“. Ge-steigerte Ansprüche an das Leben treten bisweilen hervor. In den weiten Überschwemmungsgebieten der Yser ist auch in den vorderen Abschnitten das Fischen möglich. Der Herr Major ist Liebhaber und jagt auch selbst wohl. Eine bestimmte Sorte lässt sich nur bei Sonnenaufgang schiessen. So lässt er sich von seinem getreuen Burschen schon bald nach Mitternacht auf einen einsamen Weidenstumpf über eine überschwemmte Wiese rudern. Um 5 soll er ihn wieder abholen. Die Sonne geht auf, aber die seltenen Fische kommen nicht; statt dessen kommen jedoch Mücken. Erst lässt sich der Herr Major noch nicht im Jagdeifer beirren, aber schliesslich schlägt er wild um sich, zumal sein Bursche die Zeit verschlafen hat. Endlich um 10 erlöst er ihn. „Wart, sagt der Major, willst du sehen, wie ich die Fische geschossen habe, dann setz dich mal eben dort oben hin, so, und nun kannst du auch mal die Mücken kennen lernen. Um 3 lass ich dich abholen“.

In ihren Unterständen waren die Mannschaften ganz Heimat, Briefe von und nach Hause, Friedensgerüchte und Erzählungen aus der aktiven Dienstzeit bildeten die wichtigste Unterhaltung, und ausser Essen und Trinken und sehnsuchtsvollen Heimatliedern füllte nichts weiter ihr Interesse aus. Der Dienst war ihnen, sobald sie abgelöst waren, gleichgültig, und doch, wie haben die stetigen hohen Anforderungen die Kräfte gespannt und ungeahnte Fähigkeiten entwickelt. Da konnte aus einem ängstlichen, städtisch blassen Schneidergesellen im NU ein Held werden, der sich allen Helden an die Seite stellen kann, und derselbe konnte nachher in anderer Umgebung wieder in sein bedeutungsloses Nichts zurücksinken. (S. 8) Für Manche Entbehrung entschädigte einen das stolze Gefühl, auch dabei zu sein. Vor den Vorposten in dunkler Nacht

im herrenlosen Zwischengelände als Erster am Feind, gespannt lauschend auf jeden knickenden Grashalm, einsam auf weitem Feld als vorgeschobenster Schützer der Heimat, war das nicht schön? Oder beim Einzug in eroberte feindliche Städte, . Mit der Waffe in der Hand und Wanderlieder auf den Lippen, keiner kannte einen da von der staunenden Bevölkerung, und doch: War es nicht ein Hochgefühl, dabei gewesen zu sein? Jawohl so war es.

Und endlich der Urlaub, ein grosses Ziel, für das man alle Opfer brachte. Wie war das schön, im Eisenbahnzug sich in seine Ecke setzen und alles dahinter vergessen, in jeder Minute mit Riesenschritten den Lieben daheim entgegen eilen, und sorgenlos 14 Tage verleben zu dürfen.

In vierzehn Tagen konnte sich vieles ändern. Vielleicht war bis dahin ja der alte, böse Krieg zu Ende.

III. Der letzte Versuch.

(21. März 1918)

Die Abwehrschlachten 1917 hatten zwar für uns immer noch mit dem Erfolg geendet, dass unsere Fronten nicht durchbrochen wurden, aber sie wurden immer verlustreicher an Menschen und Material, die Angriffstechnik der Franzosen mit dem 14-tägigen Trommelfeuer immer raffinierter, die der Engländer immer derber und gröber, – so ging es nicht weiter. So erfuhren wir schon im Dezember 1917, dass nach dem Zusammenbruch Russlands alle Kräfte für die Westfront verfügbar gemacht werden sollten, damit hier im Frühjahr 1918 eine Offensive unsererseits unternommen werden könnte. Diese würde hoffentlich den Frieden erzwingen; man musste gleich aufs Ganze gehen und verlangte, dass die stürmende Infanterie in jeder Kampfstunde etwa 1 km, an jedem Kampftage 7 km erobere. Wir, XVIII. Armee unter General v.Hutier, haben tatsächlich an 10 Tagen 70 km uns in den Feind hineingearbeitet. Die Feinde hatten bei allen ihren Offensiven (S. 9) ihre Erfolge nicht nach Kilometern, sondern nur nach Hunderten von Metern berechnen können. Es sollte nun alles Menschenmögliche aufgeboden werden, was den Erfolg sicher stellen könnte, an uns Frontoffizieren läge es, die Stimmung der Truppe so vorzubereiten, dass sie wie im August 1914 noch einmal bereit sei, alles einzusetzen, um alles zu gewinnen.

Diese Stimmung ist erreicht. Es war wieder, nach vorübergehenden Missmutigkeiten der letzten Jahre, ein einheitlicher Geist der Freudigkeit, einmal noch alles zu wagen, um dadurch zum Schluss zu kommen. Aber auch nur einmal; dass man die Märzoffensive im April wiederholte und in den folgenden Monaten, das war zuviel verlangt, das war der Anfang vom Ende. Aber im Frühjahr 1918 wurde es mit Aufgebot aller Kräfte – und noch war aus den 4 Zentralmächten bei zielbewusster Zusammenfassung etwas herauszuholen – möglich, bei allen das Bewusstsein zu erzielen, dass wir die Feinde durch Gewalt zum Frieden bringen würden. Grosse Zwecke erfordern grosse Mittel, und so nahm unser kämpfendes Heer staunend alles das entgegen, was die Oberste Heeresleitung für die Ausrüstung, Schonung und Unterkunft der Truppe tat, schliesslich für den Aufmarsch und die Zusammenziehung

dieser Million Streiter, die dann am 21. März 1918 auf einem einzigen 50 km breiten Frontteil nach nur 4 Stunden Artillerievorbereitung auf den Feind losgelassen wurde zu Kampf und Sieg. Es war die grösste Kräftezusammenfassung in der ganzen deutschen Geschichte.

Von den Vorbereitungen, wie ich sie erlebte, einiges: alle Angriffstruppen wurden schon 2–3 Monate vorher aus der Front herausgelöst und weit entfernt von allen Eindrücken des Kampfes im französisch-belgisches Etappengebiet untergebracht, ja zum Teil bis an den Rhein zurückgezogen. Jeder Mann bekam Betten mindestens aus Drahtgeflecht, der Ausbildungsdienst wurde streng geregelt, Mittwoch und Sonnabend Nachmittags sowie Sonntags war dienstfrei, Kantinen und Kasinos, Feldbuchhandlungen, Kinos, Platzmusik wurden eingerichtet, der Urlaub in entgegenkommendster Weise (S. 10) geregelt. Beim Einüben des neuen Kampfverfahrens wurde der Truppe das Gefühl der Sicherheit sogar dadurch gegeben, dass das Vorgehen der Infanterie dicht hinter der allmählich vorverlegten Feuerwalze der Artillerie praktisch in grossen Verbänden und mit scharfer Artilleriemunition durchgeübt wurde. Und als wir dann nach vorn rückten – die ganze Million Mann nur bei Nacht wegen der Flieger – da fanden wir alles bis ins Kleinste geregelt, die Wege verteilt bis weit in die von unsern Fliegern erkundeten feindlichen Stellungen hinein, sogar die Kommandanturen in dem erst noch von uns zu erobernden Dörfern auf Feindesseite schon bestimmt.

Es musst klappen, und es hat geklappt. Als wir am Abend des 21. zwischen dem ehemaligen vordersten deutschen und vordersten feindlichen Graben, in dem eisendurchzuckten Niemandsland unsere schweren Langrohrgeschütze auffahren sahen, ohne Deckung, auf freiem Felde, und wie sie ihre eisernen Grüsse über den Holnon-Wald sandten, ein Bild, wie wir es im Westen seit Wende 1914 nicht mehr kannten, da wussten wir: es geht wieder vorwärts, der nervenzerrüttende Stellungskrieg hat ein Ende, es gibt Bewegungskrieg im Westen! Und wir waren die Sieger.

Inmitten all des namenlosen Leids der vielen Opfer dieses Tages, die wir mit eigenen Augen sahen, und von denen auf allen Dörfern und in allen Kirchen Deutschlands die Heldenehrungen zeugen – der 21. März ist immer dabei – wir glaubten an den Sieg und an ein baldiges glückliches Ende des ganzen grossen Weltkrieges durch diesen mit tausend Ungewittern vorbrechenden deutschen Frühjahrssturm.

IV. Vom Krieg zum Frieden.

(Oktober 1918)

4 ¼ Jahr dauerte der Krieg, vier Jahre haben wir gesiegt, im letzten Vierteljahr erlagen wir der zusammengefassten Technik und Menschenzahl fast der gesamten Welt. Aber wenn wir auch jetzt hoffnungslos und fast hemmungslos zurückgingen, durchbrochen hat (S. 11) der Feind trotz der bis zuletzt fortgesetzten Anstrengungen unsere elastisch gewordene Front nie. Nie hat er einen Fang von Hunderttausenden gemacht, wie wir deren mehrere im Laufe des Krieges zu verzeichnen haben. Vor den unmittelbaren Schrecken des Krieges haben wir die Heimat bis zum letzten Augenblick tatsächlich geschützt. Nur wer die Verwüstungen gesehen hat, kann beurteilen, zu welchem Dank

die Heimat gegen uns Frontkämpfer verpflichtet ist. Am 11. November standen wir überall in Feindesland.

Im Laufe der furchtbaren Schlachten dieses letzten, schlimmsten Jahres, besonders im Laufe der vernichtenden Rückzugskämpfe hatten auch die letzten Frontkämpfer die Hoffnung begraben, den Krieg zu überleben. Drei Mal ist zum Beispiel das Offizierskorps, dem ich angehörte, fast bis auf den Letzten aufgerieben worden. Wer nur verwundet und nicht gefangen war, fand sich nach Wochen oder Monaten wieder an der Front, ein Ende schien ferner denn je. Wer also richtig in der Front war, der konnte sich die Wahrscheinlichkeiten seines Untergangs ziemlich genau ausrechnen. Wir hatten anders als vor einer Schlacht, wo man mit der Möglichkeit des Todes rechnet, jetzt ganz bestimmt und endgültig mit dem Leben abgeschlossen, über unsichere Möglichkeiten waren wir alten Krieger von 1918 durchgedrungen zur Gewissheit, wenn auch zur durchaus negativen Gewissheit, taten unsere Pflicht, als hätten wir Jahre vor uns und wussten nie, ob wir eine begonnene Handlung würden zu Ende führen können, und genossen nebenbei das uns noch verbleibende Restchen nach Möglichkeit. Wir waren pflichtbewusste Epikuräer. Schön erscheint einem jetzt hinterher die Zeit, denn sie war etwas Ganzes. Nichts Kleines hatte Wert.

Da hinein platzte am 6. Oktober die erste Nachricht von der Anbahnung der Waffenstillstandsverhandlungen. Auf den ausgetretenen Bahnen des Dienstweges hatten die Fernsprecher, ohne Befehl, sie von Stab zu Stab weitergegeben. "Diesmal wird's was", sagte mit sicherem Instinkt mein Freund und Begleiter, und er sollte Recht behalten, wenn es auch noch 4–5 Wochen voll von lauter (S. 12) Stunden, die über viele Menschenleben entschieden, dauern sollte. Jeder Tag kostete Deutschland tausend Tote.

Sollte doch die Möglichkeit eines Wiedersehens der Heimat erscheinen? Dieser Gedanke, völlig aufgegeben, wagte, ganz versteckt, am Rande des Bewusstseins wieder aufzutauchen. Es war nun ganz eigentümlich, in welcher Weise er die Kampfhandlungen beeinflusste. War der Deutsche im Kampf, so war er nach wie vor ein Held. Das sollten wir wieder am 8. Oktober in der ungeheuren Schlacht bei Cambrai an uns selbst erleben. Und auch an ruhigen Abschnitten kamen plötzliche, hitzige Überfälle und erbitterte Nahkämpfe um irgend eine Kiessgrube oder einen Maschinengewehrstand vor, in denen Freund wie Feind alles um sich herum vergass und kämpfte. Aber war man mal eine Zeitlang nicht im Brennpunkt der grossen Schlacht, dann scheute sich auch der Franzose und Engländer, noch unnötig im letzten Augenblick sein Leben aufs Spiel zu setzen. Man wusste vor allen Dingen die ganze Zeit hindurch nicht, ob nicht vielleicht die Waffen schon ruhten. Da wachte man morgens auf: nichts zu hören, herrliches Herbstwetter draussen, die Vögel zwitschern in allen Bäumen, Ablösungstruppe, Munitionskolonnen ziehen am hellen Tage mitten auf dem Wege durchs Dorf, man bummelt, trifft Bekannte, bleibt rauchend und plaudernd stehen. Solche Bilder sah der Westen nie. Es kommen auch Flieger, eigene und feindliche, sie ziehen ruhig ihre Kreise, tun sich und uns nichts; jeder bleibt über seiner Stellung. Dann belehrt uns aber der Heeresbericht, dass an andern Abschnitten die erbittertsten Kämpfe toben und Marschall Foch noch im letzten Augenblick den lang ersehnten Durchbruch erzielen will,

um noch mit einem grossen Sieg im Felde abzuschliessen. Zuletzt kam der Brennpunkt des Kampfes auch noch zu uns und raffte noch einmal wieder so ziemlich alles hin, was noch hinzuraffen war. Bis in die letzten Tage, ja Stunden hinein feierte Clemenceau's Vernichtungswille Triumphe. Einerlei, ob Belgier darin wohnten oder nicht, beschossen Franzosen und Eng- (S. 13) länder Tag und Nacht mit Artillerie- und Fliegerbomben alle Dörfer, durch die unsere Rückzugsstrassen führten. Noch am 11. November 11 Uhr Vormittags – um 12 Uhr trat der Waffenstillstand in Kraft – fiel tragischerweise ein Bataillons-Adjutant unserer Division, der einer vorgeschobenen Feldwache den Befehl zum Einstellen des Feuers überbringen wollte. Und erst 5 Minuten vor 12 kehrten die niedrig fliegenden feindlichen Flugzeuge um und stellten ihr Maschinengewehrfeuer ein.

Die Heimat hat uns und wir die Heimat wieder. Wer diese Dinge überlebt hat, wem tatsächlich das schon aufgegebene Leben wiedergeschenkt ist, der empfindet aber auch die Verpflichtung, für die gefallenen Kameraden mitzuarbeiten an dem schweren Werk, das unsere harte Zeit jetzt von uns verlangt.

Daten.

Ich, Paul Friedrich Delbanco, bin am 22. Juli 1890 zu Lüneburg geboren, besuchte 1899–1908 das Gymnasium Johanneum und studierte in Tübingen, Berlin und Göttingen Geschichte und alte Sprachen (1908–1913). Am 1. Oktober 1913 trat ich als Einjährig-Freiwilliger beim Grossherz.mecklenb. Füsilier-Regiment Nr. 90, Kaiser Wilhelm, II. Batl., in Wismar ein. Mit diesem Regiment rückte ich am 1. Mobilmachungstag ins Feld und beteiligte mich mit ihm am Sturm auf Lüttich und am Vormarsch durch Belgien und Nordfrankreich. Zur Offiziers-Ausbildung auf den Truppenübungsplatz Munsterlager abkommandiert, wurde ich nach meiner Beförderung zum Leutnant der Reserve dem hauptsächlich aus Brandenburgern und Berlinern gebildeten Infanterie-Regiment Nr. 359 zugewiesen. Mit diesem Regiment habe ich mich an allen Kampfhandlungen auf dem westlichen Kriegsschauplatz von Mitte 1915 bis Ende 1918 beteiligt. Die einzige Unterbrechung von nur 3 Monaten fand im Jahre 1917 (S. 14) infolge einer Verwundung statt. Die Geschichte des Regiments 359 habe ich nach den Akten im Auftrage des Reichs-Archivs geschrieben und 1922 bei Stalling in Oldenburg unter dem Titel „Erinnerungsblätter des Infanterie-Regiments 359“ herausgegeben. (Anm.:) Es befindet sich in der Lüneburger Ratsbücherei unter der Signatur Z. 256.

Nach Beendigung des Krieges trat ich im Januar 1919 in Lüneburg in den höheren Schuldienst ein, in dem ich mich noch heute befinde. Zurzeit bin ich am Domgymnasium in Verden a. d. Aller beschäftigt.

Im Oktober 1925

(Unterschrift) Paul Delbanco

DIRK HANSEN

Bismarck und Lüneburg

Konnte Fürst Otto von Bismarck die Türme Lüneburgs von Friedrichsruh aus sehen? Diese Behauptung des einstigen Reichskanzlers gegenüber Lüneburger Besuchern im Sommer 1894 mag bei ca. 30 km Luftlinie eher eine Schmeichelei als Realität gewesen sein, aber Lüneburgs „Chefhistoriker“ Wilhelm Reinecke hielt diese Bemerkung für erinnerenswert,¹ gab es doch ansonsten keine Chance, den „Alten vom Sachsenwald“ in eine direkte Beziehung zu Lüneburg zu setzen.

Wer nach Bismarcks Spuren in Lüneburg sucht, muss erstaunt feststellen, dass es hier im Gegensatz zu zahlreichen Orten in Deutschland ganz offenbar keinen Bedarf nach öffentlicher Verehrung des Reichsgründers gegeben hat. Sehr wohl ein Kaiser-Wilhelm(I.)-Denkmal (in den Wallanlagen am Graal, heute Scunthorpe-Platz), aber kein Bismarck-Denkmal, kein Bismarck-Turm, keine Bismarck-Straße. Überhaupt fällt auf, dass es im 1866 von Preußen annektierten Land Hannover, insbesondere in den nördlichen Teilen, so gut wie keine Bismarck-Denkmäler oder -Türme gab.² Eine Massierung solcher Denkmäler fand und findet sich zum Teil noch heute im Ruhrgebiet, in Sachsen und Thüringen. Im Land der Welfen hingegen war die Erinnerung an die Niederlage gegen die Preußen offenbar noch lange wirksam. Anders als für Kaiser Wilhelm II. oder Familienangehörige der Hohenzollern ist auch ein Aufenthalt Bismarcks in der osthannoverschen Provinzstadt nicht nachweisbar.³ Weder die Nähe zum Alterssitz im lauenburgischen Sachsenwald noch zum Geburtsort Schönhausen in der Altmark hatten die Zeitgenossen genügend motiviert, den ansonsten geradezu weltweit anerkannten und gerühmten Reichseiniger auch hier vor Ort zu würdigen. Selbst eine kurzfristige Initiative patriotischer Lüneburger vier Wochen nach Bismarcks Tod (30. Juli 1898), in den vom Verschönerungsverein⁴ errichteten Parkanlagen am Bockelsberg einen „aus geschmackvollem

1 Vgl. Wilhelm Reinecke, Geschichte der Stadt Lüneburg, 2 Bde., Lüneburg 1933, Bd. II, S. 564.

2 Vgl. Bismarck-Denkmäler und Bismarck-Türme – bis 1914 in Planung oder fertiggestellt. Karte im Faksimile Archiv Verlag Braunschweig 1998. Nur in Tostedt, Harburg, Buxtehude und Stade gab es Bismarck-Türme.

3 Nach Reinecke (wie Anm. 1, S. 563) haben weder Kaiser Wilhelm I. noch „sein großer Kanzler“ in Lüneburg verweilt. – Auch nach Gerhard Körner war Bismarck „in der Stadt der Welfen nicht so sehr willkommen“ – Siehe Lüneburger Monatsspiegel, Sept. 1968. S. 7: „Bismarck kam nicht“.

4 Zu demselben vgl.: Hans-Herbert Sellen, Der Lüneburger Verschönerungsverein von 1887. In: Aufrisse. Mitteilungen des Arbeitskreises Lüneburger Altstadt e.V., H. 25/2010, S. 34–67 und: Aufrisse, H. 26/2011, S. 15–29. – Günther Herrmann, Der Bockelsberg in Lüneburg. Zur Geschichte und Bedeutung einer stadtnahen Erholungslandschaft. In: Jahrbuch des Naturwissenschaftlichen Vereins für das Fürstentum Lüneburg von 1851 e.V., Bd. 36/ 1983, S. 293–319; zum Verschönerungsverein: bes. S. 299ff.

Steinmaterial zu erbauenden Turm“ zu Ehren des Verstorbenen und zum „Andenken an den großen Staatsmann“⁵ zu errichten, versandete sang- und klanglos ohne jegliches Echo. Die „Krone dieser Anlagen“, wie die Zeitung schwärmte, entstand nie. Offensichtlich gab es nicht genügend spendierwillige Bismarck-Enthusiasten in Lüneburg, selbst wenn Otto Lauenstein als langjähriger Oberbürgermeister der Stadt (von 1880 bis 1894) ein bekennender Anhänger Bismarcks war, den er als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses bereits 1867 persönlich kennengelernt hatte.⁶

Führte es Bismarck ganz offenbar nie direkt nach Lüneburg, so kam es hingegen mehrfach zu Begegnungen junger Lüneburger mit Fürst Bismarck im nahen Friedrichsruh. Als Schüler vom Gymnasium „Johanneum“ mit ihrem „Oberlehrer“ Meyer am 22. August 1888 im Sachsenwald weilten, bekannte sich Bismarck im „Streit zwischen Alt- und Neuphilologen“ als „Anhänger der alten Tradition“.⁷ In den „Lebenserinnerungen“ jenes Lehrers⁸ findet diese sommerliche „Turnfahrt“ einen umfänglichen Niederschlag. Neben zahlreichen Besuchern hatten die Schüler sich am Bahnübergang aufgestellt, um dort den Reichskanzler beim Morgenspaziergang, „von 2 großen Hunden begleitet“, zu sehen. Meyer vernahm dabei, dass unter seinen Schülern „mehrere stark welfisch Gesinnte“ sich verabredeten, „den von den hannoverschen Partikularisten arg gehassten Kanzler nicht zu grüßen“. Jedoch: als Bismarck direkt auf die Schüler zuzug, „flogen wie auf Befehl alle Mützen von den Köpfen“ und Bismarck erkundigte sich nach der Herkunft der Schüler. Auf dem Rückweg vom Bahnhof kam es zu einer zweiten Begegnung, bei der sich Bismarck nun als „von jeher ein Anhänger des humanistischen Gymnasiums“ bekannte. Das dürfte die Obersekundaner in ihrem Selbstgefühl deutlich bestärkt haben. Diese Episode war von anwesenden Presseleuten beobachtet worden. Oberlehrer Meyer war erstaunt, als einer derselben ihn um Bestätigung bat, dass der Kanzler sich „als Freund des humanistischen Gymnasiums bezeichnet habe“. Nach dem Essen im Landhaus berichtete der Pressemann den Lüneburgern, dass Bismarcks Äußerung inzwischen „an 7 große Zeitungen telegraphiert“ worden sei. Für die Presse war im politischen Streit zwischen „Vorzügen und Schattenseiten der Gymnasien und Realschulen“ ganz offenbar dies eine eigene Meldung wert. Am Nachmittag kam es im Sachsenwald zu einer weiteren Begegnung, bei der Bismarck den Lüneburgern empfahl, sich trotz diverser Verbotstafeln in seinem Wald nicht beirren zu lassen. „Von unseren Hochrufen begleitet, fuhr er dann davon. Wir alle waren hoch beglückt, dem größten Manne des Jahrhunderts so nahe gewesen und von ihm so leutselig behandelt worden zu sein.“

5 Lüneburgsche Anzeigen, 29.8.1898, zit. nach: Landeszeitung (LZ) v. 21.8.1985, S. 4.

6 Vgl. Dirk Hansen, Otto Lauenstein – Liberaler Abgeordneter und Oberbürgermeister in Lüneburgs Gründerzeit. In: Lüneburger Blätter, H. 31, 2004, S. 88.

7 Zit. nach: Also sprach Bismarck. Hrsg. v. Heinrich von Poschinger, Bd. III, 1888–1898. Wien 1911, S. 13f. – Oberlehrer war Prof. Dr. Franz Theodor Meyer (1847–1928), ein auch um das Lüneburger Museum hochverdienter „Schulmeister“.

8 in: Stadtarchiv Lüneburg (StAL), NBi 12 (handschriftlich), 6 Seiten Anhang zu Seite 219.

Auch dürften „jungmädchenhafte Schwärmerei“ und die „Erhebung Bismarcks zum Vorbild und zum Nationalhelden in damaliger Zeit“⁹ nicht völlige Ausnahmen gewesen sein, sprach doch der neue Direktor der Städtischen Höheren Mädchenschule (später: Wilhelm-Raabe-Schule), Dr. Arthur Zechlin, vom „Glück und der Freude“ der Schülerinnen der Klasse I, den Alt-Reichskanzler in Friedrichsruh am 16. Juni 1897 begrüßen zu dürfen.¹⁰ Eine der Glücklichen, Anna Steltzer, schilderte ein Jahr später in einem Aufsatz „Rosen für Bismarck“ die „glühend“ erhoffte Begegnung im Sachsenwald, die „in größter Aufregung und Begeisterung“ der jungen Damen sich unangemeldet ergeben hatte.¹¹

Wie sehr Bismarck auch im Bürgertum Lüneburgs anerkannt war, mögen u.a. die (bisher unveröffentlichten) Erinnerungen des Buchhändlers Ferdinand Delbanco belegen; er sprach hierin vom „titanischen Geiste des großen Staatsmannes“ und einer „weltgeschichtlichen Größe“, die nach der Entlassung 1890 „ein hartes Los“ ertrage, indem der Altreichskanzler sich „in seine lauenburgischen Wälder zurückgezogen“ habe.¹²

Ebensolche Begeisterung erstaunt hingegen um so weniger als gerade auch Lehrer in Kaisertreue schwer zu übertreffen waren. Der Direktor des Lüneburger Schullehrer-Seminars, Schulrat Heinrich Friedrich Büniger¹³, hielt zu „Kaisers Geburtstag“ (26. Januar) in den 1890er Jahren vielfach die Festreden vor den versammelten Seminaristen, wie z.B. im Jahr 1893 über „Frauen aus dem glorreichen Hohenzollernhause“.¹⁴ So führte denn auch Schulrat Büniger am 10. Mai die etwa 100 angehenden Lehrer beim Sommerausflug des Jahres 1894 nach Friedrichsruh. In der Schulchronik hielt er dann fest: „Bei dieser Tour hatte die Anstalt das Glück, persönlich von dem Altreichskanzler, dem Fürsten Bismarck, empfangen und durch eine längere Ansprache desselben beehrt zu werden.“¹⁵ Lüneburgs Chronist

9 Malte Koch, Bismarck und Lüneburg. Facharbeit LK Geschichte (Dr. Uwe Plath), Wilhelm-Raabe-Schule, 2004, S. 9 (Exemplar im StAL).

10 23. Jahresbericht der Städtischen Höheren Mädchenschule Lüneburg, 1898, S. 22

11 Wilhelm-Raabe-Schule 1831–1986. Erinnerungen. Hrsg. v. Uwe Plath. Lüneburg 1986, S. 10f.

12 Ferdinand Delbanco (1863–1936), Erinnerungen (1925). In: StAL, NBi 2. (Demnächst vom Verfasser herausgegeben in: Lbg. Blätter, H. 34 / 2014)

13 Büniger (*14.7.1838 in Selchow, Kreis Königsberg i.d. Neumark, studierter Theologe) war Seminardirektor in Lüneburg vom 8.10.1882 bis zu seiner Versetzung nach Aurich am 13.1.1900; vgl. Lincke, Das Schullehrer-Seminar zu Lüneburg von 1851 bis 1901. Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens desselben (2. Dezember 1901), Lüneburg 1901, S. 53 u. 90. – Adressbücher der Stadt Lüneburg, z. B. 1885: Heinr. Friedr. Büniger, Kgl. Schullehrer-Seminar-Direktor, Auf dem Michaeliskloster 5. – Zur Geschichte der Gebäude vgl.: Eckhard Michael, Das Kreishaus, die ehemalige Abtei Auf dem Michaeliskloster., Weiße Reihe Bd. 8, hrsg. v. Landkreis Lüneburg, 1994; Dieter Rüdibusch, Ritterakademie Lüneburg.. Weiße Reihe Bd. 18, Lüneburg o.D. (2007)

14 Vgl. Schulchronik der Seminarschule zu Lüneburg (1875–1896), S. 87ff. In: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStAPrK), Evang. Seminar und Präparandenanstalt Lüneburg (Sign.: I. HA Rep. 76, Sem., Nr. 9469). – Ein Jahr später, am 17. Juni 1895, führte der Ausflug der Seminaristen nach Kiel zu den Festlichkeiten der Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanals (heute: Nord-Ostsee-Kanal) – Siehe Schulchronik, S. 95.

15 Ebda., S. 92r

Wilhelm Reinecke sprach in den knappen neun Zeilen zu dieser Begebenheit gar von einer „von feinstem Verständnis für die Kindesseele erfüllte(n), geistvollen(n) Ansprache, die in der Mahnung gipfelte: ‚Fahret mir säuberlich mit dem Knaben Absalom!‘.“¹⁶

Wie war das zu verstehen, fragt sich der heutige Leser. Bismarck zitierte hier wortgetreu aus der Lutherbibel (2. Buch Samuel, 18. Kap., 5), wonach Absalom, dritter der siebzehn Söhne König Davids und Rebell gegen den Vater, der ihm nach Jahren und diversen Untaten dennoch die Versöhnung anbot, einen grausamen Tod starb, blieb er bei einem Heerzug doch mit seinen überlangen Haaren in den Ästen einer Eiche stecken und wurde zudem mit Speißen zu Tode gebracht. Die Nachricht vom Tode des trotz allem geliebten Sohnes brach dem Vater das Herz: „Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben“ (2. Sam. 19,1).

Das alttestamentarische Zitat wird in der heute gängigen Übersetzung verständlicher: „Verfahret mir schonend mit meinem Sohn Absalom!“ Die angehenden Lehrer aus dem Evangelischen Seminar und der Präparandenanstalt im Lüneburgischen werden verstanden haben, dass es dem Altkanzler darum ging, dass Lehrer ähnlich wie Eltern ohne Selbstüberhebung den Kindern begegnen sollten.

„Vergessen Sie nie, daß in den Kindern eine scharfe Beobachtungsgabe liegt, die sich allerdings nicht öffentlich dem Lehrer gegenüber ausspricht, aber dann, wenn sie allein unter sich sind oder in Gesellschaft anderer. Wenn man da zuhört, so ist man oft erstaunt über den natürlichen Einblick in die menschliche Natur, den die Kinder in der Beurteilung ihrer Eltern und Lehrer entwickeln. Ich will damit nur sagen: Kommen Sie Ihren Zöglingen nicht mit dem vorherrschenden Gefühle der amtlichen Stellung und Würde, sondern mit dem vorherrschenden Gefühle der Liebe zu den Unmündigen entgegen. Ich bin gewiß, daß Sie damit Erwidern finden werden bei den meisten Kindern, und daß Sie sich dadurch Ihr Geschäft wesentlich erleichtern werden, wenn Sie in den Kindern dieses Gefühl erwecken, daß die Liebe, und ich will sagen, die Achtung, eine gegenseitige ist zwischen Eltern, Lehrern und Schülern. Im Kinde steckt doch ein Mensch, ein Gottesgeschöpf, das seinerseits Anspruch auf Achtung wegen seiner Schwachheit und Hilflosigkeit hat und auch im Herzen im freundlichen Sinne behandelt werden sollte – ich möchte sagen, wie der Mann gegenüber der Frau rücksichtsvoller, höflicher ist, grade weil er der Stärkere ist. Dieses Verhältnis der Überlegenheit ist zwischen Lehrer und Kind noch in größerem Maße vorhanden. Aber grade in dieser Überlegenheit liegt auch für ein edeldenkendes Herz das Interesse für den Schützling, der ihm anvertraut ist. Also möchte ich Ihnen nur ans Herz legen: Fahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalom und seien Sie freundlich und wohlwollend. Für Eltern ist dies kein Verdienst, denn bei ihnen ist es die Liebe für das eigne Fleisch und Blut,

¹⁶ Wie Anm. 1

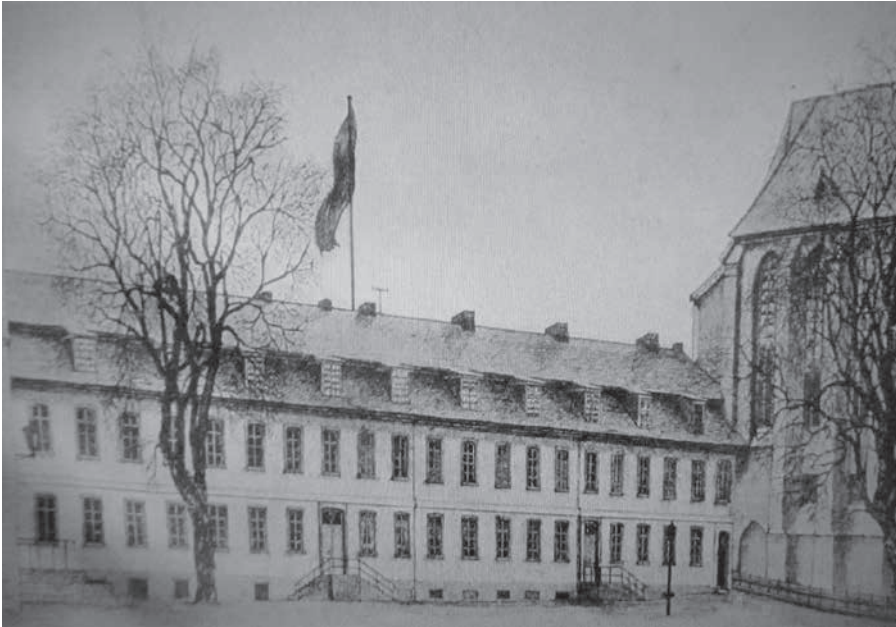
auch ein Ausfluß des Egoismus. Für den Lehrer aber erfordert es einen gewissen Kampf mit dem Selbstgefühl über das, was er kann und weiß und geleistet hat, um in die amtliche Stellung, die er bekleidet, zu kommen, eine Überwindung dieses Selbstgefühls, um in dem kindlichen Elemente eine Pflanze zu erkennen, die besser gedeiht, wenn sie sanft behandelt wird. Also das Gebot der Liebe möge Sie leiten bei Ihrem Berufe!“¹⁷

Schulrat Bünger hatte zuvor in seiner Ansprache das Hohelied des Kanzlers gesungen: „Die Lehrer des Schullehrerseminars zu Lüneburg und die Zöglinge derselben Anstalt, sowie die Candidaten des pädagogischen Cursus haben das lebhafteste Verlangen, einmal das Angesicht Eurer Durchlaucht schauen zu dürfen, und die große Sehnsucht, dem Manne gegenüberzutreten, dessen Name mit der Einigung des Deutschen Reichs untrennbar verbunden ist. ... dem Begründer deutscher Macht und Herrlichkeit, dessen Name wir von Jugend an in unserem Gedächtnis tragen. Unsere Herzen schlagen Ihnen mit Begeisterung und nie verlöschender Dankbarkeit entgegen. ...“¹⁸

Fürst Bismarck hatte in seiner Erwiderung zunächst deutlich den Staatenlenker erkennen lassen: „Sie treten als Lehrer einer großen Anzahl unsrer heranwachsenden Generation gegenüber, zunächst in obrigkeitlichen Verhältnissen. Sie repräsentieren den Schülern gegenüber nicht nur das Unterrichtsministerium, Ihr spezielles Ressort, sondern auch zugleich die Regierung selbst, da Ihnen die Schulzucht zufällt. Sie repräsentieren in der Schule das Justizministerium; Sie haben eine gewisse Rechtspflege. Vergessen Sie dabei nicht, dass selbst das Königliche Recht der Begnadigung auf Sie im Schulzimmer übergeht, und lassen Sie diesem immer eine starke

17 Zit. nach: Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamtausgabe, besorgt von Horst Kohl, Bd. 13, 1890–1897, Stuttgart 1905, S. 258ff.: Ansprache an Lehrer und Schüler des Lüneburger Seminars, Freitag, 10. Mai 1894. – Ebenso abgedruckt in: Bismarck. Die gesammelten Werke. Reden. 1. Aufl., bearb. von Dr. Wilhelm Schüssler, 13. Bd. 1885–1897, Berlin 1930, S. 533f.

18 Ebda., S. 259 – Bei dieser schmeichelnden Bewunderung des Schulrats für den einstigen preußischen Ministerpräsidenten Otto von Bismarck wird man auch zu berücksichtigen haben, dass das preußische Provinzial-Schulkollegium nach der Annexion Hannovers seit dem 1.10.1867 wirksam geworden war und die Aufsicht über die Schullehrerseminare und sehr bald auch über die aufblühenden Präparandenanstalten, die auf die Volksschullehrerausbildung vorbereiteten, erhalten hatte. Seit 1872 hatte der Staat ein Aufsichtsrecht über alle öffentlichen wie auch privaten Unterrichts- und Erziehungsanstalten, nicht zuletzt auch über die bisher zumeist privaten „Höheren Töchterschulen“. – Vgl. dazu auch: Uwe Plath, Mädchenbildung im Lüneburg des 19. Jahrhunderts. Zur Geschichte der Wilhelm-Raabe-Schule. Lüneburg 1986, S. 57ff. – Ein Foto der Lüneburger Präparandenanstalt (Neue Sülze 9) – seit 1890 als Mieter im Vereinslokal des Arbeiter-Bildungsvereins („Treubund Lüneburg von 1848“) – mit fröhlich aus dem Fenster schauenden „Zöglingen“ enthält der Jahreskalender 2014 der Lüneburger „Einhorn-Apotheke“. Vgl. Adolf Brebbermann, Lüneburg in alten Ansichten, Bd. 2, 1979, S. 20; 150 Jahre MTV Treubund Lüneburg, 1998, S. 157. – Die Gebäude, die das neue Volksschullehrerseminar 1851 in der ein Jahr zuvor aufgehobenen Ritterakademie Auf dem Michaeliskloster übernommen hatte, sind bereits 1916 abgebrochen worden. Vgl. Fotos in: Lincke, Festschrift (wie Anm. 13); Adolf Brebbermann, Lüneburg in alten Ansichten, 1976, S. 105. Auch: Eckhard Michael, Lüneburg – wie es früher war, 2000, S. 17.



Auf dem Michaeliskloster (um 1901)

Vertretung gegenüber dem Bedürfnisse der Gerechtigkeit und demjenigen, Strafe zu üben.“¹⁹

In seinem Bericht²⁰ über diesen Besuch aller Seminaristen und dreier Lehrer in Friedrichsruh, den der Direktor, Schulrat Büniger, mit dem Privatsekretär und Hausarzt des Fürsten, Dr. Rudolf Chrysander, vorab vereinbart hatte, sprach er von „unauslöschlichen Eindrücken“ dieses Empfangs „im Halbkreise vor der Schloßterrasse“ gegen 2 Uhr nachmittags. Nach der Rede Bismarcks „über die Bedeutung und die Aufgaben des Lehrstandes“ habe der Fürst „leutselig und gewinnend“ mit Lehrern, Kandidaten und Zöglingen gesprochen und auch „eigene Erinnerungen mitgeteilt“. Nach etwa einer $\frac{3}{4}$ Stunde, „dem Gesange einiger Lieder und nach dem von dem Direktor eingebrachten Hoch“ sei die Rückfahrt über Reinbek angetreten worden.

Auch Dr. R. Lincke, Nachfolger Bünigers als Seminardirektor, hielt in seiner Festschrift zur Feier des 50-jährigen Bestehens 1901 fest, dass es den Besuchern im Jahre 1894 „vergönnt“ gewesen sei, „den Altreichskanzler in nächster Nähe zu sehen, und Einzelnen auch, von ihm durch freundliche Worte geehrt zu werden; der Eindruck

19 Ebd. – Auch publiziert in: Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leben und Politik des Fürsten seit seinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentischen Kundgebungen. Hrsg. und mit historischen Erläuterungen versehen von Johs. Penzler, 5. Bd., März 1893 – Ende 1894, Leipzig 1897, S. 269f. (Text nach Ausgabe der ‚Hamburger Nachrichten‘ v. 16. Mai 1894).

20 In: GStAPrK, I. HA Rep. 76 Seminare, Nr. 9470, S. 29f.



Museum 1891

dieses Besuches war für alle ein tiefer und erhabener zugleich“.²¹ Am 7. Juni 1901 unternahm das ganze Seminar wiederum eine Reise nach Friedrichsruh (und Hamburg, inkl. Hafenerundfahrt), wo „auch ein Kranz am Sarkophag des unvergeßlichen Fürsten Bismarck niedergelegt“ wurde.²²

Selbst bei der Errichtung des Lüneburger Museums scheint Bismarck eine (indirekte) Rolle gespielt zu haben. Der langjährige Schriftführer des Museumsvereins,



1956

Professor Franz Theodor Meyer, berichtet in seinen 1925 verfassten „Lebenserinnerungen“²³ von Behauptungen in bürgerlichsten Kreisen der Stadt im Winter 1878/79, es sei „eine aussichtslose, ja törichte Sache, in Lüneburg ein Museum gründen zu wollen. Auch der



1965

Magistrat selbst stand der Gründung, die er wohl als das Projekt schwärmerischer Altertümler betrachtete, recht kühl gegenüber, wie er dadurch bewies, dass er dem neuen Unternehmen einen Zuschuss von ganzen 100 M jährlich bewilligte.“ Meyer erinnerte sich, dass im neuen Vorstand „kein einziger geborener Lüneburger“ sich befand. Als 10 Jahre später die Aussichten auf

²¹ Lincke (wie Anm. 13), S. 89

²² Der Festschrift-Verfasser vergaß nicht anzumerken, dass „ein ehrendes Dankschreiben“ des Fürsten Herbert Bismarck in den Anstaltsakten aufbewahrt werde. Vgl. Lincke (wie Anm. 13), S. 91.

²³ wie Anm. 8, S. 281ff.

einen Museumsbau optimistischer eingeschätzt wurden, da u.a. die Staatsregierung in Hannover sich bereit zeigte, aus Mitteln des Welfenfonds „große Beihilfen zu Bauten für Zwecke von Kunst und Wissenschaft“ zu gewähren, sah sich laut Meyer der Museumsvereinsvorstand zu „mannigfaltigen eifrigen Bemühungen“ veranlasst. „Der Oberbürgermeister a. D. Fromme, der als Korpsbruder des Fürsten Bismarck sich des besonderen Wohlwollens des Reichskanzlers erfreute, wandte sich – ob nur schriftlich oder auch mündlich, weiß ich nicht – an diesen und soll die Antwort erhalten haben, der Fürst sei geneigt, eine namhafte Summe zu bewilligen, wenn das zu erbauende Museum ‚von Bedeutung sei über die Grenzen der Stadt Lüneburg hinaus‘. Oberbürgermeister Lauenstein, ein Freund des Oberpräsidenten Rudolf von Bennigsen, wusste diesen zu überzeugen, dass die Frage Bismarcks zu bejahen sei, und alsbald kam an den Magistrat die Aufforderung, einen Plan und Kostenanschlag vorzulegen.“ Damit war der Startschuss gegeben und das über Stadtgrenzen hinausgreifende „Museum für das Fürstentum Lüneburg“ konnte im Jahre 1891 feierlich eröffnet werden. Theodor Meyer, „eigentlicher Vater des Museums“²⁴, durfte mit Recht und Stolz auf bürgerschaftliches Engagement zurückblicken.

Wilhelm Reineckes Verweis auf Bismarcks vorgebliche „Weitsicht“ zumindest auf die Türme Lüneburgs findet sich in den einschlägigen Unterlagen allerdings nicht.

24 Gerhard Körner, *Museum für das Fürstentum Lüneburg*. Hamburg 1965, S. 12. Vgl. auch: Eckhard Michael, *Museum für das Fürstentum Lüneburg*, (Westermann) Braunschweig 1991.

HANS-CORD SARNIGHAUSEN

Zur Barnstedter Grabplatte v. Estorff und v. Ompteda von 1704

Am 17.11.1687 wurde Sophia Catharina v. Ompteda (* Gut Morsum bei Achim/Weser 1666, † Gut Barnstedt bei Embsen 22.1.1704) die Gemahlin von Hans Julius v. Estorff (* Barnstedt 19.2.1645, † ebd. 30.1.1704), Sohn des Ludolph Otto (1619–1691) und der Anna Maria v. Petersdorff auf dem Rittergut in Barnstedt.¹ Er war 1674 bis 1680 aktiver Braunschweig-Lüneburgischer Offizier, zuletzt Capitain (Hauptmann). Vorher stand er (1666–1668) in schwedischen und (1672–1674) in holländischen Militärdiensten unter Wilhelm Heinrich von Oranien gegen Frankreich. Seit 1680 lebte er als „Landrat“ der Lüneburgischen Ritterschaft und Celler Hofgerichts-Assessor auf Gut Barnstedt. Beide starben nach nur 17-jähriger Ehe kurz nacheinander binnen einer Winterwoche.



Abb. 1: Hans Julius v. Estorff (1645–1704),
Rittergut Barnstedt.



Abb. 2: Sophia Catharina v. Ompteda
(1666–1704), Rittergut Barnstedt.

¹ Stamm-Tafeln der Familie v. Estorff, Berlin 1883, 1938, 1997, S. 208–208 b; v. Estorff, Klaus: Die Geschichte der Gutskapelle zu Barnstedt, ebd. 1988, S. 11, 32 (auch im Internet).

Sie hinterließen drei Töchter und einen Sohn, Waisenkinder von zehn bis zwei Jahren. Deren Vormund wurde des Vaters Bruder Otto (1648–1733) auf dessen Erbgut in Neetze. Der einzige Barnstedter Sohn Ludolph Otto (1696–1759) wurde später der Vater von Emmerich Otto August v. Estorff (1722–1796), dem General-Inspekteur der gesamten kurhannoverschen Kavallerie.²

Ihre gemeinsame Grabplatte von 1704 mit den fast unkenntlich gewordenen Wappen der schrägen Lilie und des Doppeladlers ist seit 1985 in der für Konzerte geöffnete Gutskapelle Barnstedt von 1593 als Torso erhalten und links vor dem Altar aufgestellt. Sie lag einst vor dem Hochaltar der Embsener St. Katharinen-Kirche,³ wurde dort über 200 Jahre stark abgetreten und zerbrach 1911 bei ihrem Aufheben und



Abb. 3: Grabplatte von 1704 in Barnstedt.

Nachkommen in welfische Dienste und erwarben als adelige Beamte und Offiziere landtagsfähige Rittergüter.

Ihr Vater war der mit Anna Christine v. Issendorf vermählte Bremische Ritterschafts-Landrat Christian Heinrich v. Ompteda (1627–1685) auf Gut Morsum in der fruchtbaren Wesermarsch zwischen Verden/Aller und Achim/Weser, Sohn des Hermann (1593–1669) und Enkel des Hendrik (1552–1620) aus Holland.

Ihre Schwester Maria Hedwig v. Ompteda (1668–1693) heiratete am 17. Mai 1692 in Morsum den Neetzer Gutsherrn Otto v. Estorff (1648–1733), den Onkel und seit 1704 Vormund der Barnstedter Waisen, bevor er als Witwer am 22. Juni 1702

Verlegen in einen dortigen Südvorbau als Bodenplatte.

Wer war die so jung schon mit 38 Jahren verstorbene Mutter der vier Barnstedter Kinder?

Ihre einst holländische Familie stammte vom Gut Ompta bei Groningen in den Niederlanden. Von dort kam ihr Urgroßvater Hendrik (Heinrich) von Ompteda (1552–1620) um 1580 als reformierter Glaubensflüchtling in das protestantische Herzogtum Braunschweig-Lüneburg. Hier gelangten seine

2 Sarnighausen, Hans-Cord: Emmerich Otto August von Estorff (1722–1796). In: Heimatkalender Uelzen 2010, S. 35–38.

3 Gottsleben, Ludwig: Aus der Vergangenheit des Kirchspiels Embsen, Lüneburg 1936, S. 165–174; ders.: Zur Kirche in Embsen, in: Lüneburger Kreiskalender 1930, S. 53–60.



Abb. 4: Wappen v. Estorff mit Lilie,
H. Grottes Wappenbuch, Hannover 1843.



Abb. 5: Wappen v. Ompteda mit Doppeladler,
H. Grottes Wappenbuch, Hannover 1843.

in Lüneburg Maria Elisabeth (1673–1746), Tochter des Landrats Werner August v. Meding auf Gut Schnellenberg bei Lüneburg ehelichte.

Ihre unvermählte Schwester Meta Catharina v. Ompteda starb bei ihr in Barnstedt und wurde am 4.1.1695 in der benachbarten Betzendorfer Kirche beigesetzt, bevor deren Zuständigkeit 1704 auf die Embsender Patronatskirche übergang.

Ihr Bruder Heinrich v. Ompteda (1674–1708) auf Gut Morsum und Lahburg bei Verden hatte mit seiner 1698 gefreiten Gattin Anna Auguste, Tochter des Dietrich v. Horn auf Gut Wulmstorf bei Verden, einen Sohn, ihren Cousin Christian Heinrich v. Ompteda⁴ (* Lunden/ Dithmarschen 14.2.1700, † Diepholz 8.5.1762). Der wirkte von 1727 bis 1762 als in Helmstedt studierter Richter im Schloss und Amtssitz Diepholz (heute Amtsgericht, Lange



Abb. 6: Schloss Ompteda bei Groningen vor 1800.

⁴ Stammfolge v. Ompteda in: Gothaisches Genealog. Taschenbuch, Freiherren, 27. Jgg., 1877; Biographisches Handbuch Osnabrück, Bramsche 1990, S. 217, zu v. Ompteda in Bentheim; Neue Deutsche Biographie (NDB) 19, Berlin 1999, S. 534.



Abb. 7: Schloss und Amtsgericht Diepholz.

Straße 32). 1732 wurde er hier Oberhauptmann, 1748 sogar Landdrost. Ab 1753 amtierte er auch in der kurhannoverschen Grafschaft Bentheim. Ihm gehörten die Marschgüter Wulmstorf und Morsum zwischen Verden und Achim/Weser.

Nach ihm ist der 1738 zur Verbesserung der Vorflutverhältnisse angelegte Ompteda-Kanal ostwärts des Dümmer und von Diepholz benannt. Er war für Justiz und Verwaltung des Amtsbezirks wie die Bewirtschaftung des Amtshofs mit Ländereien, Forsten und Tierherden zuständig, und zwar bis zu den Grenzen der benachbarten Ämter Harpstedt im Norden, Ehrenburg und Auburg im Osten, Lemförde im Süden und von Süd-Oldenburg im Westen.

Der Diepholzer Christian Heinrich v. Ompteda heiratete Sophie Amalie, Tochter des Addo Conrad v. Bardenfleth (* Nutzhorn bei Ganderkesee/Delmenhorst 31.1.1665, † ebd. 26.2.1731), kgl. schwedischer Oberstleutnant, und der Agnes Anna v. Schaden (* 23.10.1640, † Rechtebe/Wersabe bei Sandstedt/Unterweser 17.1.1719).

Dessen Diepholzer Kinder von Ompteda waren:

1. Conrad Engelbrecht, * Diepholz 8.1.1730, † Hannover 7.6.1768, 1757 Kapitän im 6. Drag.-Rgt., 1763 Major im Leibgarde-Regiment, Herr auf Gut Morsum bei Verden, ⚭ Catharina Charlotte v. d. Horst (* Schloss Haldem am Stemweder Berg 26.3.1734), Oberhofmeisterin der Königin Charlotte Mathilde von Dänemark.

2. Johann Heinrich, * Diepholz 16.12. 1730, † Ahlden/Aller 1776,⁵ 1770 dort Drost, ⚭ Verden 13.2.1765 Sophie Dorothea (* Kopenhagen 24.6.1742, † Bremen

⁵ GENEALOGIE, Heft 3/2009, S. 643–644.

1785), Tochter des Majors Christian Friedrich v. Bonar de Rossie, und der Catharina Eleonore v. Ompteda.

a) Johann Heinrichs Sohn Ludwig Conrad Georg (* Rittergut Wulmstorf bei Verden 17.11.1767, † Celle 26.8.1854),⁶ Diplomat, 1786 Ritterakademie Lüneburg, 30.4.1787 Student in Göttingen, 1791 hannov. Legationssekretär in Dresden, 1794 in Berlin, 1795 dort Gesandter, 1797 Kriegsrat, 1800 Oberpostdirektor, 1802–1806 wieder Gesandter in Berlin neben v. Reden, 1813 erneut, 1817 zugleich in Dresden, 1823 Minister in Hannover, 1831–1837 Kabinettsminister und Leiter der Deutschen Staatskanzlei in London, 1838 Dr. jur. h. c. in Göttingen, ⚭ Schloss Schönermarck bei Prenzlau/Uckermark 19.12.1800 Christiane Friederike Elisabeth Gräfin Schlippenbach verw. Gräfin zu Solms-Sonnenwalde (* 15.5.1767, † Celle 5.2.1843).

3. Eleonore Charlotte Sophie, * Diepholz 1732, begraben in Lunden 24.2.1737.

4. Friedrich Ludwig, † Verden 25.7.1744, begraben in Lunden 4.9.1744.

5. Antoinette Caroline Sophie, * Diepholz .2.1745, † Isenhagen 26.4.1825, ⚭ Walsrode 29.4.1767 Otto Ernst v. Dreves, 14.1.1762 Kapitän im Inf.-Rgt. 1 A, 1768 im 1. Inf.-Rgt., 8.6.1781 Major im 3. Inf.-Rgt., 18.10.1791 Oberstleutnant, 1793–94 im 14. Inf.-Rgt.

Zur Familie gehörte auch Anton Günter Ferdinand v. Ompteda (* 11.3.1726, † Bruchhausen 17.9.1793) auf seinem Gut in Morsum bei Achim/Weser, 27.4.1746 Student in Jena, 13.10.1750 in Göttingen, 1762 Drost in Kloster Medingen bei Bevensen, 1766 in Rethem/Aller, 1776 Oberhauptmann in Alt- und Neubruchhausen westlich von Hoya, vermählt mit Christiane Ilse Amalie v. Bonar de Rossie (* 1740, † Morsum 19.2.1801). Sein Sohn Hermann Otto (* Medingen 19.1.1762, † Bruchhausen 18.6.1791), wurde 1786 Leutnant im 7. Infanterie-Regiment, 1791 Kapitän (Hauptmann).

Der Staats- und Völkerrechtler Dietrich Heinrich Ludwig v. Ompteda (* Rittergut Wulmstorf bei Verden 5.3.1746, † Regensburg 18.5.1803), Sohn des Wolfenbütteler Hofmeisters und Oberhauptmanns Dietrich August v. O. und der Beata Magdalena



Abb. 8: Dietrich Heinrich Ludwig v. Ompteda (1746–1803).

⁶ Allgemeine Deutsche Biographie (ADB) 24, Leipzig 1887, S. 355–358; NDB 19, Berlin 1999, S. 534–535.



Abb. 9: Barnstedter Gedenkstein an 1280 von 1893.

v. Horn, Enkel des Heinrich v. O. und der Anna Auguste v. Horn (s. oben) war ebenfalls nahe verwandt. Nach dessen Besuch der Lüneburger Ritterakademie (1761–1763) und dem Göttinger Jurastudium wurde er 1767 Beisitzer des Calenberger Hofgerichts in Hannover, 1770 dort Hofrat, 1774 wirkl. Kriegsrat, 1778 Hofrichter, 1778 dort Freimaurer, Land- und Schatzrat des Fürstentums Calenberg, seit 1783 kurhannov. bevollmächtigter Minister am Hof des bayerischen Kurfürsten in München und Reichstagsgesandter in Regensburg.

Kurhannoverscher Beamter war ebenso Johann Friedrich v. Ompteda (* 1751, † Burgdorf 2.12.1810), 1797 Drost in Calenberg bei Schulenburg/Leine, 1798 in Burgdorf; er heiratete Güstrow/Meckl. 27.4.1798 Eleonore Sophie Julie Wilhelmine (* Gut Prüzen bei Güstrow 31.5.1770), Tochter des Graf Christian Friedrich v. Bülow (* 29.6.1737, † Prüzen 12.10.1796), kgl. dänischer Kammerjunker auf Gut Prüzen und Jägersfelde, ∞ 18.11.1763 Luise Gertrud Sophie v. Meding (1741–1822) vom Gut Schnellenberg bei Lüneburg.

Der Barnstedter Grabplatte von 1704 gegenüber steht an der Südwand der Kapelle rechts vor dem Altar eine breite Sandsteinplatte mit zwei deutlicheren Wappen v. Estorff und v. Bülow. Sie entstand, als der Gutsherr Albrecht v. Estorff (1855–1927) mit seiner Gemahlin Anna v. Meding (1855–1925) die Kapelle von 1593 nach 300 Jahren 1893 gründlich renovieren ließ. Der Stein soll mit den Namen der Eheleute Manecke v. Estorff und Adelheit v. Bülow an das Stifterpaar von St. Katharinen in Embsen um 1280 erinnern.⁷ Mit der Gründung der dortigen Kirche war auch die Vergabe des Patronats an die seit 1165 in Barnstedt begüterte Familie von Estorff verbunden, das bis heute fortbesteht.

⁷ 700 Jahre St. Katharinenkirche Embsen, ebd. 1980, S. 6.

HANS-CORD SARNIGHAUSEN

Ein verborgenes Amtmanns-Epitaph von 1695 in Kloster Lüne



Abb. 1: Lüneer Brauhaus von Nordosten, 2012.

lange verborgen und vergessen, dass es auch in der besten Lüne-Literatur überhaupt nicht erwähnt ist.¹ Es fehlt sogar in den 2009 minutiös und bis 1700 nahezu lückenlos erfassten „Inschriften der Lüneburger Klöster“ von Sabine Wehking. Darin ist nur die einst dazu gehörige, ziemlich abgetretene Grabplatte Witte behandelt, die an der Nordwand des Kreuzgangs steht.² Beide wurden voneinander getrennt, als man sie mit den anderen Grabplatten aus der Kirche entfernte.

Die heutige Handweberei im einstigen „Betsaal“ (1905: Winterkirche) des ehemaligen Brauhauses von etwa 1550 nimmt dem Epitaph Witte an der später figürlich bemalten Südwand zwar den

Abb. 2 (rechts): Lüneer Epitaph Witte von 1695, Weberei im Brauhaus, 2012.

1 Jens-Uwe Brinkmann: Kloster Lüne, Königstein im Taunus 2009, S. 42 zu drei anderen Epitaphien; Angela Lorenz-Leber: Kloster Lüne, Königstein im Taunus 1991, S. 43; Tassilo Knauf: Kloster Lüne, Klosterkammer Hannover 1974, S. 35, 37; Georg Dehio/Gerd Weiß: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler Bremen Niedersachsen, München 1992, S. 905–906.

2 Sabine Wehking: Inschriften der Lüneburger Klöster, Wiesbaden 2009, S. 390, Nr. 331, Abb. 297.

Das bau- und kunstgeschichtlich einmalige Kloster Lüne birgt eine versteckte Rarität norddeutscher Grabkultur in seiner schön restaurierten neuen Weberei ostwärts der heutigen nördlichen Klosterpforte, und zwar ein um 1877 aus der Klosterkirche hierher versetztes mächtiges Barock-Grabdenkmal des Lüneer Amtmanns Witte (1630–1695) aus weißem Marmor oder Alabaster von 1695.

Es war offenbar so gut und



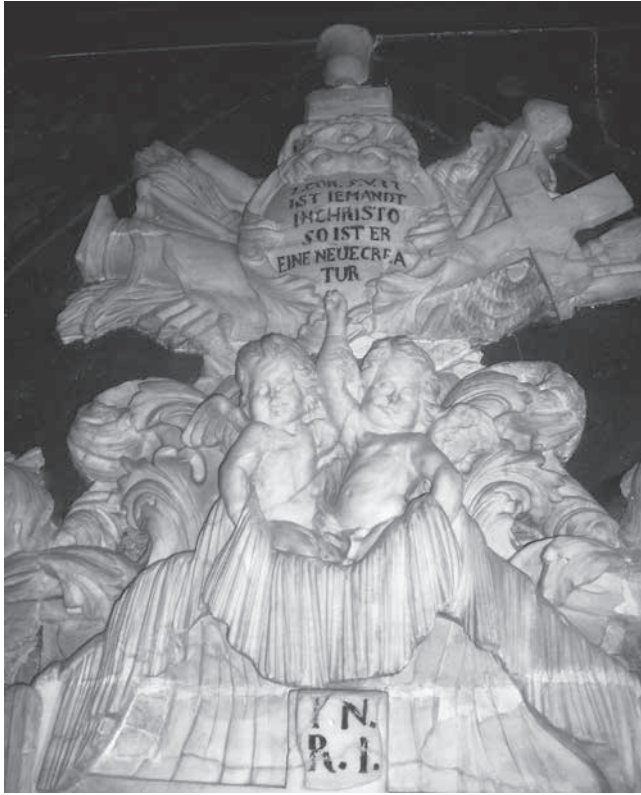


Abb. 3: Obere Epitaph-Inschrift Witte, ebd. 2012.



Abb. 4: Untere Epitaph-Inschrift Witte, ebd. 2012.

freien Blick durch davor stehende Webstühle. Es wird aber unter der Obhut der Klosterkammer Hannover als sakrales Kunstdenkmal respektiert, ohne es etwa – auch nur zeitweise – durch Teppiche zu verhängen.

Das über 2 m hohe, ovale Barock-Kunstwerk zeigt im Zentrum den gekreuzigten Christus und zu seinen Füßen beidseitig das Stifterpaar als die beiden Verstorbenen, die ihn knieend mit gefalteten Händen aufrecht anbeten. Die künstlerisch überlieferte und damals aus einer nicht mehr zu ermittelnden fernen Steinmetzwerkstatt lieferbare Szene ist von vier schwebenden Puttenengeln und üppigem Rankenwerk flankiert.

Als Krönung liest man oben aus dem 2. Korintherbrief, Kapitel 5, Vers 17:

*„Ist jemand in Christo, so ist er
eine neue Kreatur.“*

Ganz unten steht diese Inschrift:

*„Jobst Henrich Witte, F(ürstl.) B(raunschweig)-L(üneburgischer) Amtmann
zu Lüne, geboren Anno 1630 den 29. Sept.,
gestorben Anno 1695 den 5. April. –
Maria Ursula Wittin, gebo(rene) Enckhusen, geboren Anno 1638
den 9. August, gestorben Anno 1706 den 9. Februar. –
Herr Jesus hilf aus aller Not, bring mich durch einen sanften Tod
aus dieser schnöden Eitelkeit hinauf zu deiner Seligkeit.“*

Darunter folgt ein Hinweis auf Sapien(tia), Cap. 3, Verse 1–5, also aus dem alttestamentlichen Buch der Weisheit Salomos:

*„Aber der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand, und keine Qual rühret sie an“
usw.*

Mit diesen gleichlautenden Lebensdaten lassen sich die abgetretenen Lücken auf der Sandstein-Grabplatte im Kreuzgang leicht ergänzen. Über deren Inschrift sieht man noch deutlich die beiden eingemeißelten Wappen Witte mit drei überkreuzten Fischen und seiner Gattin Enckhusen mit drei Kleblättern über einem Herzen. Unten steht:

*„Wir beyde liegen hier ohn alle Klag
und schlafen sanft bis an den jüngsten Tag,
den wird der Herr dies Grab aufdecken
und uns zur Himmelsfreude wecken.“*

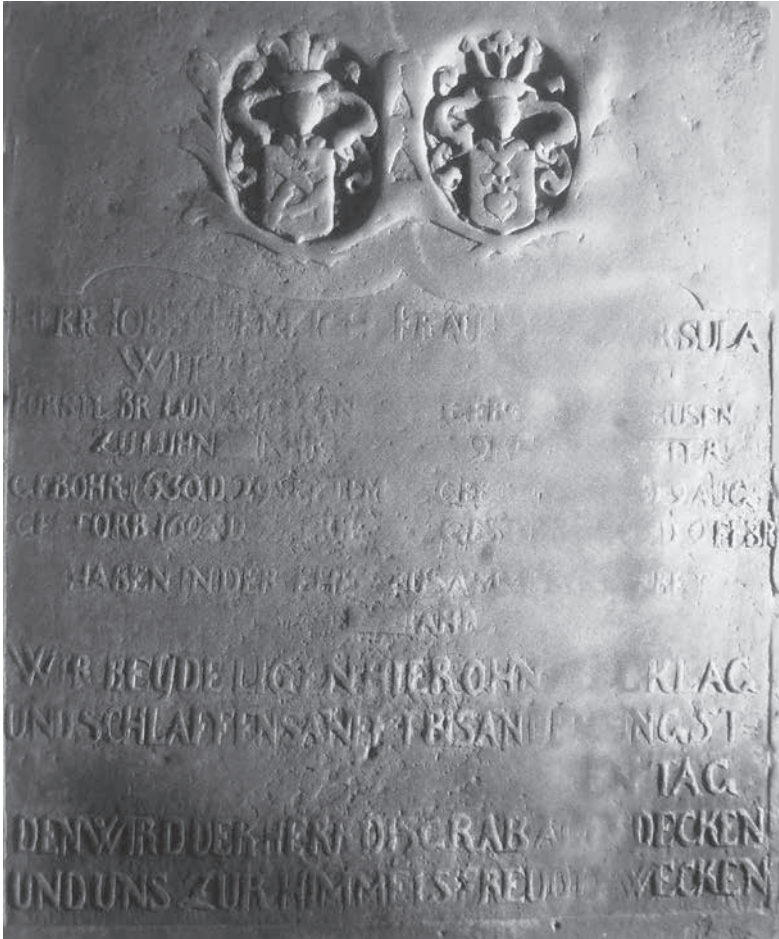


Abb. 5: Lüneer Grabplatte Witte von 1695, nördl. Kreuzgang, 2012.

Amtmann Witte wirkte seit dem 29. März 1673 über 22 Jahre als beamteter Richter und Verwaltungsjurist des Braunschweig-Lüneburgischen oder kurhannoverschen Landesherrn im Bezirk Lüne als Vorgänger der späteren Lüneburger Amtsrichter, Landräte, Oberkreisdirektoren und leitenden Finanzbeamten. Er verwaltete und bewirtschaftete wie ein Gutsherr den mit der Reformation 1529 säkularisierten Klosterbesitz mit herrschaftlichen Ländereien, die als Domäne um 1900 noch immer 672 ha umfassten. Sein Amtssitz war nicht mehr die Propstei seiner Vorgänger, sondern ein um 1650 nach Norden mit einer Allee abgesetztes und 1967 abgerissenes Amtshaus³ mit zugehörigen Scheunen, Stallungen und sonstigen Wirtschaftsgebäuden.

³ Hans-Cord Sarnighausen: Zum verschwundenen Amtshaus zu Kloster Lüne. In: Heimatkalender Uelzen 2006, S. 67–70.



Abb. 6: Lüneer Amtshaus von 1650 um 1846, aus: E. Michael/E. Ring: Porträt einer Stadt, 2005, S. 217.

Für seinen 1695 bestellten Nachfolger Amtmann Gideon Breyhan (* Nienburg 1.6.1655, † Lüne 26.4.1723) gibt es in der Klosterkirche noch ein bunteres Barock-Epitaph mit seinem goldgerahmten, eigenen Porträtgemälde, ebenfalls getrennt von seiner Grabplatte und der seiner Gemahlin von 1738 im westlichen Kreuzgang.⁴ Nach dem Stil und Aufwand könnte es einem Fürsten gelten, galt aber tatsächlich nur einem lokalen Repräsentanten des kurhannoverschen Landesherrn.

Der Unterschied zwischen beiden Kunstwerken ist evident: Während Breyhan 1723 die weltliche Macht aufgeklärter und selbstbewusster Regenten sogar in der Klosterkirche repräsentierte, ordnete sich Witte 1695 noch in protestantischer Frömmigkeit dem Weltenherrscher Christus ergeben unter und betete ihn mit seiner Gattin an, wie es dem vorherigen Zeitgeist und Kunstgeschmack entsprach. Da auf Wittes Grabplatte die Dauer seiner Ehe wie seiner Dienstjahre vorgesehen war, aber nicht nachgetragen wurde, ließ er den Stein offensichtlich schon vor seinem Tod 1695 selbst anfertigen. Entsprechendes dürfte für das Epitaph gelten, auf dem er sogar seine eigene „schnöde Eitelkeit“ verewigte. So kostbare Grabdenkmäler waren für bürgerliche Beamte keineswegs üblich. Es handelt sich in dieser Region um eine seltene Ausnahme.

⁴ Sarnighausen: Herren im Lüneer Damenstift? Gräber für Amtsjuristen in Kloster Lüne. In: Damals. Viertes Heimatbuch für den Landkreis Lüneburg, Husum 2001, S. 191–204 (193).



Abb. 7: Lüner Epitaph Breyhan von 1723, Klosterkirche Lüne.

Wittes Witwe überlebte ihn um fast elf Jahre angesichts des auch für sie und mit ihrer betenden Gestalt vorbereiteten Epitaphs. Drei seiner vier Töchter verstarben schon 1689 und 1693 im blühenden Alter von nur 18 und 19 Jahren. Die älteste, Maria Emilie (1667–1693), starb drei Jahre nach ihrer Vermählung mit Friedrich de Briol (1657–1693). Dieser fiel als Hauptmann im Regiment des Barons La Motte – gerade verwitwet – in einem Gefecht vor Belgrad. Die herben Verluste vor seinem Lebensende im 65. Lebensjahr könnten Amtmann Wittes Demut vor Gott erklären, der er 1695 mit seinem Epitaph nachhaltig Ausdruck verleihen wollte. Seine ihn überlebende Tochter Sophia Magdalena wurde am 4. Januar 1698 in Celle die Gattin des Johann Jobst Witte, Kapitänleutnant im 5. kurhannoverschen Dragoner-Regiment Villers.

Ohne Söhne und weitere Nachkommen konnte Amtmann Witte sein Epitaph für die Klosterkirche aus seinem ansehnlichen Vermögen leicht finanzieren.

Als kurfürstlicher Jurist und Erster Beamter in Lüne lebte er gut von den ihm zugestandenen Einkünften der Domäne, von Amtsgebühren und Sportelgeldern aus Verhandlungen, Beurkundungen und anderen Dienstgeschäften.⁵ Er genoss Steuerfreiheit und freies Wohnen mit seinen Angehörigen und Bediensteten im Amtshaus. Die weitgehend unabhängigen und gutsituierten kurhannoverschen Amtsmänner galten als die bestgestellten im ganzen Reich, besonders auch gegenüber den brandenburg-preußischen. So stiftete der Oberamtmann Johann Georg Voigt (1646–1707) in Schloss Ricklingen bei Garbsen die ganze dortige Patronatskirche von 1694 mit einem üppigen Kanzel-Orgel-Altar samt Pfarrhaus und Küsterschule.⁶ 1727 spendete der Medinger Oberamtmann Henrich Johann Sarnighausen (1658–1733) 2200 Taler für eine neue Schule samt künftigem Lehrergehalt in Bevensen sowie 1731 mit weiteren 1000 Talern über ein Drittel der Baukosten für die dortige neue Kirche.⁷ Auf

5 Einnahmen der hannov. Beamten, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen 1856, S. 137 f.

6 Zeitschrift für Niederdeutsche Familienkunde, Heft 3/2011, S. 120–126 zu Voigt.

7 Knut Markuszewski: Die Entwicklung des Schulwesens in Bevensen und Umgebung, Bad Bevensen

ein Epitaph verzichtete er aber ebenso wie seine Erben als Lüner Amtsjuristen, deren Grabplatten von 1733 und 1758 im westlichen Kreuzgang erhalten sind.⁸

Die Herkunft Wittes kann nur vermutet werden. Er dürfte ein Sohn des Dietrich Witte († Amtshaus Rahden nach 1652), seinerseits Sohn eines angesehenen Bürgers in Minden, Amtschreiber im damals Brandenburgischen Amt Rahden/Westfalen im ehem. Fürstentum Minden und dessen Gattin, der Predigertochter Anna Catharina Günthers (* Pfarrhaus Liebenau bei Nienburg 1605) gewesen sein. Die Rahdener Kirchenbücher begannen erst im 18. Jahrhundert,⁹ also lange nach der Taufe von Jobst Henrich Witte von 1630. Aber für seine mutmaßliche Schwester Marie Agnese Witte (* Amtshaus Rahden 5.4.1628, † Pfarrhaus Lavelosloh bei Minden 23.12.1706) ist eine gedruckte Leichenpredigt mit Lebensdaten erhalten.¹⁰

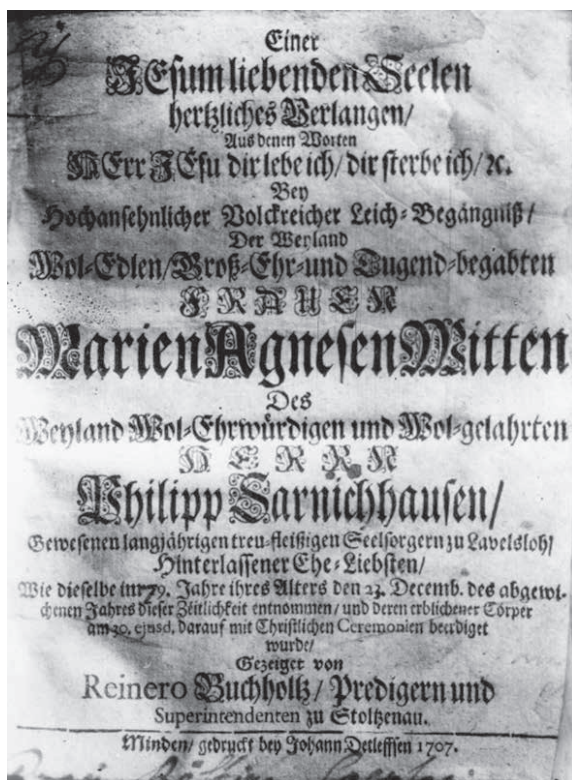


Abb. 8: Leichenpredigt für Marie Agnese Witte von 1706, Titelseite, Kommunalarchiv Minden.

Die Leichenpredigt für Marie Agnese Witte († Pfarrhaus Lavelosloh bei Minden 23.12.1706) ist eine gedruckte Leichenpredigt mit Lebensdaten erhalten.¹⁰

Sie war seit dem 24.6.1652 mit dem Lavelosloher Pastorensohn und wieder langjährigen Pastor Philipp Sarnighausen (1626–1701) vermählt. Diese beiden aber waren die Großeltern der Gebrüder und Lüner Beamten Wilhelm Heinrich (1693–1758) und Christian Dietrich Sarnighausen (1698–1733). Diese Juristen wären demnach 1730 bzw. 1733 an den Amtssitz ihres Großonkels Jobst Henrich Witte (1630–1695) in Lüne zurückgekehrt. Solche dienstlichen und zugleich familiären Verbindungen waren damals nichts Ungewöhnliches.

Eine weitere Verbindung könnte zum Kloster Ebstorf bestehen: Dort findet sich auf der Nordempore der Kirche rechts der Orgel ein üppiges Epitaph mit zwei

1985, S. 13–16; Sarnighausen: Ein kurhannoverscher Oberamtmann zu Kloster Medingen um 1700, in: Uelzener Beiträge 8, 1980, S. 89–108 (98).

8 Wie Anm. 4, S. 194–198 mit Fotos.

9 Ludwig Koehling: Die Kirchenbücher des ehem. Fürstentums Minden, Minden 1970, S. 53.

10 Kommunalarchiv Minden, Leichenpredigten Band 6954 Nr. 32.

sakralen Gemälden für den 1574 berufenen Ebstorfer Amtmanns Johann Witte (1537–1613).¹¹ Seine Witwe zog 1613 nach Lüneburg. Sein Sohn Jobst war Kammersekretär in Celle, dessen Bruder Otto Jobst Witte amtierte von 1651 bis zum Tod 1669 in Rethem an der Aller.

¹¹ Sabine Wehking, wie Anm. 2, S. 266–267, Nr. 191, Abb. 203–205 auf Tafel 73; Sarnighausen: Amtsjuristen von 1688 bis 1859 zu Kloster Ebstorf bei Uelzen, in: GENEALOGIE, Heft 3/2008, S. 250–254.

OTTO PUFFAHRT

Erhalten oder beseitigen? Historische Diskussion um die Bardowicker Mauer in Lüneburg 1900–1909

Das Alte fällt, das Neue entsteht. Dieser alte und immerwährende Zyklus ist meistens unaufhaltsam. Altes ist in die Jahre gekommen, es funktioniert nicht mehr so wie einst, es kostet mitunter Geld, der Nutzen ist nicht mehr erkennbar oder aber es hat sich überlebt und stört nur noch neue Entwicklungen.

Dies traf in vielen Städten zu, die zu Verteidigungszwecken eine Stadtbefestigung – eine sogenannte Stadtmauer – erbauen ließen. Mit der Erfindung und Anwendung neuer Waffen wurden sie überflüssig und hemmten die Stadtentwicklung.

Auch Lüneburg war einst von einer Stadtmauer mit erheblichen Abmessungen umgeben, wobei die Kalkbergfestung im Westen der Konzentrationspunkt war. Im Schutz der Stadtmauer lag der Innenstadtkern mit sechs Kirchen, Kloster St. Michaelis, Schloss, Rathaus und Saline. Diese wertvollen und gesellschaftlich wichtigen Objekte galt es zu schützen, selbstverständlich auch die Bürgerhäuser.

Als die Stadtverwaltung ab dem Jahr 1900 einen Bebauungsplan „Bardowicker Wall“ erarbeiten ließ, war die Frage zu entscheiden, ob dieses Teilstück der Stadtmauer abzubrechen oder zu erhalten ist. Sie stand einer beabsichtigten Siedlungsentwicklung im Wege.

Um 1821/22 sind bereits Vorarbeiten zur Eliminierung des Bardowicker Walles, d.h. der Stadtmauer in Richtung Bardowick, geleistet worden: der östliche Teil war bis 1827 abgetragen. Es verblieb noch das westliche Teilstück, wobei 1852 dort ein Mauereinsturz auf kurzer Strecke erfolgte. Bis auf das Rote Stadttor waren bis 1869 die übrigen vier Tore als Verkehrshindernisse beseitigt. Bereits in den 1870er Jahren kam es zur verstärkten Siedlungstätigkeit außerhalb des Bardowicker Walles. (1)

Am 20. Februar 1900 kam der vom Stadtbaumeister Kampf aufgestellte „Bebauungsplan für das zwischen der Gartenstraße und der Straße hinter der Bardowicker Mauer belegene Gelände“ zur Vorlage beim Bürgervorsteher-Kollegium. Auslöser war der Ablauf einer 50 jährigen Pachtzeit zum 1. Oktober 1900 für die städtischen Gärten zwischen Gartenstraße (heute Hindenburgstr.) und Bardowicker Wall. Damit war die Gelegenheit gekommen, die zu jenem Zeitpunkt seit 1870 geplante westliche Stadterweiterung anzugehen. In diesem Zusammenhang sollte eine 2,4 km lange Ringstraße von der Wandrahmstraße (Museum) bis zur Dörnbergstraße realisiert

werden. Im zweiten Schritt war die Verlängerung der Ringstraße unter Benutzung der Frommestraße und Schlachthausstraße angedacht.

Der Bebauungsplan hatte den Baufluchtlinienplan zu berücksichtigen, wobei der Bardowicker Wall ein Hindernis war. Stadtbaumeister Kampf führte hierzu als Endziel aus: „... soll einerseits das verhältnismäßig große Stadtgebiet für den Verkehr und die Bebauung aufschließen, andererseits möglichst viele Grundstücke schaffen, welche eine gesunde, schöne und für den Verkehr günstige Lage erhalten und gut geeignet zur Bebauung sind ...“

Der Bardowicker Wall sollte abgetragen und mit seinem Bodenmaterial der tiefgelegene Wallgraben verfüllt werden. Bewegt werden sollten 66.000 Kubikmeter Abtrag und 33.000 Kubikmeter Auftrag.

Mit der Beseitigung des Walles war die Verlängerung der Burmesterstraße und Reitende Diener-Straße bis zur Anbindung an die Gartenstraße möglich. Schon in der Planungsphase sind Einwendungen seitens der Bürgerschaft gegen eine Abtragung vorgebracht worden. Darauf ging Kampf auch ein:

„... steht fest, daß der vorhandene, mit Bäumen besetzte Wall wohl geeignet ist bei der beabsichtigten Stadterweiterung in Verbindung mit baulichen und gärtnerischen Anlagen, nach dem neu zu schaffenden Stadtteil (Anm.: Kreideberg) hin eine malerische und landschaftliche reizvolle Wirkung zu erzielen, abgesehen davon, daß er die Annehmlichkeit eines gesetzten, freundlichen Überblick gewährenden Promenadenweges bietet ...“

Der Stadtbaumeister war sich des ästhetischen Wertes des Walles bewusst und wenn man die Gärten am Wall belassen hätte, ergäbe diese Situation ein reizvolles Ensemble.

Um das Ergebnis vorweg zu nehmen: der Bardowicker Wall wurde nicht abgetragen und anstelle des ehemaligen Wallgrabens befindet sich heute eine gern aufgesuchte Parkfläche, im Volksmund „Liebesgrund“ genannt.

Stadtbaumeister Kampf war jedoch auch gehalten, im Sinne der Stadt zu agieren und kam so zu der Erkenntnis: „... Von der inneren Stadt aus betrachtet ist aber nicht zu verkennen, dass die über die Häuser hinausragende, mit dem umgebenden Gelände nicht vermittelte und längere Strecken andauernde Erhöhung, gerade wie jeder Eisenbahndamm, eine starke und massive Trennung eines Stadtteils von dem anderen bewirkt und dem Auge ein abschließendes Hindernis entgegen hält, welches als mittelalterliche Stadt- und Grenzmauer wohl berechtigt, bei dem Fortschritt der Stadterweiterung aber geeignet ist, eine Scheidung der Interessen in zwei verschiedenen Stadtteilen hervorzurufen und zu befördern ...“

Genau das trat wenig später, nach öffentlichen Bekanntwerden des Planes, ein. Befürworter und Gegner lieferten sich eine emotional hochgradige Diskussion, auf die später noch eingegangen wird. Stadtbaumeister Kampf war kein Verfechter einer Radikallösung und suchte den Kompromiss:

„... dabei zu erhalten was wissenschaftlichen, historischen oder künstlerischen Wert hat und das zwischen dem Straßen übrigbleibende Gelände durch Abflachung und Bepflanzung unter Benutzung des Wechsels von Höhe und Tiefe in gärtnerische Anlagen zu verwandeln ...“

Aber der damalige Zeitgeist, durchdrungen vom Fortschrittsglauben, forderte auch die andere, gegenteilige Sichtweise, wie Kampf treffend formulierte:

„... Eine gewissenhafte Stadtverwaltung muß aber vor Allem die wirtschaftlichen Interessen berücksichtigen, namentlich in einer kleinen Stadt wie Lüneburg, deren Steuerkraft in den letzten Jahren in verhältnismäßig hohem Grade erprobt werden mußte und in naheliegender Zeit noch weit stärker in Anspruch genommen werden. Es ist darum geboten die Lösung dieser Frage in der sorgsamsten Abwägung der verschiedenen Interessen gegeneinander zu suchen ...“

Fünf Varianten der Planausführung sahen stets eine Teilbeseitigung des Walles und eine Teilverfüllung des dort entlangführenden Wallgrabens vor. Straßenbauflächen, Hausbauplätze aber auch Gartenanlagen in verschiedenen Versionen hätten entstehen sollen. Der Bau einer Häuserzeile südlich der (Garten-)Hindenburgstraße ist dann auch verwirklicht worden.

Die einzelnen Varianten sind gewertet worden:

Variante 1:

„die teilweise Abflachung und Niederlegung des Walles, die teilweise Zufüllung des Grabens, die Durchführung zweier Straßen und die Ausnutzung des ganzen Geländes bis zur Ringstraße, soweit es nicht für die neuen Straßen und die Erbreiterung der Straße Hinter der Bardowicker Mauer erforderlich ist, zu Gartenanlagen.“

Wertung: „die unter 1 angegebene Ausführung der Stadterweiterung ist die, welche den modernen Anforderungen über Städtebau am meisten entspricht und öffentlichen und praktischen Anforderungen vollkommen genügt ...“

Variante 2:

„die vollständige Niederlegung des ganzen Walles, die Zufüllung des Wallgrabens ...“

Wertung: „während bei 2 einseitig nur das finanzielle Interesse berücksichtigt wird.“

Variante 3:

„Die Niederlegung des Walles von der Bardowicker Straße bis zur Bastion, die Zufüllung des ganzen Wallgrabens ...“

Wertung: „Die unter 3 in Frage stehende Wallbehandlung schafft eine Anzahl Bauplätze, welche durch die Notwendigkeit einer sehr tiefen Gründung zum Anbau nur schwer und nur zu geringem Preise zu verwerten sind und schließt es aus, die als einzelne Kuppe hervorragende Bastion in vermittelnden Zusammenhang mit der Umgebung zu bringen.“

Variante 4:

„Die Niederlegung des Walles von der Bardowicker Straße bis zur Reitenden Dienerstraße, Zufüllung des Wallgrabens soweit es zum Straßenbau erforderlich ist, Schaffung von Anlagen von der Reitenden Dienerstraße bis zur Bastionstraße unter Hinzuziehung der Bastion und des nicht verfüllten Wallgrabens und Ausnutzung alles sonstigen Grund und Bodens zu Bauplätzen.“

Wertung: „Diese Möglichkeit wird durch 4 geboten, da die zur allmählichen Absenkung erforderliche Fläche vorhanden ist, an Stelle der geringwertigen Bauplätze treten hier die Anlagen.“

Variante 5:

„Die Erhaltung des ganzen Walles, Verlängerung zweier Straßen mittels Unterführungen und Brücken und Umwandlung des Walles und des Grabens bis zur Ringstraße in Anlagen.“

Wertung: „Die unter 5 hervorgehobene Möglichkeit der Erhaltung des ganzen Walles fördert am stärksten den Eindruck der Abtrennung des neuen Stadtteils von der Stadt, bietet nach außen den Vorteil einer malerischen Gruppierung durch Anlagen und Bauwerke, nach einem den Nachteil einer häßlichen Ansicht ...“

Mit den angesprochenen Anlagen sind Grünanlagen gemeint. Die Weiterexistenz des Walles war nach Ansicht von Stadtbaumeister Kampf „finanziell unrentabel sondern auch die Bewertung einer großen Reihe von vorhandenen Grundstücken in der Stadt und die Schaffung einer bedeutenden Anzahl wertvoller Bauplätze (wird) unmöglich gemacht.“

Von allen 5 Varianten bevorzugte Kampf die Variante 4. Hierbei waren die Vorstellungen der Wirtschaft und der Ästhetik am Besten zusammenzuführen. Zum letzteren Standpunkt äußerte sich Kampf dahingehend: „Es heißt nämlich, in den mit Genehmigung des Herrn Staats-Conservators veröffentlichten Grundsätzen für die Erhaltung und Instandhaltung älterer Kunstwerke geschichtlicher Zeit: „Stadtmauern, obwohl in Deutschland ohne Kunstformen, sind um ihres geschichtlichen und vielfach malerischen Wertes willen als Hintergrund für weltabgeschiedene Ruhepunkte auszugestalten und um so mehr, je weniger sich solche in der näheren Umgebung finden. Der Niederlegung einzelner Mauerabschnitte wird bei nachgewiesenem Bedürfnis in der Regel nicht widerstrebt, falls sie außer Zusammenhang mit längeren Abschnitten stehen, stets dagegen bei Türmen, Weichhäusern, Toren.“

Weise Gedanken, die sich als richtig gerade in der heutigen Zeit erwiesen haben. Ergänzend hatte damals der Stadtarchivar geltend gemacht, dass die Wallerhaltung auch im wissenschaftlichen Interesse liegt.

Die Bürgervorsteher von Lüneburg plädierten für die Wallabtragung von der Bardowicker Straße bis zur Bastion, der Wallboden sollte als Grundlage neu anzulegender Straßen dienen; die Bastion als Mittelpunkt einer Grünanlage erhalten bleiben. Die

Gesamtkosten für Grunderwerb, Bodenbewegungen, Straßenneubau und Grünanlagen wurden mit 369.000 Mark beziffert. Durch den Verkauf von Bauplätzen hätten sich Einnahmen in Höhe von 487.764 Mark ergeben.

Im März 1900 ist der Bebauungsplan den städtischen Kollegien zur Abstimmung vorgelegt worden. Diese entschieden sich für die Variante 3: Niederlegung des Walles von der Bardowicker Straße bis zur Bastion und Verfüllung des Wallgrabens sowie Benutzung des neu gewonnenen Geländes für Straßen, Bauplätze und Grünanlagen. Eine Begründung wurde ebenfalls mitgeteilt: „Das Bedürfnis nach Erlangung weiteren Bauterrains, der Wunsch, solches im Anschluß an die vorhandenen städtischen Straßen zu erhalten, die Rücksichten auf die beste Entwicklung des hinter der Bardowicker Mauer belegenen und durch den Wallrest abgeschlossenen Stadtteils.“ Einen besonderen Kunstwert des Walles erkannten die städtischen Kollegien damals nicht. Auch der Magistrat von Lüneburg sprach sich für die Ausführung der Variante 3 aus (Generalprotokoll vom 6. März 1900).

Während die Bauwirtschaft drängte, ihren Wünschen gemäß eine großzügige Bebauung zu erlauben, war der eingeschaltete Regierungspräsident bemüht, auch den anderen berechtigten Vorstellungen Gehör zu schaffen.

Da die Planungen und Verwaltungsbeschlüsse in den „Lüneburgschen Anzeigen“ publik wurden, erhob sich alsbald eine emotional geführte öffentliche Diskussion über Leserbriefzuschriften. Einer dieser Zeitungsleser wies darauf hin, dass bei Ausführung der Planungen für jeden neuen Bauplatz ein unverhältnismäßig hoher Quadratmeterpreis von 22.000 Mark für ein Haus entstehe. Derart betuchte Bauwillige gäbe es in Lüneburg kaum. Im Übrigen sprach er sich für die Wallerhaltung aus: „... Es steckt ein starkes Deutschthum in diesen alten Werken, das unerkant auf die Massen einwirkt, unhörbar und doch sicher ... Man nähre und stärke die Liebe und das Empfinden des Volkes für unsere Alten Werke, indem man sie liebevoll ausbaut und erhält ...“ (2)

Es kam seinerzeit auch zur Vorlage einer Bürgerpetition für die Erhaltung des Bardowicker Walles. Deren Argumentation lautete: „... können für die Beseitigung des letzten Restes der alten Stadumwallung nicht mehr dieselben Momente in Frage kommen, die für die Entfernung der übrigen Wälle maßgebend waren. An Licht und Luft fehlt es weder der Stadt noch der an den Graalwall angelehnten Straße. Zur Beseitigung etwa darin befindlicher schlechter Wohnungen bedarf es nicht der Abtragung des Walles. Von der Gefahr eines Einsturzes der alten Befestigungsmauer war bisher nicht die Rede. Dem Verkehrsbedürfnisse würde ein Durchbruch durch den Wall Rechnung tragen und wenn man den Wall vom Bardowicker Thor bis zur Burmeisterstraße abtrüge, würde auch kein Durchbruch nöthig sein. Endlich würde auch die Bauthätigkeit auf den Grundstücken der Erbzinsgärten bei Erhaltung des Walles in seinem wesentlichsten Theile nicht behindert sein ...“ (3)

Kritisiert wurde der zu hoch angenommene Quadratmeterpreis von 20 Mark (üblich 8–12 Mark), der unsichere Baugrund, sich einstellende ungünstige

Grundwasserverhältnisse und die Unterstellung an den Magistrat, nur finanzielle Interessen zu bedienen. Die Petition schloss mit den Sätzen:

„... Dazu käme der idielle Gewinn: die Erhaltung des letzten romantischen Restes der alten Umwallung und Befestigung, von Erinnerungen aus der großen Zeit der alten Hansestadt umwoben, geschmückt mit landschaftlichen Reizen. Welch ein pittoresker Stadttheil eigenster Art würde hier erstehen können, während die Nivellirung unweigerlich Casernenbauten bringen würde. Möglicherweise ohne den geringsten materiellen Vortheil, vielleicht sogar mit erheblichen Opfern hätte die Stadt sich um ein köstliches Besitzthum ärmer gemacht.“ (3)

Zum Jahresende 1900 war die Situation so verfahren, dass der Lüneburger Regierungspräsident Karl von Oertzen (1900–08) den zuständigen Minister in Berlin um endgültige Entscheidung bat. Am 12. Januar 1901 fand eine Ortsbesichtigung statt, an der Oberregierungsrat v. Bremen, Baurat Hossfeld und Regierungsrat v. Falkenhagen als Abgesandte der Ministerien teilnahmen. Nach dem einmütigen Urteil dieser Herren wurde der Magistrat Lüneburg vom Regierungspräsidenten am 26. Februar 1901 davon in Kenntniss gesetzt: der Wall bleibt bestehen. In der Begründung sind die von den Vertretern der Stadt vorgebrachten Argumente vom Ministerium nicht anerkannt worden.

Nun begannen die Umplanungen mit Konzentration auf die neuen Baugrundstücke zwischen (Garten-)Hindenburgstraße und Wall. Die Straße erhielt eine neue Breite von 12,5 m (3 Fuhrwerke nebeneinander) um den Baugrundstücken mehr Raum zu verschaffen. Man hoffte, diese für einen Quadratmeterpreis von 15 Mark verkaufen zu können. Mit dem Erlös sollten die neuen Straßen finanziert werden.

Die künftigen Häuser sollten auf einem Geländestreifen von 50 m Baublocktiefe errichtet werden, wobei die (Garten-)Hindenburgstraße in ihrer Fahrbahnbreite zu vermindern war. Auch die beiderseitige Baumallee stand in Gefahr beseitigt zu werden. Für diese Erhaltung setzte sich der Regierungspräsident im November 1901 ein, was auch im Sinne des Stadtbaumeisters Kampf gewesen ist. Die ursprünglich enge Bebauung mit Häusern wurde aufgelockert und einer offenen Bauweise der Vorzug gegeben, wobei ein „Villen-Charakter“ entstand.

Nach altem Plan wären 38 bis 42 Grundstücke entstanden, wobei deren Einzelgrößen zwischen 310 und 800 Quadratmetern lagen, in der Regel jedoch zwischen 400 und 470 Quadratmeter. Nach der Umplanung verblieben nur noch 20–23 Grundstücke mit größeren Flächen von 300 bis 1150 Quadratmeter. Da jedoch auch hier gegensätzliche Meinungen vorherrschten, ist eine Kommission, bestehend aus dem Oberbürgermeister König, Stadtsyndikus Barnstedt und Senator Reichenbach gebildet worden.

Indes engagierten sich die Leserbriefschreiber weiter zur Erhaltung des Bardowicker Walles. Ein Auswärtiger ließ u. a. verlauten: „... Es ist meiner Meinung nach eine heilige Pflicht für eine Stadt von solch großer, schöner Vergangenheit, bei allem

berechtigten kraftvollen Vorwärtstreben in der Gegenwart doch auch die schönen und kraftvollen Zeugen seiner vergangenen Größe und Geschichte zu erhalten und zu pflegen und wie in diesem Falle bei Wall und Stadtgraben in so einzig schöner Weise wieder in den Dienst der Gegenwart zu stellen. Wall, Stadtgraben und Gartenstraße zusammen – Welch einzig schöner Stadtpark !“ (4)

Inzwischen verhärteten sich die Positionen des Magistrats auf der einen und des Bürgervorsteherkollegiums auf der anderen Seite. Letzteres war entschlossen, nach einem Plan zu bauen „der die Möglichkeit einer späteren Beseitigung des Walles ins Auge faßt bzw. die Beseitigung herbeizuführen sucht“. Der Magistrat hingegen wollte den Wall unangetastet lassen. (5)

Im Januar 1902 bildete sich seitens des Bürgervorsteherkollegiums ebenfalls eine „Commission zur Vorbereitung der Beschlußfassung über den Bauplan des nördlich des Bardowicker Walles gelegenen Geländes“, bestehend aus den Herren Gravenhorst, Lepper und Wolter. Die Umplanungen waren noch nicht abgeschlossen, erarbeitet wurden jetzt „Specialpläne“. Und auch noch immer war geplant, durch den Wallgraben nach erfolgter Aufhöhung eine Anliegerstraße zwischen Frommestraße und Schlachthausstraße herzustellen. Den „Liebesgrund“ hätte es dann nicht mehr gegeben. In Verlängerung der Reitenden Dienerstraße war eine Untertunnelung des Bardowicker Walles mit Anschluss an die (Garten-)Hindenburgstraße vorgesehen.

In mehreren Sitzungen des Jahres 1902 haben sich die Vertreter des Magistrats und des Bürgervorsteherkollegiums nicht einigen können. Auch noch im Jahre 1903 bestand diese gegenseitige Blockade. Verständlich, wenn der Magistrat die Wichtigkeit des Vorhabens besonders betonte: „... Die in Frage stehende Beschlußfassung entscheidet für eine weite Zukunft über die Gestaltung des ganzen in Betracht kommenden Geländes. In Rücksicht hierauf glauben wir auch nur für den Fall eine Änderung in unserer Anschauung in Aussicht stellen zu dürfen, wenn uns nachgewiesen werden wird, daß die bezüglich der Durchführung des von uns als zweckmäßig erachteten Planes gehegten Erwartungen unzutreffend sind ...“ (9. April 1903)

Es wurde sogar erwogen, ein unabhängiges Fachinstitut mit der Fragenlösung zu betrauen.

Zu bemerken ist noch, dass im Wallgraben in geschichtlicher Zeit zwei Solequellen, die Grahl- und Hüttenquelle, existierten. Als die Salinenverwaltung gemäß Rezess vom 13. Oktober 1820 dieses Gelände an die Stadt Lüneburg veräußerte, verblieb das Eigentumsrecht an diesen Quellen den Salineninteressenten. Sie sollten „vielmehr durchgängig unverschüttet und unzerstört gelassen werden.“

Währenddessen vergingen die Jahre 1904 und 1905 ohne Entscheidung, zumal die Schaffung des Kurparks und der Solebadeanstalt alle Kräfte bündelten.

Im Februar 1906 drang das Bürgervorsteherkollegium darauf, die Planausarbeitung zu beschleunigen. Für den Bardowicker Wall bedeutete dies: „Bei der Ausarbeitung des Planes soll mit der Möglichkeit einer Niederlegung des Walles gerechnet werden.“

Endlich, im April 1906, gab das Bürgervorsteherkollegium seinen Widerstand auf und stimmte den Planungen zu. Am 23. Mai 1906 erteilte der Regierungspräsident seine Zustimmung zum Bebauungsplan und die Untertunnelung des Walles. Wegen letzteren Vorhabens kam der hinzugezogene Landeskonservator aus Hannover zur Feststellung: „Die Durchbrechung des Bardowicker Walles in der Richtung der Reitenden Dienerstraße ist schon bei früheren Verhandlungen als notwendig und auch vom Standpunkte der Denkmalpflege zulässig erachtet. Da Höhe genug vorhanden ist, so wird zweckmäßig der Durchbruch als Untertunnelung und nicht als Überbrückung ausgeführt. Die Eingänge werden nach der Seite der neuen Anlagen hin ohne jeden architektonischen Schmuck zu halten sein, da hier wohl eine grüne Berankung am zweckmäßigsten sein dürfte. Aber auch der Eingang von der Reitenden Dienerstraße wird in aller einfachster Weise hergestellt werden müssen um im Einklang mit der Umgebung zu bleiben ...“

Jetzt, wo mit der Wallabtragung nicht mehr zu rechnen war, ließ der Magistrat die Bardowicker Mauer ausbessern (Pfeiler neu untermauern, Verblendung der Mauer). Auch bei der Finanzierung dieser Maßnahme wiederholte sich im Juli 1906 das Spannungsverhältnis: der Magistrat billigte die Ausgabe, das Bürgerschaftskollegium jedoch nicht.

Stadtarchivar Dr. Reinecke setzte sich für die Instandsetzung des Walles ebenfalls ein und bemerkte u. a.:

„... Das, was den letzterhaltenen ansehnlichsten der Lüneburger Wälle so charakteristisch macht, ist der äußere Wächtergang, d. h. der deutlich erkennbare Gang zwischen jener Mauer und der Wallböschung. Er wurde von einem berufenen Kenner auf diesem Gebiet, dem Braunschweiger Stadtarchivar Prof. Dr. Hänselmann, im Jahre 1896 als einzig in seiner Art bezeichnet ...“

Das Bürgervorsteherkollegium blieb in Sachen Erhaltung der Bardowicker Mauer (nicht des Walles) bei seiner bekannten unnachgiebigen Haltung. Als in der Sitzung am 7. August 1906 seitens des Magistrats um Zustimmung für Reparaturarbeiten an der Mauer im geringen Umfang gebeten wurde, entzündete sich daran sofort Streit. Justizrat Gravenhorst als Sprecher brachte allerhand Einwände vor und befürchtete damit die Übernahme einer immerwährenden Bauunterhaltungsverpflichtung. Er verstieg sich sogar zur Frage: „Ist dies Gerümpel noch das Geld wert, welches angewandt werden soll?“

Oberbürgermeister König versuchte klar zu stellen, dass bei Unterlassung dieser kleinen Reparatur späterhin viel teurere Schäden entstehen könnten.

Während der Sitzung fielen auch nationalistische Töne, wobei Bürgervorsteher Schultz das Verschwinden des Walles samt Mauer forderte, denn: „... deshalb fort auch mit diesem Zeichen der Fremdherrschaft“. Gemeint war die französische von 1803–13, weil damals der Bardowicker Wall von Franzosen verstärkt wurde. (6)

In der vorhergegangenen Sitzung am 10. Juli 1906 war der Wall erneut Thema und wiederum entzündete sich daran der Streit. Das Bürgervorsteherkollegium hatte

seine Meinung nicht geändert und lehnte die Zustimmung zur Mauerreparatur nach wie vor ab. Bürgervorsteher Wolter brachte es auf den Punkt: „... die Mauer sei gar kein Denkmal aus alter Zeit, denn es seien ja nur noch Reste und Ruinen. Er möchte doch einmal sehen, wenn angefangen werde, zu bessern, wie weit man dann mit den 2.100 Mark Reparaturgeldern käme. Er glaube, es würde mindestens 15 mal so viel kosten und die Bürger würden ihren Vertretern bittere Vorwürfe machen, daß sie so mit dem Gelde der Steuerzahler umgingen; deshalb sei er dafür, die Sache bis zur letzten Instanz durchzuzufechten.“ (7)

Überhaupt war die Abneigung beim Bürgervorsteherkollegium groß, der Bardowicker Mauer ein Existenzrecht einzuräumen. Die einzelnen Vertreter brachten nur Gegenargumente vor, dies hatte stark den Anschein, abgesprochen zu sein.

Obwohl Wall und Mauer gewissermaßen eine Einheit bilden, wollte man das so nicht sehen. Daher sind seitens des Bürgervorsteherkollegiums entsprechende Wortmeldungen zu Gehör gekommen: „... Ferner glaube er, daß die Fremden sich dieses alte Gerümpel kaum ansehen würden“ (Justizrat Gravenhorst), „... daß diese alten Reste der ehemaligen Stadtmauer keine große Sehenswürdigkeit seien und da die Kosten zu hoch wären, so habe er schon lange die geheime Hoffnung gehabt, daß dies alte Gerümpel in einer Nacht verschwinde, d. h. umstürzen würde.“ (Bürgervorsteher Böttger) Auch als der Magistrat erklärte die Mauerreparatur könne höheren Orts verfügt werden, kam es beim Bürgervorsteherkollegium zu keiner Einsicht. (7)

Um die verhärteten Fronten aufzuweichen, entschloss man sich, eine „Verständigungskommission“ zu gründen, der ab dem 3. September 1906 die Justizräte Gravenhorst und Egersdorf sowie Kaufmann Harms angehörten. Zu jener Zeit meldete sich ein auswärtiger Leserbriefschreiber, ehemals aus Lüneburg stammend, der sich gegen die Mauerreparatur aussprach. Seine Kernsätze. „... Nach meiner Meinung ist das Gerümpel nicht zu reparieren, weshalb ein genauer Kostenanschlag nicht gemacht werden kann ..“ und „Daß die Mauer schon über 400 Jahre alt ist, inzwischen noch durch Strebepfeiler hingehalten ist, spricht dafür, daß der Zahn der Zeit daran nagt und ein Abbruch das einzig Richtige ist ...“ sowie Schlussworte: „Fort mit der Unzierde.“ (8)

Der Magistrat Lüneburg wandte sich im September 1906 nunmehr an den Bezirksausschuss zur weiteren Entscheidung. Im Bericht an diese Einrichtung ist die Schadstelle an der Mauer – nahe des Aufganges zur Bastion – nicht verschwiegen worden: „... Die Angelegenheit kann nicht auf sich beruhen, da nach Ansicht des Stadtbauamtes bei Unterlassung der Instandsetzung ein weiterer Einsturz des Mauerwerks zu befürchten ist, auch eine Gefährdung der im Gelände etwa tätigen Personen vorliegt ...“

Am 8. Januar 1907 fand auf Vorladung des Bezirksausschusses eine Anhörung statt. Dieser entschied: „dass nach dem Beschlusse des Magistrats der Stadt Lüneburg die im Kostenanschlage des Stadtbauamtes vom 11. Juni 1906 veranschlagte Summe von

2 100 Mark für die an der Bardowicker Wallmauer erforderlichen Ausbesserungsarbeiten zu verwenden ist.“ (9)

Zu Ende des Jahres 1907 wandte man sich dem Projekt: Untertunnelung des Walles in Höhe der Reitenden Dienerstraße zu. Es sollte eine Verbindung zur (Garten-) Hindenburgstraße mit Überbrückung des Wallgrabens realisiert werden. Damals favorisierte der Magistrat noch keinen direkten Tunnelbau sondern einen Durchbruch als Einschnitt mit einer Überbrückung von Wallteil zu Wallteil „weil hierdurch eine bessere Höhe zu erzielen ist und die mit einer Untertunnelung verbundene, zu Unzuträglichkeiten Veranlassung opfernde Dunkelheit eingeschränkt wird“. Die Kosten wurden zu 72.000 Mark ermittelt.

Während der Ratssitzung am 7. Juli 1908 sah das Bürgervorsteherkollegium eine letzte Chance, zumindest die Wegnahme des östlichen Wallteiles zwischen Reitende Dienerstraße und Bardowicker Straße zu fordern. Veranlassung dazu war der Walldurchbruch und es folgte die Begründung: „daß bei der geplanten Durchschneidung des Walles das charakteristische Bild wesentlich beeinträchtigt werden würde und die Erhaltung des zwischen der Reitenden Dienerstraße und der Bardowicker Straße belegenen Teiles ein erhebliches Interesse für die Denkmalpflege nicht haben könne.“

Als diese Pläne beim Regierungspäsidenten bekannt wurden, griff dieser mit folgender Argumentation ein: „... so ist man dabei bei uns stets von der Vorbedingung ausgegangen, daß diese Durchbrechung das Gesamtbild nicht wesentlich beeinträchtigen, daß sie insbesondere nur unter Erhaltung des Walles als eines Ganzen geschehen dürfe. Die nach obigem Berichte seitens der städtischen Behörden in Aussicht genommene Durchbrechung trägt dieser Vorbedingung keine Rechnung ...“ Weder die Abtragung des Wallteiles noch eine Überbrückung beider Wallteile wurde daher genehmigt. Es kam nur der Bau eines Tunnels infrage und sollte man sich nicht einigen, käme nur noch die Ausführung eines Fußgängertunnels in die nähere Erörterung. (Bericht vom 9. August 1908.)

Wäre die Überbrückung zustande gekommen, wären 9 Lindenbäume auf dem Wall zu fallen gewesen. Geprüft wurde ferner, ob eine 9 m breite Öffnung für den Tunnel erforderlich ist oder ob 6 m Breite auch genügen. Die lichte Höhe war mit 3,75 m geplant. Da die Lindenallee auf dem Wall unbedingt erhalten bleiben sollte, musste ebenfalls geprüft werden, ob eine Erdüberdeckung von 3,20 m über dem Tunnel für des Bestand der Bäume ausreichend war. Hierfür war ein auswärtiger Fachmann mit der Erstellung eines Gutachtens zu betrauen. Ausgewählt wurde der Hofgärtner Pick aus Hannover-Herrenhausen. Er fungierte gleichzeitig als Preisrichter für Entwürfe zur gärtnerischen Gestaltung der Wallanlagen. (Vermerk vom 10. Dezember 1908.) Hofgärtner Pick hielt die Erdüberdeckung für ausreichend.

Im März 1909 standen die Sieger des Wettbewerbes „Gestaltung der Wallanlagen“ fest: Ingenieur für Gartenbau E. Ferber aus Hamburg (1. Preis), die Obergärtner Glum und Boese aus Cottbus (2. Preis) und der Gartenarchitekt W. Hennings und

Architekt O. Lühr aus Hannover (3. Preis). Ingenieur Ferber erhielt dann den Auftrag.

In der Sitzung vom 13. Mai 1909 ist das Maßnahmenbündel: gärtnerische Ausgestaltung der Wallanlagen, Durchtunnelung des Bardowicker Walles und Herstellen eines Straßenanschlusses an die (Garten-)Hindenburgstraße beschlossen worden. Grundlage war der Plan von Stadtbaumeister Kampf vom 27. April 1909. (10)

Die Kosten für den Tunnelbau waren inzwischen auf 105.000 Mark gestiegen, Maurermeister Thiede ist am 28. Dezember 1909 mit dem Bau beauftragt worden. Für die Überbrückung des Wallgrabens mit Anschluss an die (Garten-)Hindenburgstraße erhielt Architekt Westphal den Auftrag, für 17.000 Mark eine Holzbrücke errichten zu lassen (Vermerk vom 6. September 1910). Inzwischen ist der Tunnel für den Verkehr gesperrt und dient seit Jahrzehnten als Lagerraum und auch die Holzbrücke existiert nicht mehr.

Was jedoch den historischen Bardowicker Wall betrifft, so besteht er noch heute als ausgesprochene Sehenswürdigkeit und mit auf seiner Krone vorhandenen Lindenbaum-Allee. Er ist nicht nur ein angenehmer Spazierweg und Rückzugsort aus dem städtischen Treiben geworden sondern dient seit Jahrzehnten als Fußweg-Abkürzung zwischen den Zentren der Landkreisverwaltung und Regierungsvertretung (ehem. Bezirksregierung). Wir sollten uns freuen, dieses Baudenkmal aus der Vergangenheit zu besitzen. (11)

Quellen:

- (1) Brebbermann, Alfred (Hrsg.): „Lüneburger Nachrichten gesammelt von Wilhelm Friedrich Volger ...“ in: Lüneburger Blätter, Heft 24, Lüneburg 1978, S. 8–108
- (2) Lüneburgsche Anzeigen vom 3. Mai 1900
- (3) Lüneburgsche Anzeigen vom 4. Mai 1900
- (4) Lüneburgsche Anzeigen vom 28. Dezember 1901
- (5) Lüneburgsche Anzeigen vom 11. Januar 1902
- (6) Lüneburgsche Anzeigen vom 9. August 1906
- (7) Lüneburgsche Anzeigen vom 12. Juli 1906
- (8) Lüneburgsche Anzeigen vom 5. September 1906
- (9) Lüneburgsche Anzeigen vom 17. Februar 1907
- (10) Hauptquelle: Stadtarchiv Lüneburg Sign. Alt V 23 Nr. 182 „Bebauungsplan Bardowicker Wall 1900–1913“ – Akten des Liegenschaftsamtes
- (11) Puffahrt, Otto: „Der Lüneburger Behördenschnellweg“ in: Heimatkalender für die Lüneburger Heide 2000, S. 29–30

Vgl. ferner auch Brebbermann, Adolf: „Lüneburger Nachrichten, gesammelt von Wilhelm Friedrich Volger“ in: Lüneburger Blätter, Heft 24, Lüneburg 1978, S. 8–108 – Peter, Elmar: „Lüneburg. Geschichte einer 1000jährigen Stadt 956–1956“, Lüneburg 1999, S. 402 – Reinecke, Wilhelm: „Geschichte der Stadt Lüneburg“, Lüneburg 1933, Neudruck 1977, S. 53, Bd. 2: S. 68, 70–75, 440 – Burgdorff, Christian: „Durchgang gesperrt“ in: Aufrisse. Mitteilungen des Arbeitskreises Lüneburger Altstadt e. V. Nr. 28/2013, S. 17–18

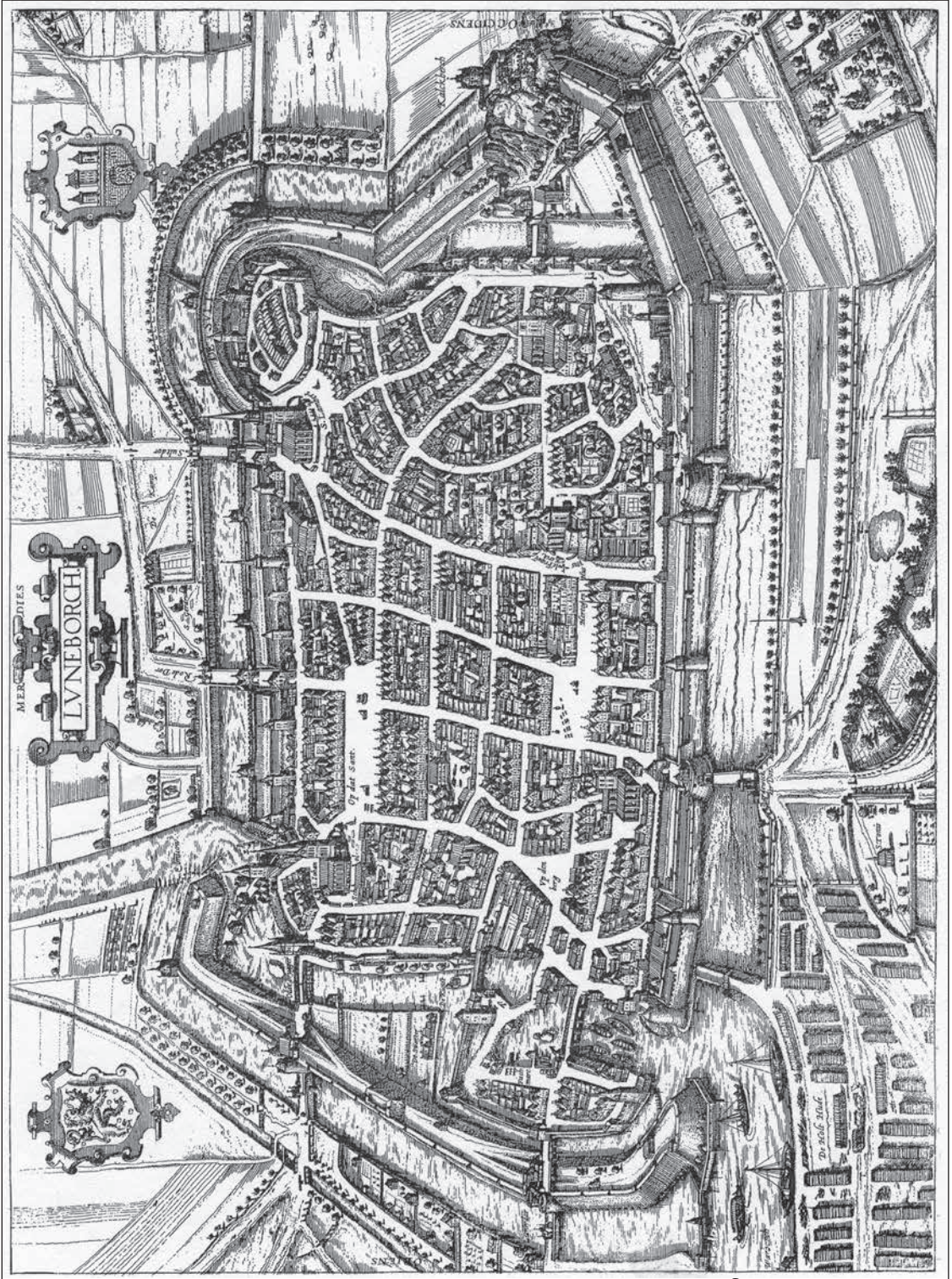


Abb. 1 Lüneburgs Befestigung im 17. Jahrhundert. Unten: Bardowicker Mauer / Wall



Abb. 2 Stadtplan von Lüneburg 1730/40. Unten: Bardowicker Mauer / Wall

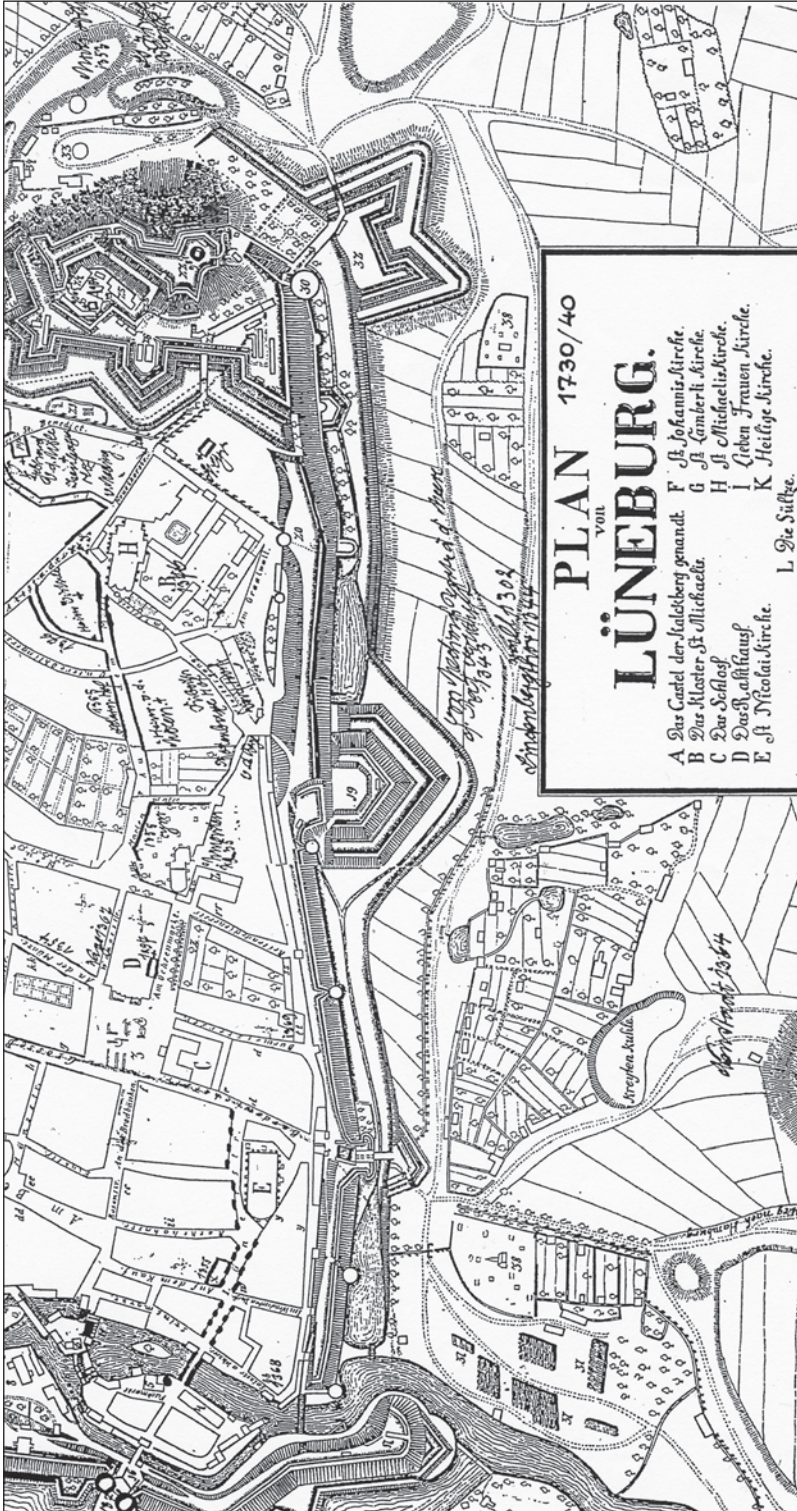


Abb. 3 Detailausschnitt: Bardowicker Mauer / Wall



Abb. 4 Lüneburg. Liegenschaftskarte von 1896 (Ausschnitt)

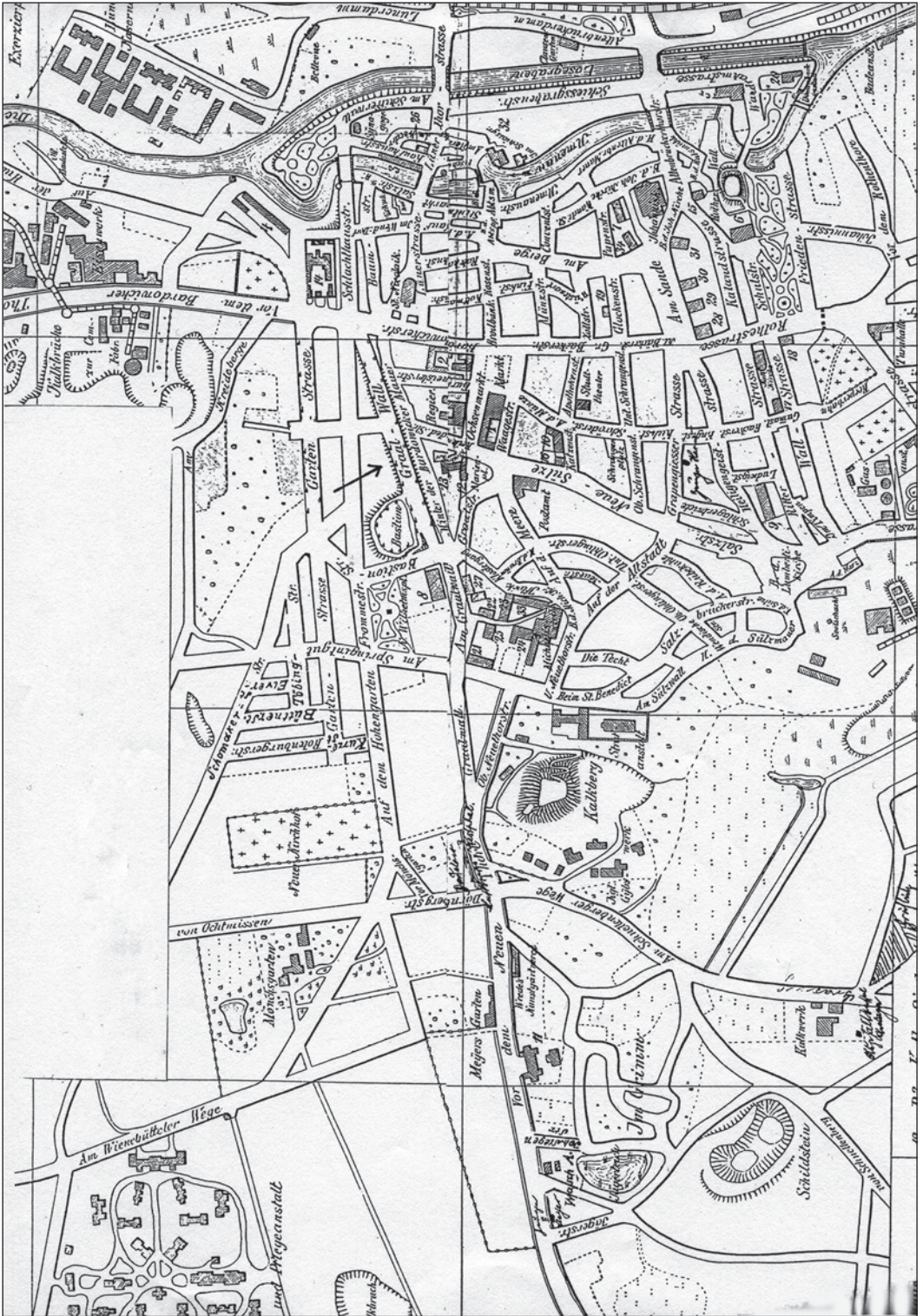


Abb. 5 Plan der Stadt Lüneburg von 1900. Lage der Bardowicker Mauer / Wall innerhalb des Stadtgebietes



*Abb. 6 Foto der Bardowicker Mauer.
Aus: Lüneburger Landeszeitung vom 12. 12. 2013. Repro: Boldt*

PETER H. STOLDT

Die Gregorianische Kalenderreform von 1582 spaltete das Heilige Römische Reich und Europa für mehr als 100 Jahre¹

Beschäftigt man sich mit der Geschichte Braunschweig-Lüneburgs im 17. Jahrhundert, hat man es zu tun mit Datumsangaben in historischen Quellen und Darstellungen, bei denen der genaue Tag eher selten von übergeordneter Bedeutung ist; doch es kommt durchaus schon vor. Dabei bin ich diesen unterschiedlichen Schreibweisen begegnet: 6. Juni 1630; 8. August/18. August 1641 oder auch das vordere Datum über einem Bruchstrich, das hintere darunter ^{25. Dez.1611}/_{5. Jan.1612} oder auch 25. Dez. 1611 (5. Jan. 1612). Der Grund für solche unterschiedlichen Datums-Schreibweisen ist die Handhabung der Gregorianischen Kalenderreform des Vatikans aus dem Jahre 1582 im Heiligen Römischen Reich und im übrigen Europa.

Bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundert waren die jahreszeitlichen Erscheinungen auf der Erde dem geltenden Julianischen Kalender um 10 Tage vorausgelaufen. Nach jahrelangen Berechnungen sollte mit einem päpstlichen Erlass im Jahre 1582 („Gregorianische Kalenderreform“) endlich die Zeitrechnung mit dem astronomischen Jahr wieder in Übereinstimmung gebracht werden; einheitlich für die ganze christliche Welt. Einheitlich? Weit gefehlt! Die protestantische Welt revoltierte gegen die ‚papistische Reform‘ des ‚römischen Antichristen‘ als eine neuerliche Maßnahme der Gegenreformation. Die Regierungen aller nordischen Staaten England, Schottland, Dänemark, Norwegen, Schweden (mit Finnland) und aller protestantischen deutschen Reichsstände, der nordöstlichen Generalstaaten sowie der orthodoxen Länder widersetzten sich. Der Astronom und Mathematiker Kepler schlug zehn Jahre nach dem Reformdatum 1682 die Hände über dem Kopf zusammen: „Was will denn das halbe Deutschland machen? Wie lange will es sich von Europa abspalten?“

Auf dem internationalen Friedenskongress von Münster war das Doppel-Datum kein Thema, jedoch auf dem von Osnabrück, wo die protestantischen Reichsstände und Schweden konferierten. Hier einigte man sich auf die folgende Doppel-Datumsangabe: julianisches Datum über und gregorianisches Datum unter dem Bruchstrich ^{14. Okt.}/_{24. Okt. 1648}.

1 Nach Manfred Vasold „Die Gregorianische Kalenderreform“, in Kultur und Technik 4/1982, S. 226ff und Dirk Steinmetz „Die Gregorianische Kalenderreform von 1582. Korrektur der christlichen Zeitrechnung in der Frühen Neuzeit“, Offersheim 2011.

Probleme mit der Nicht-Umsetzung der Kalenderreform hatten sich schon bald eingestellt. Probleme bei grenzüberschreitenden Reisen - und Grenzen gab es genug im Reich; Schwierigkeiten aber auch bei Zinsberechnungen der Kaufleute und bei der Festsetzung von Lieferfristen; Probleme auch bei der Landbevölkerung (Saat- und Ernteregeln, Bauernregeln im Kalender). Besondere Probleme traten auf bei den großen Freien Reichsstädten (z.B. Nürnberg) mit ihrem riesigen bäuerlichen Umland.

Eine international zusammengesetzte Kommission aus den drei Gelehrten Leibniz (gestorben 1716), seinem Lehrer Weigel (gestorben 1699) und dem Dänen Römer (gestorben 1710) hatte die Vorarbeiten geleistet. Leibniz war 1676 von Herzog Johann Friedrich von Calenberg nach Hannover berufen und zum Hofrat und Hofbibliothekar ernannt worden. Unter Ernst August wurde Leibniz 1691 auch Bibliothekar der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel. Ab 1685 reiste er im Auftrag des Welfenhauses durch Europa, um eine Geschichte der Welfen zu schreiben. Dadurch hatte er 1688 Gelegenheit zu einer Audienz bei Kaiser Leopold I in Wien. Er unterbreitete ihm viele Ideen (Münzreform, zum Geld-, Handels- Manufakturwesen, zur Finanzierung der Kriege gegen die Türken, zum Aufbau eines Reichsarchivs etc.). Auch vielleicht Gedanken zur Umsetzung der Kalenderreform? Die deutschen Kommissionsmitglieder überzeugten die protestantischen Reichsstände, Römer gewann auch seinen König, der – in der Hoffnung einer Vorreiterrolle im Norden einnehmen zu können – allerdings bei der schwedischen Regierung abblitzte, die „nicht geringe Verwirrungen und Unruhen“ vorschob, um nicht die dänisch-schwedische Erbfeindschaft durchscheinen zu lassen. England und Schottland sowie Schweden mit Finnland beugten sich erst Ende 1752, nach dem 18. Februar sogleich den 1. März 1753 folgen zu lassen. Dänemark ging zusammen mit den protestantischen Reichsständen und den Niederlanden.

Hier einige Beispiele von Datumsangaben in historischen Quellen und Darstellungen des 17. Jahrhunderts:

Chronik Jakob Schomaker (handschr.) „Von den Anfänge und cvasi Infantia, Pubertate, Adolexcentia et Virilitate der Stadt Lüneburg“, bis 1680 geführt. Eintrag zum 24. Juni 1630: Landung des schwedischen Königs Gustav II Adolph auf Usedom. In Wahrheit war dies das Datum der Ankerung der Transportflotte vor Usedom; an Land ging der König als einer der ersten am 26. Juni.

„**Rikskanslern Axel Oxenstiernas skrifter och brevväxling**“, Band III, Stockholm 1900. Brief **Reichskanzler Axel Oxenstiernas** aus Elbing 1626 in der Schreibweise ^{5. Januar/}26. Dezember 1626. a.a.O. Band III, S. 231; d.h. noch nicht in der in Osnabrück 1648 gefundenen Form.

Acta Pacis Westphalicae, Die Friedenschlüsse mit Frankreich und Schweden, Band 1 Urkunden, Münster 1998. 24. Oktober 1648: Datum des Tages der Unterzeichnung der beiden Verträge von Osnabrück und Münster in Münster, aber nur in der Osnabrücker Fassung in der Form mit dem julianischen Datum über und dem gregorianischen unter dem Bruchstrich: ^{14. Okt/}24. Okt. 1648.

Alle Daten in den historischen Dokumenten der Anhänge des dreibändigen Werkes des Militärhistorikers **Friedrich von der Decken**, „**Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges**“ sind nur mit dem einen julianischen Datum versehen. Hannover, Teil I 1833, Teil II 1834, Teil III 1834.

Die Daten in den dokumentarischen Anhängen bei **Adolph Köchers** „**Geschichte von Hannover und Braunschweig 1648 bis 1714**“ sind uneinheitlich gefasst: ein Datum oder zwei, wobei mal das julianische, mal das gregorianische Datum an zweiter Stelle rangiert. Leipzig Teil 1, 1884, Teil 2 1895.

Alle Dokumente im Anhang mit doppeltem Datum versehen sind die bei **Kretschmar, Johannes** „**Gustav Adolfs Pläne und Ziele in Deutschland u. die Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg**“. Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Band XVII, Hannover 1904.

Für uns heutige Historiker und andere Leser mit Interesse für das 17. Jahrhundert wäre es wichtig und hilfreich gewesen, wenn sowohl Schreiber von Originalquellen im 17. Jahrhundert und vor allem Historiker aus späteren Jahrhunderten in ihren Werken klare Aussagen mitgeliefert hätten, nach welchem Kalendersystem sie sich bei ihren Datumsangaben gerichtet haben.

DIETMAR GEHRKE

Aus der Vorgeschichte

Burgsiedlung Dahlenburg:

Im Jahre 2012 wurde die im Jahre 2010 begonnene Grabung auf dem Dahlenburger Kneterberg in der Peripherie der einstigen Dahlenburger Burg fortgesetzt und zum Abschluss gebracht. Wiederum zeichnete es sich ab, dass in zunehmender Tiefe fast ausschließlich Irdenware angetroffen wurde; die wenigen neuzeitlichen Scherben dürften beim Pflügen dort eingebracht worden sein. Dieser Sachverhalt stützt die Vermutung, dass nach dem Ende der Siedlung dort Ackerbau getrieben wurde und die Scherben auf die nämliche Art durcheinander gebracht wurden. Die jüngeren Funde sind dagegen einzig auf den Humusboden beschränkt, der dort offensichtlich aufgebracht wurde. Mit den ältesten Funden ist eindeutig mindestens das 12. Jahrhundert erreicht, jener Zeitraum, in dem der Ministeriale Heinrich von Dahlenburg erstmalig in Erscheinung trat.

Dass auch der bei den Grabungen Michael Martin Lienaus zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Bereich der Vorburgsiedlung festgestellte sog. „Brandhorizont“ als zutreffende Beobachtung gelten darf, zeigen zahlreiche doppelt gebrannte rötliche Kugeltopfscherben. Welchem Ereignis diese Brandschicht zuzuordnen ist, muss einstweilen allerdings offen bleiben. Im Falle der Burg wird ihre Zerstörung, ebenso wie die urkundlich belegte Brechung des Kirchturmes im Jahre 1352, in die Mitte des 14. Jahrhunderts datiert. Als eine weitere mutmaßliche Stütze für diese Datierung ist die Verlegung des Sitzes des örtlichen Goherren in den kleinen Ort Bostelwiebeck südlich der Göhrde in jener Zeit anzusehen. Dessen ungeachtet wird noch gegen Ende des 14. Jahrhunderts von einer Reise des mecklenburgischen Herzogs nach Celle berichtet, während der dieser auch Station in Dahlenburg machte – was zumindest auf das Vorhandensein entsprechender repräsentativer Baulichkeiten hindeuten dürfte. Abschläge aus Flint könnten u. U. auf eine jungsteinzeitliche Vorbesiedlung des Platzes deuten, eine Scherbe mit Rollrädchenverzierung deutet in die römische Kaiserzeit, die in besagter Region mehrfach durch diverse Fundplätze belegt ist.

Literatur:

Dormeier, Heinrich: Landesverwaltung während des Lüneburger Erbfolgekriegs. Die Vogteirechnung des Segeband Vos in Winsen an der Luhe (1381/1382), in: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 83, Hannover 2011, S. 117–178;
Gehrke, D.: Zur ehemaligen Burg in Dahlenburg bei Lüneburg, in: *Archäologie in Niedersachsen* 16, 2013, S. 76–79.

Schafstallfundamente bei Deutsch Evern:

Am 08. Oktober 2012 fand gemeinsam mit der zuständigen Revierförsterin eine Ortsbesichtigung in Deutsch Evern statt. Aufgesucht wurde ein mutmaßliches Schafstallfundament bzw. die dazu gehörige Umhegung. Die ausgezeichnet erhaltenen Reste dieser Anlagen, von denen Bruno Ploetz und Lore Lorenz bereits in den Siebziger- und Achtzigerjahren eine ganze Reihe kartierten, konnten sogar datiert werden. Nach einer in der Deutsch Everner Chronik abgedruckten Karte aus dem 19. Jahrhundert (Nr. 5/6) gehören die Relikte zu den Schafställen des 19. Jahrhunderts aus dem Besitz der Familien Schröder und Heitmann, letztere eine Familie, die in dem Ort bereits seit dem Mittelalter nachweisbar ist.

Literatur:

Stehr, Jürgen (Hrsg.): *Aus 850 Jahren Geschichte Deutsch Everns*, Deutsch Evern 1998, bes. S. 78 (n. W. Schröder).

Bronzezeitliches Schwert aus Altenmedingen-Haaßel

Im direkten Umfeld der sog. Königsgräber bei Altenmedingen-Haaßel, einer ursprünglich weitaus umfangreicheren Gruppe neolithischer Großsteingräber und vorgeschichtlicher Grabhügel, entdeckte Alwin Baer aus Niendorf I vor wenigen Jahren ein Bronzeschwert. Er fand es auf einem Lesesteinhaufen am Rande eines Ackers hinter dem mittleren der drei dort noch erhaltenen Großsteingräber (FStNr. 423).

Das Schwert ist vor dem Hintergrund der Auffindungssituation als außergewöhnlich gut erhalten zu bezeichnen. Die Schwertklinge ist noch 35,2 cm lang, ihr fehlt jedoch ein kleiner Teil der Spitze, auch die Heftplatte ist stark beschädigt. Zwei in Ansätzen erhaltene Löcher sind als letzter Hinweis auf ehemals vorhandene Nieten noch erkennbar. Die Oberfläche der Klinge ist z. T. leicht verkrustet und weist eine breite, flach gewölbte Mittelrippe auf, von der die Schneiden deutlich abgesetzt sind; die Mittelrippe läuft auf der Heftplatte bogenförmig aus.

Die für die Existenz der dortigen Lesesteinhaufen verantwortlichen modernen Erntemaschinen verfügen über recht große Auffangbehälter für solche Steine, sodass davon auszugehen ist, dass diese vor ihrer Entleerung auch ein entsprechend großes Areal erfasst haben werden. Es ist daher durchaus denkbar, den ursprünglichen Auffindungsort, einen mutmaßlich abgepflügten Grabhügel, auch tatsächlich innerhalb dieser im Jahre 1846 erstmalig von Georg Otto Carl v. Estorff kartierten Gräbergruppe zu suchen.

Auf besagter Karte finden sich in dem in Rede stehenden Gebiet neben zahlreichen Steingräbern auch eine ganze Reihe bronzezeitlicher Grabhügel, von denen heute ebenfalls nicht mehr sehr viele erhalten sind. Eine ganze Reihe weiterer endneolithischer und bronzezeitlicher Funde in den Museen in Hannover und Lüneburg dürfte als Überrest jener Grabstätten, die sich wie Perlen an einer Schnur

entlang einer von der Steinzeit bis in das Mittelalter verschiedentlich auch historisch belegten Straße reihen, anzusehen sein.

So besitzt das Lüneburger Museum auch die Überreste einer Frauenbestattung mit der Fundortbezeichnung der Nachbargemarkung Seckendorf, deren Beigaben, in erster Linie div. Schmuckstücke, durch die Sammlung Heintzel in das Museum gelangten.

Das Schwert als möglicher Überrest einer Männerbestattung der gleichen Zeitstellung mag daher als willkommene Ergänzung der Museumssammlung verstanden werden. Für die Übereignung des Fundes ist Herrn Baer auch an dieser Stelle nochmals herzlich zu danken.

Literatur:

Gehrke, D./Laux, F.: Ein bronzezeitliches Schwert aus dem Umfeld der „Königsgräber“ von Haafel bei Altenmedingen im Landkreis Uelzen. Die Kunde. Zeitschrift für Niedersächsische Archäologie (im Druck).

Steinzeitliche Abschläge aus Südergellersen:

Im Rahmen eines sog. „Steinzeitprojektes“ des Waldkindergartens Gellersen (Leitung: Claus Christmann) wurde im Einvernehmen mit der Bezirksarchäologie gemeinsam mit den Kindern eine kleine Ausgrabung in einem stark gestörten Bereich der ehemaligen Crosskuhle im Südergellerser Wald durchgeführt.

Die Gellerser Waldkindergartenkinder hatten zuvor im Rahmen ihres Steinzeitprojektes mit ihren Erziehern bereits eine ganze Reihe von Werkzeugen hergestellt.

Ähnliche Werkzeuge wurden dort immer wieder auch bei Bauarbeiten, bei der Feldbestellung und bei Ausgrabungen entdeckt, gesammelt und werden heute größtenteils im Lüneburger Museum verwahrt. Offen blieb dabei allerdings stets die Frage, wo diese hergestellt wurden. Dass die ausgewählte Grabungsfläche unweit der Sandentnahmestellen unweit des Südergellerser „Hambörns“ einer dieser Orte gewesen sein könnte, belegten bereits eine ganze Reihe von kleinen Abschlügen, die in der Vergangenheit immer wieder auf dem Gelände des Waldkindergartens entdeckt wurden.

Auch bei der Anlage des kleinen Testschnittes wurden ein Schaber und ein weiterer Abschlag gefunden.

Lokalisierung des untergegangenen Dorfes Borlevestorf zwischen Oerzen und Heiligenthal

Über die Wüstung Borlevestorf wurde in den Lüneburger Blättern bereits mehrfach geschrieben; die Arbeiten von Gerhard Osten und J. H. Müller seien hier besonders hervorgehoben.

Durch Flurbeggehungen von Mitgliedern der Lüneburger AG Urgeschichte seit dem Jahre 2013 konnten nunmehr Funde von Siedlungskeramik namhaft gemacht

werden, die einen Hinweis auf die einstige Lage des Ortes bzw. eines möglichen Vorgängerhofes geben. Bestätigt werden diese Angabe durch die Lagebeschreibung in einer bisher unpublizierten Urkunde aus dem späten 14. Jahrhundert, die der Gellenser Archivar Lutz Tetau im Lüneburger Stadtarchiv entdeckte.

Am gegenüber liegenden Ufer des Oerzer Baches wurde in den sechziger Jahren eine Siedlung aus der Zeit um Christi Geburt vom Lüneburger Museum untersucht; zudem sind dort mehrere Urnenfriedhöfe aus den Jahrhunderten nach Christi Geburt bekannt geworden. Weitere Untersuchungen sind geplant.

Über die erstmalige Verleihung des
»Forschungspreises Lüneburger Geschichte«
im Fürstensaal des Rathauses
am 13. 11. 2013

I.

ROLF JOHANNES

Der Forschungspreis Lüneburger Geschichte

Über 120 Jahre war der Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg Träger des gleichnamigen Museums. Das änderte sich zum 1. Januar 2011. Der Verein rief als einer der Stifter die Lüneburger Museumsstiftung ins Leben und übertrug gleichzeitig die Trägerschaft des Museums auf die neue Stiftung, deren Geschicke er seither über einen Sitz im Stiftungsrat mitbestimmt. Die Gründung der Museumsstiftung Lüneburg machte sowohl die Neuausrichtung und den Neubau des Museums Lüneburg als auch das Zusammenführen und den professionellen Betrieb der musealen Institutionen von Hansestadt und Landkreis Lüneburg möglich.

Der Museumsverein musste nun seine Aufgaben neu definieren. Neben der finanziellen, personellen und ideellen Unterstützung des Museums legte der Vorstand die Förderung der historischen Forschung als einen Schwerpunkt der Vereinsaktivitäten fest. Mit dem Ziel, Lüneburg als würdigen Gegenstand der Forschung hervorzuheben und zur wissenschaftlichen Arbeit an der großen Geschichte unserer Stadt anzuregen, wurde der Forschungspreis Lüneburger Geschichte ausgelobt.

Der Forschungspreis ist mit € 5.000,- dotiert, wird öffentlich ausgeschrieben und in einem Rhythmus von drei Jahren vergeben. Die Auswahl der Preisträger nimmt eine Jury unter der Leitung aber ohne Stimmrecht des Vereinsvorsitzenden vor. Für die erste Jury konnten Heike Düselder (Direktorin des Museums Lüneburg), Thomas Lux (Direktor des Stadtarchivs Lüneburg), Edgar Ring (Stadtarchäologe Lüneburgs und Professor für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, Universität Hamburg), Beate Söntgen (Professorin für Kunstgeschichte und Vizepräsidentin Forschung, Leuphana Universität Lüneburg) und Thomas Vogtherr (Professor für Geschichte des Mittelalters, Universität Osnabrück, und Vorsitzender der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen) gewonnen werden.

Auf die Ausschreibung des Preises hin wurden achtzehn Arbeiten von Historikern, Juristen und Archäologen über unterschiedliche Themengebiete und Zeitabschnitte der Lüneburger Geschichte eingereicht. Die Entscheidung der Jury fiel nach intensiver Begutachtung und Diskussion der verschiedenen Arbeiten auf Niels Petersen, einen wissenschaftlichen Mitarbeiter am Institut für Historische Landesforschung der Universität Göttingen, der den Preis für seine Arbeit „Die Stadt vor den Toren. Lüneburg und sein Umland im Spätmittelalter“ zugesprochen bekam.

Am 13. November 2013 dann wurde der Preis in einer feierlichen Zeremonie im Fürstensaal des Rathauses zu Lüneburg unter großem Zuspruch des Publikums erstmals verliehen. Alte Filme über Lüneburg stimmten in das Thema ein und bildeten den Hintergrund für das Grußwort von Oberbürgermeister Ulrich Mädge, die Laudatio von Professor Thomas Vogtherr und die Dankesrede des Preisträgers, die der Festveranstaltung Glanz und Würde verliehen.

Der Museumsverein gratuliert Herrn Niels Petersen für seine hervorragende Arbeit! Wenn die Aufmerksamkeit ganz auf den Preisträger fiel, darf darüber jedoch nicht vergessen werden, dass auch in den eingereichten Arbeiten, die sich nicht für den Preis qualifizieren konnten, überwiegend ein ausgesprochen hohes wissenschaftliches Niveau erreicht und wichtige Themen bearbeitet wurden. Möge die historische Forschung über Lüneburg auch künftig so ertragreich bleiben!

II.

THOMAS VOGTHERR

Laudatio auf Dr. Niels Petersen als Preisträger des Lüneburger Forschungspreises 2013

Es führt kein Weg daran vorbei: Dies wird eine Lobrede. Es soll eine Laudatio sein, es wird eine Laudatio werden, und das muss an dieser Stelle ganz zweifelsfrei auch genauso sein. Denn das ist der Sinn einer Auszeichnung: Lob zu spenden in Gestalt eines Preises, der in diesem Falle auch noch materiell dotiert ist, also mehr als nur Ehre zuweist.

Zunächst aber soll diese Laudatio dem Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg gelten. Es ist heutzutage alles andere als selbstverständlich, dass sich Vereine wie dieser nicht nur die Mühe geben, sondern den Plan auch durchsetzen, auf sich und ihre Tätigkeit durch die Stiftung eines Preises aufmerksam zu machen. Nun könnte man sagen, dessen bedürfte es hier nicht, denn der Verein und die Stadt Lüneburg und die Stiftung der hiesigen Museen machten ohnehin gerade weit über die Grenzen hinaus auf sich aufmerksam. Ein Museumsneubau ist nicht gerade eine Kleinigkeit, zumal dann nicht, wenn er so groß ist und allem Anschein nach so gelungen zu werden verspricht wie dieser. Deswegen also würde Lüneburg ohnehin genügend Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Wenn dann noch dazukommt, dass ein Museum mit herausragenden Beständen damit aus einem langen Dornröschenschlaf wieder erweckt wird, dann wäre schon das genug, um darüber eine eigene Laudatio zu halten. Lob und Dank sei also in diesen Dingen gesagt: dem Oberbürgermeister der Stadt, den Körperschaften, die die Beschlüsse gefasst und die Durchführung in die Hand genommen haben. Und Glückwunsch den Lüneburgern, die sich auf eine prachtvolle Erweiterung ihres kulturellen Angebotes freuen dürfen.

Aber deswegen sind wir nicht hier. Zu loben ist der Museumsverein, der unter seinem Vorsitzenden Rolf Johannes die Weisheit hatte, daran zu denken, dass Museen und Forschung eng zusammengehören, viel enger, als manche das glauben machen wollen. Damit griff der Verein eine seit langem außer Mode gekommene Praxis früherer Zeiten wieder auf, in denen Museumsvereine geradezu Preisausschreiben veranstalteten und für die Beantwortung allerdings vorformulierter Preisaufgaben eine Geldsumme auslobten. Das hatte den Vorteil, die eingehenden Bewerbungen untereinander vergleichen zu können, und den weiteren Vorteil für

den Verein, nicht immer die Preissumme tatsächlich ausgeben zu müssen, etwa wenn man sich klar wurde, dass nun wirklich keine der eingereichten Arbeiten preiswürdig sei.

Der Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg hat es sich nicht so leicht gemacht. Er hat einen Lüneburger Forschungspreis ausgeschrieben, ganz ohne thematische Beschränkung, wenn nur der Gegenstand etwas mit der Geschichte Lüneburgs oder des Lüneburger Landes zu tun habe. Das machte die Wahrscheinlichkeit groß, einen Preisträger zu finden (oder eine Preisträgerin), es machte auch die Wahrscheinlichkeit groß, vor einem Berg intelligent beschriebenen Papiers zu sitzen und sich durcharbeiten zu sollen wie weiland durch den Berg aus Reisbrei am Eingang zum Schlaraffenland. Nun kam es bei der Arbeit in der Jury nicht ganz so dick wie bei diesem Reisbrei, aber es waren doch gewichtige Pakete, die da im Sommer an die Gutachter versandt, von ihnen gelesen und anschließend in gemeinsamer Sitzung diskutiert wurden. Denn das war und ist Bestandteil einer solchen Preisverleihung: dass viele Menschen viele Manuskripte lesen und sich am Ende auf eines als preiswürdig einigen sollen. Was wir Jurorinnen und Juroren unter der zielstrebigen Leitung des Vereinsvorsitzenden denn auch taten.

Ein Ergebnis war schnell in Sicht. Aber letztlich ging es eben nicht um einen überlegenen Start-Ziel-Sieg, sondern um das Ergebnis einer genauen und sehr bedachten Abwägung, bis wir uns auf eine Arbeit einigen konnten. Warum das? Weil wir es den Bewerberinnen und Bewerbern schuldig waren und sind, ihre Arbeiten genau zu betrachten, sie zu analysieren, sie zu vergleichen und endlich einer unter ihnen den Vorrang vor den anderen zu geben.

Ausgezeichnet wird die Dissertation von Dr. Niels Petersen über „Die Stadt vor den Toren“. Diese Arbeit, entstanden unter Betreuung durch meinen Göttinger Kollegen Arnd Reitemeier an der Georgia Augusta, erfüllte alle Kriterien, die man sich für eine preiswürdige Arbeit denken kann: Sie ist in der Fragestellung intelligent und innovativ. Sie ist in der Durchführung präzise und zielorientiert. Sie ist formal und vor allem auch sprachlich einwandfrei und gut lesbar. Kurz: Sie ist eine derjenigen Arbeiten, die man selbst dann gerne ganz liest, wenn man von Berufs wegen viel lesen muss. Und sie hat den nicht unwichtigen Nebeneffekt, dass sie die Leser auf eine unaufdringliche Weise über ein Thema belehrt, über das viele von uns einiges zu wissen glauben, mithin sich für sachverständig halten.

Worum geht es? „Die Stadt vor den Toren“: Das ruft zunächst in Erinnerung, dass die meisten Städte eben von Mauern umgeben waren und nur durch deren Tore von außen zugänglich waren oder von innen verlassen werden durften. „Bürger und Bauer trennt nichts als die Mauer“, sagt ein Rechtsspruchwort, das auf das Mittelalter zurückgehen mag. Es ist nicht ganz richtig, denn es gibt auch Städte ohne Mauern und umgekehrt Dörfer mit Befestigungen, aber die Faustregel stimmt: Eine mittelalterliche Stadt, zumal eine mittelalterliche Großstadt wie Lüneburg, hat eben eine Mauer. Innerhalb dieser Mauer herrscht das Leben der Stadt, pulsierend schon im Mittelalter, von Arbeitsteiligkeit geprägt, mit hoch verdichtetem Wohnen, mit einer

Obrigkeit, die sich als solche bezeichnete und verhielt, mit Handwerk, Gewerbe, vielleicht gar mit Vorformen der Industrie, wie sie in Lüneburg durch die Saline präsent sind.

Und außerhalb der Mauern, also „vor den Toren“? Ländliche Behaglichkeit, verlangsamtes Leben, Beharrlichkeit statt Wandel, kaum arbeitsteilig organisiertes Leben, ohne die Freiheit des Bürgers, stattdessen in der Freiheit der Natur. So könnte man denken. Nur stimmt es nicht. Und das zu wissen, ist das Ergebnis von Arbeiten wie derjenigen unseres Preisträgers. Sie mögen einwenden, dass Sie alle das längst wissen, denn die unsägliche Abfolge von Tankstellen, Baumärkten, Fast-Food-Restaurants und Möbelhäusern entlang der Ausfallstraßen kennen wir doch alle. Nur ist das eine Erscheinung der vergangenen wenigen Jahrzehnte, ein Ergebnis der Amerikanisierung des Lebensstils, das die allgemeine Motorisierung voraussetzt. Keiner der Gewerbetreibenden entlang einer modernen Ausfallstraße könnte ohne Kunden mit Autos auch nur eine Woche überleben. Lassen wir also diese Moderne außer acht und versuchen wir, ins Mittelalter zurückzukehren.

Lüneburgs Bürger und Einwohner hatten ein manifestes Interesse an gesicherten und leidlich komfortablen Verkehrsverbindungen. Sie hielten also Straßen und Wege instand, sie erneuerten Brücken, wenn nötig, und sie kontrollierten den Verkehr. In Zeiten der LKW-Maut und demnächst vielleicht auch der PKW-Maut wissen wir, dass Mautvermeidung möglichst verhindert werden soll. Also sorgten die Lüneburger durch die intelligente Anlage von Landwehren nicht nur für Verteidigungsgürtel im Abstand um die Stadtmauern herum, sondern sie lenkten mit diesen Landwehren den Verkehr auf die Stadt zu und damit auf die Stellen, an denen Abgaben zu zahlen waren. Die Stadt hatte, so gesehen, ein erhebliches Interesse daran, den Verkehr ihres Umlandes zu kontrollieren.

Kontrolle war aber auch das Ziel des städtischen Bemühens darum, konkurrierende Gewalten im Umkreis der Stadt nicht allzu mächtig werden zu lassen. Wer sich als Adliger einen eigenen befestigten Sitz leisten konnte, der mochte noch so Gutes im Schilde führen: Ein solcher Bau war für die Stadt nur dann hinnehmbar, wenn er nicht militärisch gegen die Stadt genutzt werden konnte. Das bedeutete konkret, dafür zu sorgen, dass die Stadt Feste Häuser in ihrem Umkreis in ihren Besitz zu bringen versuchte. Dafür konnte sie die Tatsache ausnutzen, dass die Landesherren und große Teile des ländlichen Adels notorisch klamm waren, Geld brauchten und als Sicherheiten für Kredite auch schon einmal ihre Schlösser verpfänden mussten: Pfandschlosspolitik heißt so etwas, ist nun nicht erst von Niels Petersen entdeckt, aber von ihm in einen größeren Zusammenhang gestellt worden.

Baumaterialien wollte und konnte kaum eine mittelalterliche Stadt in ihrem ummauerten Gebiet gewinnen. Man denke an Bauholz oder an Lehmziegel, und sofort wird klar, dass der Ausbau der Stadt und ihrer Gebäude, übrigens bis hin zum Mauerbau als dem größten kommunalen Bauvorhaben überhaupt, nach Rohstoffen verlangt. Auch hier geht es also um Kontrolle, in diesem Falle über die Gebiete der Wälder oder der Lehm- und Tongruben. Und es geht darum, dass städtische

Regiebetriebe, so würde man das heute wohl nennen, wie Ziegeleien ungestört arbeiten und mit ständigem Nachschub rechnen dürfen. Das sicherzustellen, musste im Interesse einer jeden Stadt liegen.

Aus Baumaterialien entstehen Bauten: Wer auf das Land ziehen will, wie es manche Patrizier am Ende des Mittelalters und zu Beginn des 16. Jahrhunderts taten, wird sich dort standesgemäße Häuser bauen, bisweilen an der Schlossbaukunst der Frühen Neuzeit orientiert und wahrlich nicht bescheiden. Wer dann vor den Toren lebt, aber in der Stadt arbeitet, also in modernen Begriffen ein Einpendler ist, der wird bestimmte Formen von Komfort, vor allem sichere Verkehrswege, erwarten. Dafür aber wird er auch Besitz auf dem Land erwerben und darin investieren, um den eigenen Lebensstandard halten zu können.

Bauten: Dazu gehören auch Hospitäler wie St. Nikolai in Bardowick, ein wahrlich einzigartiges Bauensemble, zu dem es in Gesamteuropa kaum Entsprechungen gibt. Das sind kommunale Bauvorhaben, mitgetragen von Stiftern, unterstützt durch die Kirche, im Interesse der Lüneburger, aber eben etliche Kilometer außerhalb.

Dies sind Themen, mit denen sich Niels Petersen beschäftigt hat. Grundlage seiner Arbeit waren Archivalien des Stadtarchivs, einer wahren Schatzkiste mittelalterlicher Überlieferung, wie ich selber seit den Zeiten der Arbeit an meiner eigenen Dissertation weiß. Amtsbücher waren seine wesentlichen Quellen, Listen zu lesen hat er gelernt, und sie zu interpretieren auch. Die Zahl der Steine, die Einkünfte aus den Wegegeldern, die Rechnungslegung der Pfandschlossverwalter: Das zu verstehen verlangt den Blick des Wirtschaftsprüfers, den Niels Petersen fraglos hat.

Und es verlangt eine Einordnung in Theorien. Es reicht heutzutage eben nicht mehr, in bester Manier des 19. Jahrhunderts, „zu zeigen, wie es eigentlich gewesen ist“, um wenigstens einmal den obligaten Leopold von Ranke zu zitieren. Längst haben wir modernen Historiker gelernt, dass unser Blick zurück immer zu einem gewissen Anteil eine Konstruktion ist. Wir richten an unsere Vergangenheit unsere Fragen, und nur gelegentlich geben wir uns mit den Antworten zufrieden, die die Quellen gewissermaßen freiwillig geben wollen. Die häufige Klage, dass „die“ Quellen eben keine Antworten geben, schweigsam seien oder unergiebig, hängt mit der Tatsache zusammen, dass moderne Theorien eben gelegentlich meilenweit am Mittelalter vorbeigedacht und –geschrieben sind. Deswegen tat Niels Petersen gut daran, sich auf Theorien zu verlegen, die den Zusammenhang von Stadt und Raum, von Raum und Herrschaft, von Herrschaft und Symbolik zum Gegenstand haben, denn Raum, Herrschaft und Symbolik sind um Lüneburg wie um jede mittelalterliche Stadt herum reichlich zu finden, auch in den Quellen.

Die Dissertation von Niels Petersen ist preiswürdig. Das habe ich schon gesagt und wiederhole es noch einmal, verbunden mit dem verdienten Glückwunsch an einen verdienten Preisträger. Sie ist aber noch mehr, und da hilft ein Blick in das klassische Hilfsmittel aller Lateiner, in den Georges. Dort steht nämlich, dass *laudare* nicht nur „loben“ heißt, sondern auch „erwähnen, zitieren“. Und deswegen hoffe ich und bin sicher, dass die Arbeit nicht nur durch mich als ihren Laudator gewürdigt wird,

sondern auch künftig dadurch, dass man sie liest, benutzt, erwähnt und zitiert. Denn das ist für uns Wissenschaftler unser Ziel: im wissenschaftlichen Diskurs ernst genommen zu werden. Dafür leistet dieser Preis und sein erster Preisträger, was man irgend erwarten kann, und deswegen habe ich sehr gerne mein Lob Ihnen gesagt: dem ersten Preisträger des Lüneburger Forschungspreises, gestiftet und dotiert durch den Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg, Dr. Niels Petersen.

III.

NIELS PETERSEN

Der Sinn der Dankesansprache soll es sein, den Menschen zu danken, die Anteil an der ausgezeichneten Arbeit haben.¹ Zunächst muss jedoch der Dank an den Museumsverein und die Jury gehen; zuerst für die Idee, einen solchen Preis auszuloben, und für die Mühe und Arbeit, die mit der Auswahl der Favoriten sowie schließlich mit der Kür der Preisträgerin oder des Preisträgers verbunden ist. Dass es mich getroffen hat, freut und ehrt mich. Da ich einige der anderen Kandidatinnen und Kandidaten kenne, weiß ich auch, dass hier bei vielen guten Arbeiten eine Entscheidung getroffen wurde, die einen *primus inter pares* auszeichnet, dass nämlich auch andere den Preis durchaus verdient hätten.

Anteil an der Arbeit hatten viele, wie soll es anders sein. Zu danken ist natürlich den Eltern für vielerlei Unterstützung vor und während des Studiums und für ihr Durchhaltevermögen, denn dass der Sohn mit 28 nun statt einer sicheren dauerhaften Beschäftigung den Weg der Promotion und einer bekanntlich nicht unbedingt bequemen Laufbahn in der Wissenschaft gewählt hat, musste sicherlich auch erst akzeptiert werden. Kritik habe ich nur leise gehört. Meiner Frau und meinem Sohn sei gedankt dafür, dass sie auf die schönste Weise immer wieder daran erinnern, dass es ein relevantes Leben außerhalb der alten Akten und der mittelalterlichen Städte gibt. Gedankt sei den lieben Freunden für die vielfältigen Ablenkungen, sowie den gleichsam kritischen wie amüsierten Blick auf die Liebe zu Thema und Archiv. Gute Forschung ist immer Teamarbeit: Den Kolleginnen und Kollegen sei gedankt für viele Ideen, viele Literaturhinweise und zahlreiche Ratschläge. Ein älterer Kollege klopfte mir einmal nach einem Vortrag auf die Schulter und sagte: „Machen Sie sich mal keinen Kopf. Sie sollen ja nur zeigen, dass Sie es können. Ihr Alterswerk schreiben Sie später. Hauptsache, Sie werden fertig!“ Dies ist ein Rat, den ich ähnlich von einem väterlichen Archivar gehört habe: „Ich habe viele, viele Doktoranden kommen und gehen sehen – manche sitzen hier noch immer.“

Am Ende, und das liegt in der Logik der Arbeit, liest jemand den Text und bewertet ihn für sich oder in seiner Eigenschaft als Prüfer. So lang man im Kämmerlein vor sich hin promoviert, forscht man doch in erster Linie für sich, für das eigene Interesse. Da das Ergebnis nun einmal veröffentlicht wird, setzt man sich hohe Ansprüche, weniger in der Angst, manche Fakten missverstanden oder schlicht falsch wiedergegeben zu haben, sondern vielmehr in der Angst, die Lesenden zu langweilen.

¹ Der Text folgt weitgehend dem Wortlaut der gehaltenen Ansprache, ist jedoch für den Druck gekürzt und überarbeitet worden.

Insofern habe ich meinen drei Gutachtern für die nicht immer leichte Lektüre und für ihre durchdachten Gutachten zu danken und ich hoffe, dass sie sich nicht allzu sehr gelangweilt haben. Meinem Betreuer Arnd Reitemeier gilt dabei der besondere Dank, er ist 2008 auf meine Ideen und Wünsche eingegangen, hat mir die größtmögliche Freiheit gegeben und er hat, wie man es sich von einem guten Betreuer nur wünschen – keinesfalls erwarten – kann, in materieller Hinsicht für eine angenehme Basis sorgen können, auf der eine solche Arbeit in Ruhe gedeihen kann. Und wo wir beim Lesen sind, und nun bin ich in Lüneburg angekommen, ist der Jury nochmals zu danken, die sich, wie wir hörten, bei Kaffee und Keksen die Arbeit machte, die Eingänge zu sichten und gewissenhaft durchzuarbeiten, um zu einem Ergebnis zu kommen. Herrn Prof. Vogtherr danke ich für die Worte, die zeigen, dass er die Arbeit nicht nur gelesen, sondern das Thema bestmöglich – ich ahne, an mancher Stelle besser als ich – durchdrungen hat. Dem Museumsverein sei für die Stiftung des Preises noch einmal sehr gedankt und zwar ganz unabhängig vom Preisträger. Ein erneuertes Museum, eine lebendige Geschichtskultur, Sensibilität für die Denkmalpflege und nun die materielle Förderung solcher Arbeiten, die sich mit der Geschichte der Stadt auseinandersetzen. Der alte Volger wäre stolz. Ich wünsche Ihnen für jede Runde zahlreiche Beiträge, denn Lüneburg gibt das her.

Nun ist nur eine Personengruppe ungenannt geblieben, und warum ihr nun in ganz besonderer Weise zu danken ist, das soll an einem Beispiel erläutert werden. Als gebürtiger Lübecker, den es nach Südniedersachsen, unweit der angeblichen geographischen Mitte Deutschlands und weit hinter dem Mittellandkanal, wo bekanntlich Bayern beginnt, verschlägt, waren die vorgegebenen Forschungsaufgaben, sich fortan mit Burgen am Harz, Hildesheimer Bischöfen oder Calenberg-Grubenhagenscher Ämtergliederung zu beschäftigen, neu und manchmal recht fremd. Welches Thema ich für meine Promotion bearbeiten wollte, stand mir klar vor Augen. Nur an welchem Exempel sollte ich dies erproben? Welche Stadt und welches Archiv kamen infrage? Nun gibt es zwei Möglichkeiten, vorzugehen: Die inhaltlich begründete, d.h. die nach eingehendem Literaturstudium ausgewählte Stadt; vielleicht Braunschweig. Oder man wählt die pragmatische Lösung: Am besten mit dem Fahrrad ins Archiv, also Göttingen. Ich wählte eine dritte Option: Die irrationale Neigung. Das ist nicht gerade wissenschaftlich, doch wenn man sich drei Jahre lang mit einem Thema und einem Ort intensiv beschäftigen soll, muss man sich damit wohlfühlen. Was liegt dem Lübecker in Niedersachsen näher als Lüneburg? Ich möchte von einer Begebenheit berichten, die sich so oder ähnlich zugetragen hat. Was den Geologen und Biologen die Expedition ist, das „Feld“, oder den Archäologen die Grabung, das ist den Historikern das Archiv.

Das Lüneburger Archiv gehört zu den angenehmsten in Niedersachsen. Wo das alte Archiv den Charme des Ortes besaß, ist das neue zum Arbeiten in jeder Hinsicht optimal und praktisch. Nun sitzt man dort: Links und rechts Stapel von Rechnungsbüchern, Kopieren, Denk- und anderen Stadtbüchern, dazu Mappen mit Briefen und Urkunden. Daneben ein Stadtplan aus dem späten 16. Jahrhundert und eine

Landkarte aus derselben Zeit. Und man beginnt zu lesen: Ein Lübecker Bote wird 1476 auf dem Weg nach Lüneburg auf der Straße bei Brietlingen tot aufgefunden. Rechnungsnotiz: Begräbnis des Boten durch den Burmeister. Ein Leben schrumpft auf zweieinhalb Mark.² 1472 streiten sich die Ratsherren Hoyemann und van dem Rype über die Ableitung von Regenwasser in ihren Gärten vor dem Roten Tor. Der Rat urteilt und lässt es im Stadtbuch verzeichnen.³ In einer Urkunde des Jahres 1491 beklagt sich der Herzog über Störungen der Messen im Kloster Lüne.⁴ Keinesfalls vorreformatorischer Eifer avantgardistischer Lüneburger war der Grund. Vielmehr handelte es sich um eine belagerungsartige Feier, die alljährlich zu St. Bartholomäus (24. August) vor den Klostertoren stattfand und die die Sittsamkeit der Nonnen durchaus gefährdet habe. Weil die Lüneburger so gerne feierten, wanderten sie zahlreich zum sommerlichen Stiftungsfest der Kapelle des Nikolaihofs in Bardowick, bis der Provisor Hinrick Lange das Fest 1435 kurzerhand in den November verlegte.⁵ 1466 schreibt der Burgherr des Schlosses Bleckede, Busso von Bülow, an den Rat, er benötige dringend Dachdecker, denn seine Hausfrau beklage sich, dass durch das Regenwetter bereits die Bettwäsche feucht würde.⁶ Der Rat der Stadt Lübeck schreibt 1456 „in der Hast“ nach Lüneburg, die Salzlieferungen würden ausbleiben, etwaige die Wege gefährdende Fehdeaktivitäten müssten unverzüglich unterbunden werden.⁷ Und dann war da noch Lutke Scheve, der Hofmeister des Scharnebecker Klosterhofs Bennerstedt, der 1457, „aus Ungeschicke“, wie er behauptete, die Magd Tibbecke Bruelmans erschoss.⁸ Der Fall wird im Scharnebecker Stadthof bei der Nikolaikirche verhandelt und geht folgendermaßen aus – – ja, und dann kamen entweder Herr Kolbe, Frau Schulze oder Herr Dr. Lux in den Lesesaal, schauten prüfend auf den Stand der Arbeit und teilten mir freundlich mit: „Na, Herr Petersen, noch zehn Minuten, ja? Ich räume noch meinen Schreibtisch auf, aber dann schmeiße ich Sie heraus.“ Wie wertvoll dann diese Extraminuten sind, ahnt man, wenn man sich für den Ausgang des Verfahrens interessiert. Also schnell gelesen: Es wurde unter der Schlichtung des Lüneburger Bürgermeisters Albert van der Molen und des Ratsherrn Ludeke van Winsen im Stadthof der Zisterzienser bei der Nikolaikirche verhandelt und entschieden, dass der Tod der Magd mit einer ordentlichen Summe von 70 Mark entschädigt werden müsse. Ein bemerkenswerter Vorgang, befanden sich doch weder das Kloster noch seine Grangie unter Lüneburger Jurisdiktion, ebensowenig die betroffenen Personen. Ein deutliches Indiz für die informelle herrschaftliche Durchdringung des Umlands. Für diese Extraminuten kann man nicht

2 Hadde gekostet de bygraff Ruckgardes des boden van lubecke dede wart gemordet by britlingk: AB 56(1), p. 367 (1476).

3 AB 6(1), f. 65r, Nr. 53 (1472).

4 Dieter Brosius, Urkundenbuch des Klosters Lüne, Hannover 2011, Nr. 637 (1491 April 8).

5 Christian Schlöpke, Chronicon oder Beschreibung der Stadt und des Stifts Bardewick, Lübeck 1704, S. 328.

6 Br. 60/47 (1466 September 8).

7 Br. 86/3 (1456 vor September 20).

8 Dieter Brosius, Urkundenbuch des Klosters Scharnebeck, Hildesheim 1979, Nr. 715 (1457 Juni 3).

genug danken, vor allem aber für die engagierte Betreuung, das Mitdenken, die vielen Ideen, die spontanen Gänge ins Magazin, nachdem man vorsichtig gefragt hatte, ob man nicht doch noch das eine oder andere Stück bekommen könnte, und nicht zuletzt für das Angebot: „Wir machen jetzt Mittagspause und gehen zum Asiaten, sollen wir Ihnen etwas mitbringen?“ – in welchem Archiv soll man sich wohler fühlen? In dem Bewusstsein, dass die Personaldecke in den Kommunalarchiven insgesamt sehr dünn ist, und Lüneburg scheint mir hier keine Ausnahme zu sein, muss man dem Team doppelt danken.

Und nur so kann gute Forschung entstehen: in Zusammenarbeit, Austausch und gegenseitiger Unterstützung. Auch wenn am Ende nur ein Name auf dem Buch stehen wird, so sind es eben zahlreiche Personen, die daran beteiligt waren, jede auf ihre Weise, Familie, Freunde, Kollegen, Betreuer und bei uns Historikern immer auch zu einem nicht unerheblichen Teil die Archive.

Wenn man dann gleichsam vor die Tür gesetzt wurde, trifft einen die Moderne wieder mit voller Wucht und man merkt, dass sich die Welt in den letzten 500 Jahren durchaus weiterentwickelt hat. Die Stadt Lüneburg fängt einen an dieser Stelle jedoch gut auf. Ich konnte immer den Braun-Hogenbergschen Plan von 1598 in die Hand nehmen, mit seiner Hilfe den Hafen finden und mit einem Eis im Schatten des Krans die Ergebnisse des Tages in Ruhe verarbeiten.

Ich wünsche Ihnen noch viele Preisträgerinnen und Preisträger, fördern Sie die Forschung über Lüneburg, die Stadt gibt es auf jeden Fall her und das neue Museum wird seine zentrale Rolle hier mit Sicherheit vorbildlich wahrnehmen.

